

Wilfried Daim

DIE KASTENLOSE GESELLSCHAFT

Manz Verlag · München

AUS DEM INSTITUT
FÜR POLITISCHE PSYCHOLOGIE
IN WIEN

Planung, Anlage, Integration, Folgerungen von
Wilfried Daim

Einzeluntersuchungen von
Hanna Daim / Josef Dvorak / I. E.
Editha Grossmann / Friedrich Heer
Gertrude Petz / Klaus Strigl

Manz Verlag · München 1960
Alle Rechte vorbehalten
Hergestellt in der Buchdruckerei A. Busch, Bad Tölz
und in den verlagseigenen Werkstätten

ERNST KARL WINTER

IN FREUNDSCHAFT ZUGEEIGNET

INHALT

Prolog 12
Vorwort 13
Einleitung 15
Problemstellung 24
Methoden 27

Erster Teil
DIE KASTE UND DAS KASTENHAFTE 31
PHÄNOMENOLOGIE DER KASTE 33
Das Kastensyndrom 33
Die Kaste 34
Die Ekelschranke 40
Überlegenheit und Unterlegenheit 47
Der Zentralwert der Kaste 49
Die Sakralität des Kastenwertes 49
Die Sakraldistanz 53
Die Herrendistanz 60
Die Freiheitsdistanz 67
Die Vermögensdistanz 69
Die Bildungsdistanz 74
Die Starken und die Schwachen 86
Die Wenigen und die Vielen 89
Die Moralitätsdistanz 92

Die Herkunftsdistanz 97
Distanzierungszeichen 113
Hierarchie- und Dualstrukturen 123

KASTENDYNAMIK 127

Die Tendenz zur Fixierung von Kastenstrukturen 128
Die Tendenz zur Isolierung von Kastenstrukturen 129
Die Tendenz zur Akkumulation von Kastenstrukturen 133
Die Tendenz zur Tradierung von Kastenstrukturen 137
Das Eindringen in die Kaste 146
Der Ausbruch aus der Kaste 148
Generationsverschiebung: Auf- und Abstiegsprobleme 150
Aufstieg 150
Abstieg 154
Auf- und Abstiegskombinationen 157
Zwischenpositionsprobleme im Blick auf Auf- und Abstieg 161
Identifikationsprobleme 165
Die Identifikationsgruppe 165
Fern- und Nahdistanzen 167
Das affektive Gesellschaftsbild 171
Die Identifikation nach oben 172
Die Identifikation nach unten 173
Die Anbiederung 174
Zwischenpositionsprobleme nach Schicht- und Fremdkastenidentifikation 174
Der Kastenkampf 178
Die Objekte des Kastenkampfes 178
Ressentiments 180
Umwertungstechniken 184
Angriffstechniken 187
Abwehrtechniken 190
Schuldgefühle im Kastenkampf 193
Revolutionärer Kastenwechsel 196

Jenseits der Kaste 199
Der Affekt der Grenzenlosigkeit 200
Schlaf, Rausch und Tod 202
Das gemeinsame Mahl 205
Das gemeinsame Werk 207
Akzeptation und Gegenakzeptation 208
Die kastentranszendente Autorität 211
Schuldfrage und Schuldbekenntnisse 214
Das Wissen um den gemeinsamen Gott 217

TIEFENPSYCHOLOGIE DER TRENNUNGS- UND GEMEINSCHAFTSAFFEKTE 220

Die Einordnung der Eltern in die Gesellschaft 221
Die infantilen Wurzeln des Kastengeistes / Dual- und Hierarchiestrukturen 226
Die Ödipaldynamik in der Gesellschaft 231
Die Analdynamik in der Gesellschaft 239
Die Oraldynamik in der Gesellschaft 246
Die uterine Phase und die Geburt
Liebe, Narzißmus und schöpferische Kraft 250
Tiefenpsychologie der Kaste 256

Zweiter Teil

KASTE UND ANDERE POLITISCH-PSYCHOLOGISCHE KOMPONENTEN 261

KASTE UND BERUF 263

Der Industrielle 264
Der Bauer 265
Der Generaldirektor 266
Der Straßenkehrer 267

KASTE UND HISTORISCHE GRUPPENPRÄGUNGEN 269

Kaste und Stand 270
Sieger und Besiegte 272
Adel und Klerus 275

Der Bauer – Stadt und Land 280
Das Bürgertum 281
Der Kampf zwischen Feudalismus und Bürgertum 285
Das Proletariat – die Arbeiter 289
Der Kampf zwischen Bürgertum und Proletariat 291
Kaste und Klasse 294
KASTE UND BIOS 297
Kaste und Geschlecht 297
Heterosexuelle Problematik 297
Homosexualität 300
Kaste und Rasse 301
KASTE UND RELIGION 304
Kaste und Christentum 304
Das Judentum 305
Christus 321
Petri Durchbruch zur Weltreligion 336
Christliche Geschichte 342
Kaste und Buddhismus 352
Kaste und Islam 356
Kaste und Sekte 356
KASTE UND IDEOLOGIE 358
Kaste und Rassismus 359
Kaste und Nationalismus 365
Kaste und Antisemitismus 367
Kaste und Nationalsozialismus 371
Kaste und Marxismus 378
Kaste und Kommunismus 382
Kaste und Sozialismus 391
KASTE UND STAATSFORM 399
Die Monarchie 399
Die Republik 402
Die Demokratie 403
Die Diktatur 404

KASTE UND WELTPOLITISCHE LAGE 405
Die europäischen Länder 406
Das freie Europa 407
Die sogenannten Satellitenstaaten 408
Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika 408
Die UdSSR 410
Der Raketenwettlauf im Ost-Westkonflikt 417
Rot China 428
Die sogenannten unterentwickelten Länder 436
Das Christentum 438
Der Entfeudalisierungsprozeß in der katholischen Kirche 438

Dritter Teil

DIE KASTENLOSE GESELLSCHAFT 451
DIE NORMALE GESELLSCHAFT 455
Das Normale 455
Das Zielbild einer kastenlosen Gesellschaft 459
Die Eigendynamik zur kastenlosen Gesellschaft 466
Das Ethos der kastenlosen Gesellschaft 473
POLITISCHE PROGRAMMATIK AUF KASTENLOSE GESELLSCHAFT HIN 483
ANHANG 501
Die Methoden 501
Kurzangaben über die Versuchspersonen 515
Einleitendes 515
Kurzangaben über die Versuchspersonen der Vorversuche (1/ . . .) 516
Kurzangaben über die Versuchspersonen der Hauptversuche (2/ . . .) 522
Quellen 529
Anmerkungen 533

Eine echte Tiefenpsychologie der Klassen ist auch bis heute noch nicht geschaffen; ohne sie aber geht notwendig jede sozial-psychologische Deutung fehl.

Nikolai Berdjajew

Gott hat mir jedoch gezeigt, daß man keinen Mensch unheilig und unrein nennen darf.

Petrus I

VORWORT

Diese Arbeit möchte ich mit dem Ausdruck meines Dankes einleiten. Zunächst allen jenen gegenüber, die durch ihre Aufgeschlossenheit für die hier behandelte Problematik und durch die daraus resultierende Hilfe diese Arbeit erst ermöglicht haben. Danken muß ich aber auch meinen Mitarbeitern; sie haben mehr getan, als von ihnen verlangt worden war. Die vom Thema ausgehende Faszination und das Bewußtsein, an der Aufschlüsselung einer Problematik beteiligt zu sein, die es zwar immer schon gegeben hat, in der vorliegenden Weise aber noch nie angegangen worden ist, lassen ihr Interesse allerdings verständlich erscheinen.

So wie sich meine Mitarbeiter in beispielhaftem Eifer der Lösung der schwierigen Problematik gewidmet haben, ebenso habe auch ich versucht, alles zu tun, um die Arbeit zu einem geschlossenen Ganzen werden zu lassen.

Schließlich danke ich den Damen und Herren der Presseabteilungen der Botschaften der UdSSR und USA (alphabetisch angeführt) für die Liebenswürdigkeit, mit der sie mir photographisches Material zur Verfügung stellten.

Kritik und Zukunft werden darüber zu urteilen haben, inwieweit der hier vorgelegte Versuch als gelungen angesehen werden darf.

Wien, im Sommer 1960 *Wilfried Daim*

EINLEITUNG

Vorliegende Arbeit wurde durch Untersuchungen angeregt, die unter anderem ergaben, daß eine der wesentlichsten Determinanten politischer Einstellungen mit der von mir so benannten Kastenproblematik zusammenhängt. Es zeigte sich: Die Problematik der sogenannten Klasse, der Klassenkampf, ist im Grund nichts anderes als die Rationalisierung der viel tiefer liegenden Problematik der Kasten und ihrer Spannungen untereinander. Zwar überschneiden und überschichten sich im üblichen Wortgebrauch oftmals beide Begriffe, doch hat der Klassenbegriff, besonders durch den Marxismus, den Sinn ökonomischer Differenzierung. Nach ihm unterscheidet sich die Gesellschaft primär durch den Besitz bzw. Nichtbesitz von Produktionsmitteln. Primitiver, dem Empfinden und der Affektivität der marxistischen »Massen« entsprechender, wäre die Unterscheidung jedoch zu treffen zwischen »Reichen« und »Armen«.

Sicherlich fußt diese Unterscheidung auf einer Realität, aber neben und hinter diesem Gegensatz verbergen sich fundamentalere Differenzen, die wir zu erfassen trachten. Ja, durch das

marxistische Klassendenken werden viele tiefgreifende Spannungen verdeckt, in ökonomische umgedeutet und auf diese Weise rationalisiert.

Vor seinem plötzlichen Tod erzählte mir Franz Borkenau folgende Geschichte: An einer britischen Universität waren die meisten Studenten links eingestellt, wählten also die Labour Party. Außerhalb der Universität befanden sich nun zwei Gasthäuser. In dem einen verkehrten Fernlastfahrer, die in der Nähe ihren Bahnhof hatten. Ohne zu überlegen, also automatisch, lenkten die Studenten ihre Schritte zu dem anderen Gasthaus, in dem nur Studenten verkehrten.

Die Höhe des Einkommens, die Stellung im Produktionsprozeß, also die Klasse, ist keineswegs maßgeblich für das Verhalten dieser jungen Linksintellektuellen, sie folgten hier vielmehr dem Gesetz der Kaste.

Wenn wir das Wort »Kaste« hören, so denken wir zu allererst an bestimmte Verhältnisse in Indien. Aber auch in unserer Gesellschaft kann man vielleicht ein Verhalten feststellen, das vielfach dem einer Kaste entspricht, ohne daß wir – mindestens in Österreich und Deutschland seit 1918 – eine Institution haben, die wir als Kaste bezeichnen könnten. Wenn wir auch keineswegs in naivem europäischen Dünkel meinen, die Kaste sei eine speziell indische Einrichtung, so können wir doch an Hand des indischen Kastensystems zeigen, welche phänomenologischen Merkmale eine Menschengruppe aufweisen muß, um als Kaste bezeichnet zu werden.

Wir wollen also zunächst das Wort »Kaste« vorläufig bestimmen. Wir verstehen unter »Kaste« eine Bevölkerungsgruppe, die sich gegenüber der übrigen Bevölkerung abschirmt und es ablehnt, mit Mitgliedern anderer Gruppen in intimeren Kontakt zu treten. Mitglieder einer Kaste essen nur miteinander, heiraten nur untereinander, erziehen ihre Kinder gemeinsam und geben sich im Extremfall auch nur untereinander die Hand. Sie bleiben »unter sich«.

Im europäischen Raum gibt es die Kaste als offizielle Institution nicht mehr, wenn man von den Heiratsgesetzen der Herrscherhäuser absieht. Aber schon Voruntersuchungen zeigten, daß es sehr wohl kastenhafte Distanzierungen in der Bevölkerung gibt, die von außerordentlichem politischen Gewicht sind. Im Gesamtraum politischer Stellungnahmen findet sich sonst nirgends ein derartiges Auseinanderklaffen von affektiven Einstellungen und normativen, moralischen sowie rationalen Instanzen der Psyche. Die bewußt geäußerte Einstellung zur Kastenfrage und die unmittelbaren affektiven Stellungnahmen fallen meist auseinander. Auf die direkte Frage, ob es bei uns Kasten gäbe, wobei man das Wort »Kaste« im obigen Sinn erklärt, erhält man gemeinhin die Antwort »nein«. Die Versuchsperson 1/301 erklärte z. B.:

»Es gibt heute eigentlich keine Kasten mehr, aber ich zähle mich zu den Arbeitern.«

Der innere Zwiespalt der Aussage ist offenkundig. Zunächst meint die Versuchsperson, daß es eigentlich keine Kasten gäbe, was andererseits bedeutet, daß es uneigentlich doch welche gibt. Und der Nachsatz macht das vollständig deutlich, denn offenbar meint die Versuchsperson, die Arbeiter, zu denen sich sich zählt, stellten eine solche uneigentliche Kaste dar.

Eine andere Versuchsperson, 1/105, sollte, nachdem sie kurz vorher erklärt hatte, selbstverständlich seien alle Menschen gleich und es gäbe keinerlei Kastenschranken mehr, bei einem Zuordnungstest das Wort »Professor« entweder der ÖVP oder der SPÖ zuordnen. (Die ÖVP = Österreichische Volkspartei, setzt sich aus rechts- und linkskatholischen Gruppen und Liberalen zusammen. Sie entspricht in Westdeutschland in etwa der CDU, in Italien der Demokrazia Christiana, in der Schweiz den Konservativen und Christlichsozialen. Die SPÖ ist die Sozialdemokratische Partei Österreichs und entspricht den sozialistischen Parteien anderer Länder, in Italien jedoch viel eher der Saragats als der Nennis.)

Die Versuchsperson ordnete das Wort »Professor« spontan der ÖVP zu und erklärte nicht ohne Affektdruck: »Er kann doch nicht mit dem Pöbel laufen.« Es gibt also keine Kasten, aber offenbar einen Pöbel, mit dem sich der Professor nicht identifizieren kann, und diesen Pöbel sah die Versuchsperson in den Reihen der SPÖ.

Der weitaus größte Teil der Versuchspersonen glaubt an die wesensmäßige Gleichwertigkeit der Menschen. Die wenigsten haben sich bewußt und gründlich mit dieser so wichtigen Frage beschäftigt. Im Rahmen der vorliegenden Untersuchung erklärte die Versuchsperson 2/301, daß sie sich »noch nie Gedanken über die Kastenproblematik gemacht« hätte. Erst die Untersuchung erhellte für sie selbst die Stellung, die sie den einzelnen Kasten gegenüber einnimmt.

Gerade der geringe Bewußtseinsgrad dem Problem gegenüber, die geringe bewußte Kontrolle der Affekte in dieser Richtung sowie die Ausstrahlung der Problematik in alle anderen politischen Gegebenheiten verleihen dem Problem ein unerhörtes Gewicht. Deshalb wurde auch die vorliegende Untersuchung angesetzt. Sie sollte tief in den Bereich der Problematik vorstoßen und deren Ausstrahlungsfelder im gesamten politischen Raum abtasten. So war die Untersuchung zunächst eine primär psychologische.

Aber die Voruntersuchungen wiesen noch auf ein weiteres wichtiges Feld der Untersuchung, das in besonderer Weise Beachtung verdient. Es stellte sich nämlich heraus, daß in den weitaus meisten Fällen das Christentum, seinem tieferen Wesen nach, als kastenfremd, ja als kastenfeindlich angesehen wurde. Bei praktizierenden Katholiken trat zwar auch ein eindeutiges Kastendenken auf, doch war es zum Teil mit schweren Schuldgefühlen belastet.

Die Versuchsperson 1/2, eine katholische Akademikerin »aus gutem Haus«, erklärte etwa zum Wort »Proletarier«:

»Haben nix, die ‚Proleten', von zu Haus abfällig beurteilt, ausge-

sprochener Kastenunterschied, denen man sich absolut nicht gleichstellen darf, etwas, was einen da degradiert, das *steht zweifellos im Widerspruch zum Christentum*. Es ist mit ihm *absolut nicht* zu vereinen, aber *tief eingefressen*. Ich will nicht loslassen, daß ich mich ganz verbrüdern muß mit denen. Wenn andererseits bei persönlichem Kontakt die Grenzen ganz fallen, denke, ich habe etwas Blödes gemacht, der andere will das gar nicht. Proleten im üblen Sinne arbeiten nicht wirklich an sich, sondern sind nur Krakeeler, die Geld hinausschmeißen, usw.«

Man sieht an einzelnen Stellen offenkundige Konfusionen, die bei einer Intellektuellen sicher nicht einfach auf Ungewandtheit des Ausdrucks zurückzuführen sind. Richtig ist, daß Unterkastige eine solche Behandlung nicht erwarten, denn sie sind ja in der Distanzposition ähnlich fixiert wie Oberkastige. Aber darüber später.

Die Konfusionen zeugen von einer Art Krisenstimmung, ja von innerem Aufgewühltsein. Die Versuchsperson wird sehr dramatisch. Sie spricht davon, daß die Kastenunterscheidung »zweifellos im Widerspruch zum Christentum« stünde, daß es mit ihm »absolut nicht« zu vereinbaren sei. Andererseits sei aber die Kastenunterscheidung »tief eingefressen«. Wir sehen, der Widerstreit hat höchst aufregende Akzente.

Nicht mit der gleichen Dramatik, aber doch unüberhörbar, spüren wir den Konflikt bei der ebenfalls akzentuiert katholischen Industriellengattin 1/117 heraus, wenn sie sich folgendermaßen äußert:

»Wir sind vielleicht im Verkehr auch ein bisserl heiklig, wenn wir von jemandem nichts wissen. Wir haben einmal von jemandem geglaubt, das ist eine Dame, haben dann erfahren, daß sie früher Laufmädel war. Man hat aus dem Verhalten gemerkt, daß es lauter Lack war. Ihr Brief war voller orthographischer Fehler. Mein Mann hat gesagt: ‚Die hat kein Benehmen, schau, daß du sie rauskriegst!'«

Das »bisserl« ist bei 1/117 die fast einzige Dialektstelle, hier wird sie volkstümlich, offenkundig aus Schuldgefühl. Jedenfalls zweifelt sie an der Richtigkeit ihrer Stellungnahme, denkt sich,

sie könne vielleicht ein bisserl weniger heikel sein. Denn wenn man meint, man sei *vielleicht* ein bisserl heikel, so heißt dies doch, man könne es *vielleicht* auch ein bisserl weniger sein.

Im Zusammenhang der Untersuchung dieser Versuchsperson zeigte sich eindeutig, daß in der Kastenfrage ihre christliche Haltung mit ihrer affektiven in Kollision gerät. Daß die christliche Grundhaltung mit einer Kastengesinnung unvereinbar ist, vertreten die meisten Versuchspersonen der vorliegenden Arbeit. Der Akademiker 2/203 meint etwa:

»Es ist auch bei mir der Fall, daß ich mit bestimmten Berufsschichten nicht zusammenkomm', und es wär' vielleicht – darüber müßte man nachdenken, ob es für einen guten Christen dazugehört, daß er sich darum bemüht. Vielleicht sollte man in der Pfarre, in der Männerrunde oder irgendwo – Kontakt suchen ... Da ist die Frage: Was ist wichtiger? Soll man die Familie vernachlässigen und hier Kontakt suchen mit anderen Berufsständen, oder kann man sich das schenken? ... Irgendwie hat man das Gefühl, aber man ist nicht stark genug, um das zu machen.«

Man sieht, daß die Untersuchung 2/203 auf ein unangenehmes Problem stößt. Zwar sucht er sich im Blick auf die Familie zu entschuldigen, gibt aber sich und dem Untersucher schließlich zu, daß »man« (er duckt sich in die Anonymität) das Gefühl hat, Kontakt suchen zu müssen, jedoch dazu zu schwach ist. Auch hier ist es das Christentum, das kastenfeindliche Haltungen fordert.

In bestimmter Weise recht interessant ist die Äußerung der Versuchsperson 2/105, die zum Verhältnis von Kastenschranken und Christentum folgendes meint:

»Richtiges Christentum? Solange man die Zügel nicht schießen läßt und sich immer in der Kontrolle hat, glaub' ich, ist es schon vereinbar. Man darf nie irgendwie unfreundlich sein und den einen das fühlen lassen, aber wenn ich ganz ehrlich gestehen sollte, daß ich mir nicht manchmal denk ..., das wär' gelogen. Ich schäme mich jedesmal, wenn mir dieser Gedanke aufkommt. Und ich bin natürlich überzeugt, daß das nicht in Ordnung ist, darum hab' ich auch nicht damit herausrücken wollen.«

Auch hier finden wir eine Konfusion im Ausdruck, denn zunächst meint sie, Kastengeist und Christentum wären miteinander vereinbar. Allerdings darf man nicht »unfreundlich sein« und muß sich »in der Kontrolle« haben. Recht interessant ist der folgende Passus: »Aber wenn ich ganz ehrlich *gestehen sollte*, daß ich mir nicht manchmal denk ... das wär gelogen.« Nun sagt 2/105 gar nicht, was sie sich denkt, bemerkt aber im folgenden Satz: »Ich schäme mich jedesmal, wenn mir dieser Gedanke aufkommt.« Also muß der Gedanke etwas sehr Schäbiges sein. Es handelt sich offenbar um Gedanken der Verachtung gegenüber anderen Gruppen der Bevölkerung. Schließlich sagt sie: »Ich bin natürlich überzeugt, daß das nicht in Ordnung ist, darum hab' ich auch nicht damit herausrücken wollen.«

Zu Anfang der Aussage meint sie, daß es schon zu vereinbaren wäre, am Schluß ist sie allerdings überzeugt, das, was sie sich manchmal denkt, sei nicht in Ordnung. Man darf nicht übersehen: schon zu Beginn ihrer Aussage meldete sie einen Zweifel an eben dieser Aussage an. Denn sie schob ja das relativierende »glaub' ich« ein. Hätte sie das »glaub' ich« ausgelassen, würde der Satz folgendermaßen lauten: »Solange man die Zügel nicht schießen läßt, ist es schon vereinbar.« Dies klänge wesentlich überzeugter als mit dem eingefügten »glaub' ich«. Man sieht also, die Dame bejaht zwar das Kastendenken, hat jedoch zugleich schwere Zweifel, die sie veranlassen, bereits Andeutungen über manche ihrer Gedanken als Geständnisse anzusehen. Wenn auch neben dem Christentum andere Momente eine Rolle spielen mögen, so bestimmt dieses doch entscheidend die genannten Haltungen. Zwischen den verschiedenen historischen Erscheinungsformen des Christentums und den offenbar selbstverständlichen Ansichten über seine wesentliche Grundforderung klafft ein tiefer Spalt.

Wenn schon die Menschen der Gegenwart wie selbstverständlich annehmen, daß das Christentum gegen die Kastenbildung sei, wie steht es dann mit dem ursprünglichen Christentum und

seiner Wurzel, dem Judentum? Um diese Frage religionswissenschaftlich zu klären, wurde Josef Dvorak um eine eigene Untersuchung gebeten[1], außerdem habe ich mich selbst intensiv mit den sich durch Beachtung der Kastenfrage ergebenden Exegesen befaßt.

Im Lauf der historischen Entwicklung stieß das Christentum mit seinen Grundlehren auf die verschiedensten gesellschaftlichen Strukturen; dabei ergaben sich höchst komplexe gesellschaftliche Konstellationen. Darum sollte auch die Auseinandersetzung des Christentums in der abendländischen Geschichte mit eben diesen vorgefundenen gesellschaftlichen Strukturen untersucht werden. Diese Aufgabe übernahm Friedrich Heer[2]. Auf diese Weise bekam unsere Arbeit eine historische Dimension. Doch wurden auch Erfahrungen außerhalb dieser Untersuchungen mitverwertet, seien sie nun aus Psychoanalysen gewonnen oder aus anderen Wirklichkeitsbereichen. Methodische Bereicherungen konnten nur von Nutzen sein.

Ein wesentliches Moment verdient noch hervorgehoben zu werden. Eines der schwierigsten Probleme im Rahmen dieser Untersuchung *lag in den Untersuchern selbst.* Die Faszination des Themas hatte bei allen Untersuchern auch höchst persönliche Gründe. Denn weder ein Psychologe noch ein Historiker lebt außerhalb der Gesellschaft. Jeder ist intensiv mit ihr verknüpft und steckt selbst in Widersprüchen von Affekt und Über-ich. Unter den Untersuchern gab es keinen, den das Problem nicht tief erregt hätte. Nicht nur unter den Versuchspersonen, auch bei den Untersuchern zeigten sich geradezu Krisenerscheinungen. Alle Psychologen gaben dies rückhaltlos zu. Keiner von ihnen war völlig frei von Ressentiments und Arroganzen. Gerade dieses Moment machte die Untersuchung zu einem persönlichen Problem jedes einzelnen Untersuchers. Dadurch wurde die Arbeit zwar einerseits vorangetrieben, andererseits natürlich die Objektivität erschwert. Allerdings teilt unsere Untersuchung diesen speziellen persönlichen Charakter mit allen wichtigen

Problemen der Philosophie, Soziologie und Psychologie. Man kann diesen Schwierigkeiten nur durch eine möglichst ehrliche Selbsterhellung der eigenen Position und durch die Strenge der Methoden begegnen.

Eine sehr wesentliche Frage ist die nach dem persönlichen geistigen Eigentum der Ergebnisse dieser Arbeit. Wollte man hier ganz ins Detail gehen, käme man in große Schwierigkeiten, ohne doch im einzelnen wirklich gerecht zu sein. Aber es soll hier doch versucht werden, das Wesentliche zu sagen.

Die methodische Anlage der Untersuchung stammt von mir. In ihr stecken natürlich, wie ja immer in methodischen Ansätzen, wesentliche Ideen, die die Untersuchung dann bestätigt oder nicht. Wenn nun einzelne Versuchspersonen angeführt werden, so findet sich im Anhang auch jeweils der Bearbeiter angegeben. Von ihm stammt, wenn nicht speziell angeführt, auch die Ausdeutung. Bei den historischen Feststellungen zitieren wir in den Anmerkungen. Die Feststellungen in der Kastendynamik stammen, so nicht eigens anders zitiert, von mir, ebenso die tiefenpsychologischen Ausdeutungen. Dasselbe gilt von den Darstellungen der Relationen zwischen Kaste und den verschiedenen anderen politisch-psychologischen Komponenten und schließlich vom Entwurf einer kastenlosen Gesellschaft.

PROBLEMSTELLUNG

2/307: »Es kann auch ein Arbeiter bis zu einem gewissen Grad ein vornehmer Charakter sein, wenn er auch eine schwerere und eine etwas schmutzigere Arbeit verrichten muß.«

Die Versuchsperson 2/307, eine Büroangestellte mit Hauptschulbildung (die der deutschen Volksschulbildung entspricht), identifiziert sich völlig mit der »Kaste der Angestellten«, die sie relativ niedrig ansetzt. Sie grenzt affektiv ab. Der Angestellte reicht bis zum Abteilungsleiter. Ihre Direktoren empfindet sie aber nicht mehr als Angestellte sondern als Unternehmer. Ihr Angestelltenbegriff ist also affektiv ziemlich eng gefaßt, er ist mit einem subalternen Angestelltentum identisch, in das keine leitenden oder doch nur in begrenztem Rahmen leitende Funktionen eingeschlossen werden.
Wir sehen an ihrer Aussage eindeutig, daß die affektive Haltung mit der logisch-adäquaten Sicht keineswegs übereinstimmt. »Es kann der Arbeiter bis zu einem gewissen (?) Grad ein vornehmer Charakter« sein. Er kann es aber nur »auch« und nur »bis zu einem gewissen Grade«. Das heißt, normalerweise kann er es nicht und jenseits des »gewissen Grades« überhaupt nicht. Der

Arbeiter kann also im Affektbereich der Versuchsperson eine bestimmte Schranke nicht überschreiten. Es fragt sich, warum er über diese Schranke nicht hinauszukommen vermag. Keineswegs von ihr bewußt intendiert, erhalten wir von der Versuchsperson eine indirekte Auskunft. Sie gesteht ihm nämlich den »gewissen Grad« zu, »*obwohl* er auch eine schwerere und eine etwas schmutzigere Arbeit verrichten muß«. Das heißt – wenn wir die ungesagten Voraussetzungen der Aussage rekonstruieren (eine unserer wesentlichen Methoden) –, daß man zunächst annehmen müßte, die »schwerere und etwas schmutzigere Arbeit« mache es unmöglich, einen vornehmen Charakter zu besitzen. Man ist aber bereit, etwas nachzugeben und dem Arbeiter trotzdem – allerdings nur bis zu jenem ominösen »gewissen Grad« – einen vornehmen Charakter zuzugestehen.

Unschwer erkennt man den inneren Konflikt. Ohne diesen würde 2/307 ihren Affekten unzensuriert freien Lauf lassen, würde sie den Arbeiter auf Grund der Eigentümlichkeiten seiner Arbeit als prinzipiell unvornehm, also als »vulgär« ansehen.

In analoger Weise können wir die eigentümliche affektive Grenzziehung beim Angestellten erkennen. Vor die echte Wortbedeutung schiebt sich ein Affekt, der viel mehr Bedeutung für ihr Handeln besitzt als ihre Vernunft und der den Begriff entgegen den logischen Prinzipien verengt.

Wir erkennen also, daß es unmittelbare affektive Trennungslinien in der Gesellschaft gibt, genauer in den Einstellungen zur Gesellschaft, die, jedenfalls sehr häufig, nicht bewußt sind oder zumindest nur in geringer Weise. Diese affektiven Trennungslinien führen zu Grenzziehungen mit Folgen, die ebenfalls wenig bewußt sind. Im Konflikt zwischen den Forderungen des gesellschaftlichen Über-ich und den Affekten werden sie zum Teil rationalisiert. Die Affekte, über deren Ursprung man sich keine Rechenschaft gibt, erhalten eine nachträgliche Begründung. Die Versuchsperson 2/307 meint etwa zu Straßenkehrer:

»Notwendig, gewöhnlicher Mensch.«

Und auf Aufforderung, sich näher zu äußern, erklärt sie schließlich:

»Man muß einen Straßenkehrer *nicht unbedingt* verachten. Er kann *auch deswegen* ein gutes Benehmen haben und muß *nicht unbedingt* ein ‚dreckiger Prolet' sein« (lacht).

Sie meint also, man müsse ihn doch normalerweise verachten, denn er benähme sich offenbar schlecht. Das schlechte Benehmen dient zur Begründung der normalerweise bestehenden Verachtung. Das witzig sein sollende Wort vom »dreckigen Proleten« enthüllt aber recht deutlich, daß sie weniger das schlechte Benehmen fürchtet als den mit dem Straßenkehrer verbundenen Schmutz. Wir sehen hier eine Rationalisierung quasi in statu nascendi. Wir erkennen zwei Instanzen wiederholt miteinander im Kampf liegen, die bewußtere ist natürlich auch die bekanntere.

Aus all dem ergibt sich unser Problem. Zunächst zielt diese Arbeit auf die Erkenntnis der phänomenologischen Bestimmtheit der Kaste, weiterhin auf die der inneren Konfliktsituationen, die durch den Zwiespalt zwischen den kastenhaften Affekten und den antikastenhaften Tendenzen der Psyche entstehen, auf die Erkenntnis des Ursprungs dieser Affekte und auf die ihrer Dynamik.

Sie zielt darüber hinaus auf das Ausstrahlungsfeld dieser Affekte, das heißt auf ihre politische und sonstige Bedeutung für das Gemeinschaftsleben, und sie zielt schließlich — und dies gibt die Berechtigung für den Titel des Buches — auf die Gewinnung eines psychologisch adäquaten Gesellschaftsbildes, das wir die »kastenlose Gesellschaft« nennen.

METHODEN

Die Methodik dieser Arbeit ist sehr vielschichtig. Das Rückgrat bildet die tiefenpsychologische Erfassung von 200 Personen, wobei 100 im Rahmen von Voruntersuchungen, weitere 100 bei der vorliegenden Untersuchung, die eigens auf das Kastenproblem ausgerichtet war, getestet wurden. Die Auswahl der Personen entbehrt keineswegs der Einseitigkeit, wenn man an übernationale Verhältnisse denkt.

Der chinesische Reisbauer muß, um seiner Situation gewachsen zu sein, zwar sehr viele verwandte, doch auch sehr viele andersartige Tugenden entwickeln als ein österreichischer »Hörndlbauer«. Auch haben wir für Österreich die kastenhaften Tendenzen des Klerus vor allem am katholischen Beispiel vor Augen, während die protestantische oder russisch-orthodoxe Hierarchie nicht in unserem Gesichtskreis lag. Was natürlich nicht heißt, nur im katholischen Klerus fänden sich herrschaftliche Ansprüche.

Die verschiedenen Seiten der Kastenfrage sind jedoch derart fundamentaler Natur, daß wir sicher sind, außerordentlich wich-

tige Bezüge *jeder* Gesellschaftsschicht erfaßt zu haben, wobei es einzelne spezifisch österreichische Akzente geben mag. So wie es in Österreich eine aristokratische Spezialsprache gibt, so gibt es auch anderswo Spezialsprachen, die jedoch anders lagern. Die Bedeutung der Spezialsprache ist aber eindeutig gegeben, mögen auch die Unterschiede in Deutschland oder England andere sein als in Österreich. Dies sind jedoch Spezialfragen.

Die Untersuchung der 200 Personen erfolgte mit tiefenpsychologischen Methoden: Assoziationstests, Phantasieproduktionen, systematische Exploration und andere Tests fanden dabei Verwendung. Um die Erörterung für jene – die meisten Leser – nicht zu sehr zu belasten, die ihre Evidenzen nicht aus den Methoden, sondern aus der Bestätigung des Gesagten durch die Fremd- und Selbstbeobachtung ziehen, haben wir die Methoden im Anhang entsprechend erläutert. Wir müssen jedoch noch eine kurze technische Zwischenbemerkung machen: Im Anhang finden wir Kurzangaben über die einzelnen Versuchspersonen, die eine ungefähre Orientierung ermöglichen sollen. Die Versuchspersonen der Voruntersuchungen und die der vorliegenden Arbeit werden gesondert angeführt. Zitieren wir eine aus den Voruntersuchungen, so steht zunächst die Zahl 1, dann ein Schrägstrich und schließlich die Nummer der Versuchsperson. Beispiel 1/502 bedeutet: Es handelt sich um die Versuchsperson 502 aus den Voruntersuchungen. Zitieren wir eine Versuchsperson aus der Hauptarbeit, dann steht an Stelle der Zahl 1 am Anfang die Zahl 2, also etwa 2/206. Dies bedeutet die Versuchsperson 206 aus der Hauptarbeit. Wenn eine Versuchsperson zitiert wird, ist es für den Leser möglich, im Anhang auf Grund der Nummer der Versuchsperson einige Kurzangaben über den Betreffenden zu erhalten. Mehr konnte aus Gründen der Wahrung der Anonymität der Personen nicht angeführt werden.

Wer sich für die Methoden im einzelnen interessiert, möge den methodischen Anhang lesen. Doch war von vornherein nicht daran gedacht, die Basis der Arbeit auf das Material zu be-

schränken, das die tiefenpsychologische Untersuchung von 200 Personen zu Tage fördert. Das Material wurde verschiedentlich ergänzt. So wurden Erfahrungen aus Psychoanalysen herangezogen, außerdem typische Darstellungen aus der Dichtung, schließlich Witze und Karikaturen. Die Ergebnisse der angeführten religionswissenschaftlichen und historischen Untersuchungen waren natürlich mit historischen Methoden erzielt worden; das gilt auch für einige andere Feststellungen. Im Anhang bringen wir zu den Auswertungen der einzelnen Methoden Beispiele, doch finden sich auch schon innerhalb des Textteils genug davon.

An den Voruntersuchungen nahmen noch andere als die genannten Untersucher teil, doch wurden deren Ergebnisse praktisch nicht für diese Arbeit verwertet. Die einzelnen Mitarbeiter der Hauptuntersuchungen behandelten jeweils 20 Fälle. Aus der Zitation geht der Bearbeiter jedes einzelnen Falles hervor. Wiederholte Gespräche mit allen Mitarbeitern vor und während der Arbeit trugen zu einer Abstimmung der Arbeiten bei. Die wichtigste Ausdeutungsmethode ist die Analyse der ungesagten Voraussetzungen, des Symbolgebrauchs, der Fehlleistungen der Versuchsperson bei Phantasieproduktionen und einfachen Aussagen. Da wir die Anwendung dieser Methoden immer wieder an einzelnen Beispielen zeigten, ist es nicht nötig, sie eigens zu erläutern. Ein Hinweis sei noch gestattet. Wir können hier weder den Tonfall noch jeweils das Gesamtmaterial eines Falls wiedergeben. Das hat große Nachteile. Denn das Material über eine Person nimmt, neben einem 2-Stundentonband, oft bis zu 100 Seiten Untersuchung und Auswertung ein. Wenn wir nun eine Ausdeutung *eines* Ausspruchs vornehmen, dann meist auf der Basis umfangreicherer Grundlagen als hier untergebracht werden könnten. Immer aber werden wesentliche Komponenten sichtbar gemacht, wenn auch oft ein Großteil der Begründung nicht ausführlich dargelegt werden konnte.

Erster Teil

DIE KASTE UND DAS KASTENHAFTE

PHÄNOMENOLOGIE DER KASTE

DAS KASTENSYNDROM

Gleich zu Anfang dieser Arbeit haben wir die Kaste als eine Menschengruppe gekennzeichnet, die in bestimmter Weise »unter sich« bleibt. Die Mitglieder einer Gruppe, die man als Kaste bezeichnet, so sagten wir, heiraten nur untereinander, geben sich nur untereinander die Hand, verkehren gesellschaftlich nur untereinander, essen und trinken vor allem nur miteinander, lassen womöglich ihre Kinder nur miteinander spielen. Wir können hinzufügen: Sie haben einen eigenen Sprachton, ein Idiom, eigene Vokabeln usw. Die Tendenz, sich von der übrigen Bevölkerung abzuheben, kann sehr intensiv werden und sich auf sehr verschiedene Dinge beziehen. So gibt es Kleidungsstücke, Umgangsformen, ja Haartracht und anderes, das eine Kaste auszeichnen kann.

Die wesentlichen Merkmale wollen wir *Kastensyndrom* nennen. Diese Merkmalsgruppe hat einen gemeinsamen Nenner, der sich hinter dem »unter sich« verbirgt. Der gemeinsame Trend zur Herausgrenzung kann selbst dort bestehen, wo es die Möglichkeit zu einer vollständigen Kastenbildung nicht gibt, so im ka-

tholischen Klerus, bei dem es infolge des Zölibats zu keiner erblichen Sonderstellung – die Erblichkeit ist ein sehr wichtiges Moment der Kaste – kommen kann. Man vergleiche hier etwa die Herausbildung der Priesterkaste im Hinduismus. Die Tendenz zu einem distanzierenden Unter-sich-Bleiben hat es jedoch im katholischen Klerus lange Zeit intensiv gegeben, wovon die Chorschranke und vor allem der Lettner heute noch Zeugnis ablegen. Wenn der katholische Klerus im Vollsinn des Wortes keine Kaste zu werden vermag, dann aber doch in einem abgeschwächten Sinn. Er kann den affektiven Kern des distanzierenden »Unter-sich« realisieren, dieses »Unter-sich« jedoch nicht auf Generationen ausdehnen.
Schließlich gibt es außer unvollständigen Kasten noch eine *Tendenz* zur Bildung von Kasten. So führt eine bestimmte Haltung in letzter Konsequenz zur Kaste. Solche Haltungen wollen wir *kastenhaft* nennen.

DIE KASTE

Wenn wir den Affektgehalt des Wortes »Kaste« sowie des »Unter-sich-Bleibens« zu erfassen trachten, so erfahren wir eine komplexe Haltung, die phänomenologisch etwa folgendermaßen zu bestimmen wäre:
Zunächst finden wir eine Gruppenidentifikation und eine Stellung gegen das Gruppentranszendente, das außerhalb der eigenen Gruppe Liegende, von dem man sich abhebt. »Wir« und die »anderen« stehen einander so gegenüber, daß jene, die »unter sich« bleiben, eine Berührungsscheu gegenüber den andern haben und eine Distanz von kühler Überlegenheit entwickeln. Die Berührungsscheu drückt extrem ein Angeekeltsein aus, ein mißmutiges Angeekeltsein durch die kastentranszendenten Personen.
Weiterhin geht die Distanzierung mit einer überlegenen Hal-

tung einher, so unecht diese Überlegenheit auch sein mag. Die Überlegenheit wird mit einem Wert oder einer Wertkombination begründet, der oder die angeblich der Kaste zukommt, den andern Menschen jedoch nicht. Es kann sich hier um sehr verschiedene Werte handeln. Immer aber wird ein Wert als das Fundament, die Rechtfertigung für die überhebliche Distanzierung angegeben. Weil dieser oder jener Wert der Gruppe zukommt und man diesen Wert gleichsam vor der Beschmutzung, der Verunreinigung schützen muß, schließt man sich ab und sieht auch auf die andern hinunter. Der Zentralwert der Kaste wird nun bei einer echten Kaste übernommen, tradiert und weitergegeben.

Der Wortbedeutung nach kommt »Kaste« vom lateinischen castus, das »unvermischt«, »rein« bedeutet. Das Wort »kasteien« ist mit ihm verwandt; es hat die Bedeutung: durch Bußübungen sich abtöten, reinigen, innerlich säubern.

Bedeutsam ist der Affektgehalt, der für verschiedene Personen beim Wort »Kaste« anklingt. 2/504 sagt:

»Stelle mir darunter verschiedene Schichten vor, was so Menschen sind, die unter sich sind und die eine fremde Welt gar nicht aufnehmen dort; so Art wie ein Verein ist für mich eine Kaste, die wollen *unter sich allein sein, die sich von der übrigen Welt vollkommen abschneiden.*«

Interessant ist der Gebrauch des Wortes »abschneiden« statt abschließen. Die Begrenzung erhält dadurch ein aggressiv-sadistisches Moment. 2/204 akzentuiert die aggressive Seite noch mehr:

»Ich denk mir immer eine abgeschlossene Gesellschaft, die ihre Interessen hier so begrenzen und daraus Vorteil ziehen wollen in jeder Weise, so stell ich mir es halt ungefähr vor. Ein größerer Begriff wird ja oft geprägt, diese *ganze Kaste Verbrecher* und so, daß sich die *zusammenschließen, das ist ein ganzer Ring* ...«

Hier sieht man also in der Abgeschlossenheit etwas Verbrecherisches gegenüber der Gesellschaft. Sehr interessant ist das Sym-

bol »Ring«, denn die Eigenart des Kreises ist ja das »In-sich«-Bleiben. Auch was bei 2/216 anklingt, ist sehr bemerkenswert:

»Ku-Klux-Klan. Die Adeligen früher. Die was sich irgendwie *verschwören*. Wenn man sagt: der Kastengeist! Die was sich irgendeine Verschwörung auferlegen, die was ‚nur wir und die andern nix'! Die Kirchlichen auch. *Kirchenkasten. Einzelne Sekten.*
Die Reichen kann man eigentlich auch zu den Kasten rechnen. Die was nur in *eahna (ihren) Kreisen* verkehren wollen. Und der Ärmere ist schon der Niemand bei ihnen.«

Kasten sind also »ver«*schworene* Gemeinschaften, Geheimbünde, Ku-Klux-Klan. Bei dieser Versuchsperson klingt auch das religiöse Moment an. Beachten wir wieder das Wort »Kreisen« und, daß der Außenkastige der »Niemand« sei.

Versuchen wir kurz, die bisherigen Aussagen miteinander zu kombinieren. Dann wäre die Kaste eine verschworene Menschengruppe, die die Bande zu den übrigen Menschen in verbrecherischer Weise zerschnitten hat, um ihres eigenen Vorteils willen, wobei ein religiöses Moment mitspielt. Mit der oben erwähnten Assoziation »Sekte« werden wir uns noch beschäftigen müssen. — 2/304 erklärt dezidiert:

»Kastengeist, lehne ich ab, weil er irgendwie *unfruchtbar* ist und nicht fördernd der Volksgemeinschaft ist.«

Der Kastengeist ist demnach unfruchtbar, womit angedeutet wird, daß das Starre einen lebendigen Austausch unmöglich macht und so sterilisiert. Daß viele Menschen an Indien denken, ist natürlich. Daran knüpfen sich oft Vergleiche mit unserer Gesellschaft. 2/308 assoziiert etwa zu »Kaste«:

»Das is mehr ein brahmanischer Begriff, ein... betrifft Indien, net wahr! Dort sind die Kasten sehr genau, sehr streng voneinander getrennt. Also etwas, was zu uns gar nicht paßt, in unserem Gemeinschaftswesen, *das wir zumindest anstreben.*«

Wir streben demnach ein kastenfreies Gemeinschaftswesen an, doch erfahren wir deutlich den Zweifel, wenn es um die Frage

geht, ob diese Kastenfremdheit schon realisiert sei oder nicht. 2/309 erklärt:

»Na, natürlich irgendwie in Indien; aber was das damit... ja, ja vor allem ein entfernter exotischer Zustand, den man... von dem man nur Unangenehmes hört, ohne daß man's überprüfen konnte... Kaste... ja mehr is... a... an *geschlossene Türen.*«

Bei diesem Künstler, dem schließlich die geschlossenen Türen einfallen, klingt eine Vorstellung von Jean Paul Sartres Stück »Huis Clos« (Bei geschlossenen Türen) – es handelt von der Hölle – an. – 2/503 schildert anschaulich:

»Habe das Gefühl, so ein Kasten, eingekranzt. Mir kommt so eine Schachtel in den Sinn, was da irgendwie drinnen ist. Eine Schachtel mit Äpfel zum Beispiel, was eingekapselt ist.
Stell mir ein kleines Land darunter vor, das wie eine Kaste ist, so wie in der Schweiz ein Kanton.«

Auch ein sich abkapselnder Landstrich wird also mit der Kaste in Verbindung gebracht. – 2/515 bemerkt:

»Das ist eine Abgrenzung. Da denk ich einmal an Indien. Aber den Kastengeist gibt es nicht nur in Indien, den findet man überall, sogar im eigenen Haus, in der Straße ist der Kastengeist unwillkürlich. Diese Frau spricht mit der nicht, weil die mit der spricht, also sie kastelt sich ab. Oder eine andere wartet wieder zuerst, daß sie sie grüßt. Das ist so ausgesprochener Kastengeist, wenn man auf den Gruß des anderen wartet. – Männer gehen vielleicht eher darüber hinweg bei uns.«

Nachher meint sie hierzu noch ausdrücklich:

»Der Kastengeist ist bei uns noch sehr lebendig, besonders unter den Frauen.«

Die Frauen werden – von einer Frau – bezichtigt, besonders kastenbetont zu sein. – Das sadistische Moment, das in der Abgrenzung liegt, betont auch 2/520:

»Kastengeist: auch in unserem Lande war und ist zum Teil auch heute noch, *grausam* und sehr dumm, paßt nicht mehr in unsere Zeit.«

2/101 reagiert ähnlich:

»Bildungsmäßig kommt es von Indien, stelle ich mir vor. Kaste ist etwas mir Unsympathisches, zeigt von meiner Auffassung nach von hochmütiger Abgeschlossenheit, niemand eindringen lassen wollen ins eigene Milieu, herabblickend, verachtend, also negativ.«

2/102 assoziiert:

»Da kommt mir zuerst der indische Begriff der Kaste in den Sinn. Stelle mir darunter eine Rangordnung des Menschen vor, nach seiner *Geburt*. Hier bei uns ist Kaste ... es ist schon so, daß sich eine gewisse Art von Adeligen absondert, sich besser dünken, gesondert leben wollen und *vor allem gesondert heiraten*.«

Für diese Versuchsperson gehört zu Kaste ausdrücklich das Geburtsmoment. Es ist daher kein Wunder, wenn der Adel ins Blickfeld gerät, weil er die einzige Gruppe ist, die sich institutionell durch Endogamie von der Gesellschaft absonderte. Nicht institutionell, jedoch eindeutig wirkt bei der eben zitierten Versuchsperson der Kastengeist:

»Ich hab überhaupt keine Gelegenheit g'habt. Es war selbstverständlich, daß man mit gewissen Leuten verkehrt, es wäre lächerlich gewesen, wenn man irgendeinen Kutscher oder einen Futterwärter, von den Ang'stellten bei Hof, die keine Beamten waren und nicht höhere Beamte waren, irgendwie eingeladen hätte, denn es wäre das *irrsinnig* gewesen ... aus dem einfachen Grund, weil sie auch gar keine ... Sie dürfen nicht vergessen, daß diese Leute eine ganz andere Bildung gehabt haben, es haben die Kinder von diesen Leuten allerdings getrachtet, irgendeine Bildung zu bekommen.«

Ein gesellschaftlicher Verkehr mit einem Kutscher wäre also »irrsinnig« gewesen.

2/407 leidet offenbar unter einem solchen Kastengeist:

»Leider gibt es Kasten, es wäre schön, wenn es nur eine Kaste geben würde, und zwar ‚den Menschen'. Die Kaste gibt es aber, da hilft keine Demokratie etwas, sie gibt es in der Seele des Menschen. Zwar gibt es *Momente, wo sich die Menschen verbrüdern* – Lebensgefahr –, aber nachher taucht sie sofort wieder auf, vielleicht sogar noch verstärkt. Es wird sie immer geben.«

2/113 zielt nun direkt aus christlichem Geist gegen die Kaste: »Da muß ich an Indien denken und daran, daß es ... dem einzelnen nicht gedient ist ... die Menschheit in Kasten einzuteilen. Denn er fühlt sich da irgendwie *beengt*, er fühlt, daß Leute unter ihm sind und Leute ober ihm sind. Und er hat aber das Gefühl, daß alle Brüder sein sollen, ich mein jetzt, unserm gemeinsamen Gott verbunden, sollten wir den andern nicht als etwas Über- oder Untergeordnetes sehen, sondern einen Menschen, Bruder ... Ich glaube an Christus, und ich bemühe mich, in andern eben *einen Bruder zu sehen*.«

Versuchen wir nunmehr, alle bei den verschiedensten Äußerungen angeklungenen Momente zusammenzufassen. Hierzu gehören die Vorstellungen:

unvermischt – rein

nicht miteinander sprechen – Geburtsvorzug – nur untereinander heiraten

unter sich sein – eingekapselt sein – sich beengt fühlen – hochmütige Abgeschlossenheit – verschlossene Türen

sich abtöten – abschneiden – Verschwörer – Verbrecherring – grausam und dumm – Clique – Kartell

unfruchtbar

Sekte

Lebensgefahr ist antikastenhaft.

Die Kaste wäre demnach die Frucht hochmütiger Abschließung einer sich unvermischt rein haltenden Gruppe, die nur unter sich bleiben möchte, die möglichst wenig Kontakt mit anderen sucht, die eigenen Kinder untereinander spielen läßt und untereinander heiratet. Diese Abgeschlossenheit verursacht Isolation und Beengung, ist grausam bis zum Verbrecherischen, unfruchtbar und innerlich verwandt mit einer Sekte.

Die Aussagen gehen über unsere anfänglichen phänomenologischen Bestimmungen eindeutig hinaus, indem Aspekte anklingen, die wir noch nicht berücksichtigt haben, doch werden wir im Folgenden darauf Bezug nehmen.

Die Ekelschranke ist eine der wichtigsten, politisch-psychologisch folgenreichsten Aspekte der Kastenproblematik in der Gesellschaft. Puritanismus und Kommunismus, Sozialismus, Judentum und Christentum haben psychologisch tief verflochtene Beziehungen zu dieser Problematik. Sie ist unter anderem deshalb von großer Bedeutung, weil sie meist nur wenig bewußt ist, doch rationalisiert eine um so größere Rolle spielt.

Die Ekelschranke verläuft zwischen »Reinen« und »Unreinen«, im ursprünglichen und im übertragenen Sinn. Die indischen Parias sind die »Unberührbaren« und zeichnen sich dadurch aus, daß man gerade mit ihnen in besonderem Maß jeden Kontakt umgeht. Dem »Unreinen« gibt man nicht die Hand, man vermeidet es, mit ihm zu essen, man heiratet keinen »Unreinen« oder keine »Unreine«. Die gesamte sexuelle Vorstellungswelt ist von dieser Problematik mitgeprägt. So erklärte[3] ein Belgier, die Vorstellung, einem Negerbischof die Hand zu küssen, sei ihm unerträglich. Der dieser Äußerung zugrunde liegende Affekt gehört demselben Problemkreis an wie der Begriff der »dreckige Prolet« oder der »dreckige Jude«.

Die Konsequenzen dieser Unberührbarkeit sind groß. Der jenseits der Ekelschranke Lebende entwickelt ein Inferioritätsgefühl, das er natürlich auch überkompensieren kann. Da es verpönt ist, jemand offenkundig als schmutzig zu bezeichnen, wirkt die Ekelschranke vor allem untergründig. Bei vielen Versuchspersonen liegt die Rationalisierung auf der Hand. Die auf Grund des Ekeltabus vorgenommene Ablehnung wird mit Gründen gerechtfertigt, die nicht einem Tabu unterliegen.

Es gibt wenige, die völlig frei von Ekelinvestments sind oder sie nur in geringem Grad vorgenommen haben. Viele starke Affekte stellen Indizien ihres verdrängten Gegenteils dar; so kann unter dem Ekelgefühl häufig die vom gleichen Gegenstand ausgehende Faszination lagern.

Im gegenwärtigen Gesellschaftsdenken sind die »Unreinen« noch weitgehend mit der Arbeiterschaft identisch. Die Schmutzarbeiter stellen eine besondere Konzentration der »Unreinheit« dar, vor allem die Straßenkehrer und Kanalräumer.

Das wirksamste Mittel der affektiven Trennungslinie zwischen Arbeiter und Angestelltem ist die »Unreinheit« und »Reinheit«. Hingegen gibt es zwischen Arbeiter und Bauern normalerweise keine Ekelschranke. Der frühere Angestellte, aber nunmehrige Hilfsarbeiter 2/308, ist, intellektuell gesehen, zu einem viel tieferen Beruf abgesunken. Er arbeitete bis vor kurzem in einem Gaswerk. Er assoziiert zu »rein«:

»Ja, das sollt man sein, ist aber nicht immer möglich, besonders in unserm Beruf, wo man ... wir ausgesprochene Schmutzarbeiten zu leisten haben.«

Und auf die Frage, welche Frau er sich gewünscht habe, sagt er, er würde auch eine Arbeitertochter heiraten, die Schicht sei ihm egal.

»Damals aber (als er noch Angestellter war) vielleicht nicht, eine Kollegin wäre mir lieber gewesen.«

Hier ist wohl der am tiefsten verankerte Komplex getroffen, die schmerzlichste Stelle. Die Versuchsperson ist gleichsam zum Paria geworden, der durch die Ekelschranke von den anderen getrennt ist. Dieses Belegtsein mit dem Ekeltabu verkleidet sich in das Motiv »mangelnde körperliche Verfassung«. So sagt 2/308:

»Für meinen Zustand kommt das (Essen mit einem Generaldirektor) gar nicht in Betracht; ich könnte mich kaum kleiden oder auch *körperlich instandsetzen*, mich mit ihm an einen Tisch zu setzen (!).«

Ebenso wäre das Essen mit einem Grafen für ihn »eine glatte Unmöglichkeit«.

Er kann sich oberen Kreisen, denen er sich früher affektiv angehörig gefühlt hat, nicht mehr zuzählen, weil er nun unter das Ekeltabu fällt. Das scheint ihm weitgehend bewußt zu sein, denn das Motiv »mangelnde körperliche Verfassung«, wie er

sich beschönigend ausdrückt, erhält immer wieder, besonders in den Phantasieproduktionen, deutlichen Nachdruck. 2/308 ist affektiv sehr empfindlich dafür, daß er schmutzige Arbeit leisten muß und daß damit ein körperliches Schmutzigsein zusammenhängt, welches ihm auch außerhalb des Arbeitsbereichs anhaftet. Deshalb weicht er den Kreisen, die oberhalb der Ekelschranke stehen, aus, flieht geradezu vor ihnen. Zu »dreckig« assoziiert er:

»Na ja, das hängt von der Arbeit ab, was man zu tun hat. Wir haben eine sehr dreckige Arbeit gehabt.«

Eine deutliche Ressentimentbildung im Blick auf die »Reinen« zeigt sehr interessant der Werkmeister 2/303. Er ist im Grunde in einer kastenmäßigen Zwischenposition. Obwohl an sich den Arbeitern gegenüber autoritativ plaziert, macht er sich doch auch schmutzig. Das unterscheidet ihn vom Angestellten. Daher bildet sich nun natürlich auch das Konkurrenzmotiv besonders scharf aus. Die Versuchsperson steht nämlich genau an der Schwelle zwischen den Kasten, die sich durch »rein« und »schmutzig« unterscheiden. Und für diese Alternative scheint gemäß der Kindheitssituation eine besondere Empfindlichkeit zu bestehen. 2/303 lehnt daher »Angestelltengruppen, die einen Beruf erlernt haben und *nur aus Scheu vor dem Schmutzigwerden* ... versucht haben, irgendwie in das Angestelltenverhältnis ... Angestellter oder Beamter zu werden« aufs schärfste ab. Diesen Angestellten haftet nicht mehr das Odium des Schmutzes an, sie haben sich aus der entscheidenden Kastengliederung »rein-schmutzig« in die reine retten können, während ihm das nicht gelungen ist. Er ist daher gegenüber den Angestellten aus Ressentiment heraus aggressiv, wenngleich man zugeben muß, daß diese Aggression zum Teil durchschaut wird. In einer immerhin erstaunlichen Aufrichtigkeit sagt er:

»Jeder, der manuell arbeitet, der sich körperlich anstrengen muß ... (neigt) zu der Voraussetzung, daß alles, was im Büro sitzt, *nichts macht*.«

In unserem Fall ist das Verhältnis zum Angestellten so interessant, weil 2/303 die Rein-schmutzig-Alternative in aller Offenheit ausgesprochen hat. Das Gefühl des Schmutzigseins wurde anscheinend nur teilweise verdrängt (wo es nach unten und insbesondere auf den Bauern projiziert wird), während die Realität zur Hineinlegung des eigenen Erlebens in diese Tatsache zwingt. So bemerkt die Versuchsperson mit absichtlich unpersönlicher Aussage:

»Wenn heut einer *mit einem weißen Mantel* irgendwo gesehen wird, ist das für die anderen *ein Dorn im Auge.*«

Er wird also durch diesen Anblick gestochen, verletzt. Der Schmutzige haßt den Reinen; und nun kommt die interessante Rationalisierung, die allgemein gültig ist:

»Der macht sowieso den ganzen Tag nichts!«

Arbeit wird also mit *Schmutzigwerden* gleichgestellt, und der Schmutzige befreit sich rational aus der affektiv unangenehmen Situation, indem er Arbeit und Schmutz kausal verknüpft und damit ein Verdienst gegenüber dem »Reinen« in Anspruch nehmen darf.

Daß die Bauern auch häufig unter das Ekeltabu fallen, haben wir schon bemerkt. Der Bauer 2/318 ist voll Ressentiments gegen die Angestellten. Er muß immer »oben« sein, um sich wohlfühlen zu können, aber der Besitz, in dem er das Obensein begründet sieht, ist allein *nicht ausschlaggebend,* vor allem deshalb, weil die Angestellten das Ekeltabu gegen ihn ausspielen. Die Leute, vor allem die Angestellten, sagen:

»Ma kann do net ins Kino gehn, weil die Bauern stinken a so, und das ärgert an alleweil.«

Der Angestellte wird von dem Bauern 2/212 geradezu beneidet:

»Angestellter ist schon einmal ein schöneres G'schäft, der macht sich den ganzen Tag nicht schmutzig. Hat's leichter im Leben wie wir. Heute ist der Unterschied auch nicht mehr so wie früher.
Man kann mit ihm reden, kann mit ihm ein Kartenspiel machen ... setz ma uns auf den Roller. Da sind sie heut schon zugänglicher ...

Früher haben sie sich eingebildet, *der Mensch fangt erst bei ihnen an.*«

Die Wendung »der Mensch fangt erst bei ihnen an« ist sehr gebräuchlich und soll uns noch beschäftigen. Sie drückt aus, daß der Oberkastige jeweils aus dem Unterschied nach unten einen Wesensunterschied macht. — 2/419 erklärt zu »Angestellter«:

»Manche Angestellte sind sehr stolz, weil sie sich bei ihrer Arbeit nicht schmutzig machen. Glauben, etwas Besseres zu sein; besonders die Ehefrauen der Angestellten sind sehr eingebildet, obwohl kein Grund. Würde mit netten Angestellten essen gehen, *seine Frau* sollte aber nicht dabei sein.«

Wenn 1/17, eine ältere Frau, zu »Proletarier« ausruft: »Gott soll beschützen, daß ich mit denen nicht zusammenkomm!«, dann wundert uns nicht, daß der Gärtner 1/604 erklärt: »Ein Mann mit einem schmutzigen Beruf stößt die Frauen ab.« Es ist verständlich, daß hier, beim Kampf um die Frau, ein sehr wichtiges Motiv aller Kastendynamik anklingt und heftige und sadistisch aggressive Investments möglich sind. Die Frau wird den Angestellten vorziehen, es sei denn, es fasziniert sie der Schmutz.

Neben der schon erwähnten Möglichkeit, nur Schmutzarbeit als Arbeit gelten zu lassen, besteht die andere, den Spieß umzudrehen und gerade die im ursprünglichen Sinn »reinen« Schichten als »schmutzig« zu bezeichnen, indem man das Wort »schmutzig« im übertragenen Sinn gebraucht. An Stelle der »kleinen Leute«, wie bei 2/312, sind nunmehr die »großen« schmutzig. — 2/313 assoziiert zu »dreckiger Prolet«:

»Bitte? Muß nicht unbedingt zusammenhängen, ‚dreckiger' und ‚Prolet'. Aber es gibt genug Menschen, die ‚dreckige Proleten' sind und außen nicht als Proleten aufscheinen.«

Mit dieser Aussage schwankt er zwischen der ursprünglichen und übertragenen Bedeutung. — 2/302 assoziiert, sich bewußt, daß er das Wort im übertragenen Sinn gebraucht, zu »dreckig«:

»Moralisch gesehen dreckig, Gesinnung vor allem, nicht das Äußere, schmutzige Hände.

(Wer hat dreckige Gesinnung?) ... der immer mit den Wölfen heult, um sich nicht irgendwo anzustoßen.«
Er sagt dann zu »Misthaufen«: »Übertragener Manier sehr häufig im bürgerlichen Leben zu finden, sonst oft eine Notwendigkeit im Bauernhof.
... daß man ihn meistens mit einer Seidendecke überdeckt, um ihn nicht zu sehen, aber trotzdem ist der Geruch zu spüren.«

Beim Zuordnungstest stellt 2/501 (vgl. Anhang) beim Industriellen vielen auszeichnenden Attributen ein schwerwiegendes Gegengewicht gegenüber: er ist schmutzig! Diese Eigenschaft gehört zu jenen, die die Versuchsperson am stärksten ablehnt. Aber schmutzig ist jemand, der sich nicht wäscht und ekelerregend ist: eine unsaubere Frau, ein unsauberer Mann. (Die Mutter der Versuchsperson ist im Haushalt besonders sauber und ordentlich!) Im Vordergrund steht der physische Schmutz. Erst nach einer Weile fügt die Versuchsperson hinzu: »Schmutziges Geschäft.«
Man erkennt hier deutlich die innere Abwehrarbeit. Die Möglichkeit, sich überhaupt positiv zum Schmutz einzustellen, haben vor allem die Bauern, für die ja der »Misthaufen« »desto größer, desto besser« ist (2/415). Auch für den Gutsbesitzer (Grafen) 2/214, ist der »Misthaufen« ein »sehr wertvolles Produkt«. Bei ihm ist interessanterweise kaum etwas von einer Ekelschranke zu bemerken. In die gleiche Haltung geht auch die Assoziation von 2/319 zu »Jauche«:

»Jauche, des is ein, vom ... tierischen oder menschlichen Wesen, was i, wie des haßt, na, wie haßt'n des geschwind ... Exkremente, jo. ... Na ja, da, da, da Dung ... wunderbarer Dünger ist, net?«

Noch positivere Züge zeigt die Haltung des Schriftstellers 2/309 zur Rein-schmutzig-Problematik. Man gewinnt den Eindruck, daß er manchmal lustvoll auf »Schmutz« reagiert. So müssen die Assoziationen zu »Kanalräumer« und »Jauche« als äußerst verdächtig bezeichnet werden. Bei »Kanalräumer« denkt er an folgendes:

»Ja, an schwarze Soße und an ... an insbesondere an ... aber danach an Kot, an Kot und Loch und jedenfalls an Wühlen, irgendwas mit Wühlen hat das zu tun, an etwas unappetitlich Angenehmes (lacht), wie der Psychologe.«

Hier kommt wohl die regredierte Lust ans Licht, wobei eine analsadistische Reaktion gegenüber dem Psychologen eingeflochten wird. Aber auch bei »Jauche« taucht dasselbe auf:

»Hinterhof, ja, ja diese schmutzigen Schöpfkrüge fallen mir ein, jedenfalls u ... und das übrige Geruchs- und Farbenensemble, aber darüber hinaus ... ja, irgendwo kommt mir so als ... Leute in der Nähe von Jauche, die so irgend etwas ... was auch seelisch Unsauberes oder ... wo Jauche ist, da stimmt's nicht recht ... Inzucht vielleicht.«

Ähnlich 2/305, die meint:

»Rein, mir fallen immer die Gegenteile ein. Dreckig, ja, der Dreck auf der Straßn, in einem Bauernhof, der is auch wunderbar.«

Hugo von Hofmannsthal hat in einem Gedicht auch die positiv sexuelle Funktion des Schmutzes angedeutet. So heißt es:

»Dann die Herzoginnen
Im Spitzenbette weinen lassen und
Den dumpfen Weg zur Magd, du glaubst mir nicht?«

In Richtung auf echte Kastenfreiheit, was die Rein-schmutzig-Problematik betrifft, zielt zunächst die Äußerung des Industriellen 2/520 zu »Arbeiter«:

»Ich habe mit den Arbeitern ja sehr viel zu tun, weil ich sie selbst in meinem Werk habe. Ich habe vor den Arbeitern ebenfalls, wenn sie ordentlich sind und nicht irgendwie aufgehetzt sind, die allergrößte Hochachtung und stehe mit ihnen auf gutem Fuß.
Er benimmt sich sehr ordentlich und sehr höflich, aber ohne etwas devot zu sein, ich verlange von ihnen auch natürlich nicht die geringste persönliche Arbeit.
Esse sehr oft mit den Arbeitern, denn wir haben zusammen eine gemeinsame Küche bei uns. Wir sitzen zwar nicht am selben Tisch, aber wir essen dasselbe, und die Arbeiter benehmen sich sehr ordentlich, und wir essen auch jeden Tag so.«

Wenn 1/104 vermerkt, daß die Familie des Fabriksbesitzers im gleichen Ort sehr nett zu allen sei, denn:

»Sie geben *allen die Hand* (betrachten sie nicht als unrein!) und sprechen auch mit allen«,

so ist damit viel gesagt. Denn die Gemeinschaft braucht nicht so weit zu gehen wie bei den Bauern, von denen 1/604 sagt:

»Alle aßen sie von der gleichen Schüssel, der Bauer und das Gesinde.«

Was die übertragene Bedeutung des Schmutzes betrifft, so wurde sie in einigen Beispielen in einem negativ-moralischen Sinn verwendet. In einem solch moralischen Sinn bezeichnen sich die »Puritaner« bekanntlich als besonders rein und distanzieren sich so von den moralisch »Schmutzigen«.

Wenn wir an die nationalsozialistische Rassen-»reinheit« denken, dann erkennen wir, daß der Begriff für eine als wertvoll angesehene Integrität eines Prinzips, eines unvermischten Sonderwertes gebraucht wird. Blutmischung beschmutzt gleichsam im Sinn des moralischen Prinzips.

In diesem Sinn gibt es verschiedene »reine« Prinzipien, sogar eine »reine« Malerei, eine »reine Lehre« usw. Demnach wären Menschen dann »rein«, wenn sie sich mit einem Prinzip absolut identifizieren und andere Prinzipien, die »verunreinigen« würden, ausschließen. So kann jemand zwar körperlich als unrein, in einem übertragenen Sinn jedoch als rein angesehen werden. Es kann zu einer Kastenbildung der »Unreinen« kommen; doch werden sie sich im übertragenen Sinn als rein deklarieren, so wie dies die Kommunisten tun. Auf diese Weise wird der Reinheit als solcher doch wieder Tribut geleistet.

Die Kaste betrachtet also im ursprünglichen oder übertragenen Sinn die Außenstehenden als unrein, sich selbst jedoch als rein.

ÜBERLEGENHEIT UND UNTERLEGENHEIT

Kommt die Ekelschranke in der Distanzierung überhaupt, im Verweigern der Tischgemeinschaft, der Geselligkeit zum Ausdruck oder im Gefühl des Ekels dem anderen gegenüber, der das

Prinzip – den Körper oder den Geist – nicht »rein«, nicht »sauber« hielt, so wird darüber hinaus in der kastenhaften Distanz auch eine Überlegenheit demonstriert, ein »Oben«-sein gegenüber einem »Unten«-sein.

Diese Spielarten der Überlegenheit gibt es in großer Vielfalt. Auf Grund eines bestimmten Wertes wird ein anderer Mensch, der an diesem Wert keinen oder nur geringen Anteil hat, verachtet. Die »überlegene« Person sieht dann nach unten und identifiziert sich zugleich mit jenen Personen, die ebenfalls über jenen Wert verfügen. Die Überlegenheit leitet sich vom zentralen Wert der Kaste her, der ihr wirklich oder angeblich in besonderem Maß zukommt. Auf jeden Fall hat die Kaste etwas, das sie als besonderes Positivum ansieht und wodurch sie glaubt, eine hinabblickende Distanz mit Recht aufrechterhalten zu dürfen.

Nun gibt es aber verschiedene Überlegenheiten, die je nach Gesichtspunkt sogar gegensätzlichen Gruppen zukommen können. So kann man aus der Tatsache, daß die eigene Gruppe klein ist, das Überlegenheitsgefühl des »Elitären« gewinnen; aus der Tatsache, daß die eigene Gruppe groß ist, kann man ebenso das Gefühl der Überlegenheit erlangen, insofern nämlich, als viele stärker zu sein pflegen als wenige und »viele Hunde des Hasen Tod« sind. So ist es möglich, daß eine Kaste auf die andere aus diesem, jene jedoch auf die erstgenannte aus jenem Grund hinabsieht. Dabei pflegen die Wertstandpunkte sehr verschieden zu sein. Und gerade der verschiedene Wertstandpunkt ermöglicht es, daß jeweils zwei Gruppen einander zu verachten vermögen. Daher ist die Frage, ob eine Person andere verachtet, und die andere, ob sie selbst verachtet wird, insofern sehr aufschlußreich, als hier bei den Antworten die Wertmaßstäbe zum Ausdruck kommen, die die Sozialdistanzierungen begründen.

Die Kaste kann also einen bestimmten Wert oder eine Wertgruppe zum Zentrum haben, mit der sie ihre Isolation begründet.

Der Ekel begrenzt gewissermaßen die Kaste, schützt den Zentralwert und jene, die sich mit ihm identifizieren, vor »Verunreinigung«, »Befleckung«, während der Zentralwert die Mitglieder der Kaste heraushebt, sie »aus-zeichnet« vor den andern, sie über-hebt.
Nun werden wir an Hand verschiedener Beispiele sehen, in welcher Weise einzelne Werte zu Wertzentren für Kasten werden können.

DER ZENTRALWERT DER KASTE

Die Sakralität des Kastenwertes

Der Zentralwert der Kaste ist also jenes Moment, das als Basis für die Isolation dient. Das kastenhafte Verhalten soll gleichsam durch die Forderung nach Reinerhaltung des Kastenwertes entschuldigt werden. Die Isolation wäre jedoch nicht nötig, würde der Zentralwert der Kaste nicht gewissermaßen als bedroht empfunden durch die Personen, die nicht der Kaste angehören. Die Kaste ist sich ihres Wertes gleichsam nicht sicher. Außerdem kann der Kastenwert nicht nur verunreinigt werden, durch das Eindringen von kastenfremden Elementen würde er überdies *entwürdigt, entweiht, entheiligt.*
Hier sitzt das zentrale Moment der Kaste, das sie mit der Sekte in Zusammenhang bringt. Die Verwandtschaft der Kaste mit der Sekte soll uns nun zu einem Gedankenexperiment ermutigen:
Es gibt eine Reihe von Personen in der Gesellschaft, die Briefmarken sammeln. Sie tun dies mit mehr oder weniger großem Eifer. Das Markensammeln verbindet in gewisser Weise jenen englischen König, der angeblich viele Marken sammelte, mit dem Mann aus der Vorstadt, der dies auch tut.
Diese Gemeinsamkeit veranlaßt die Markensammler, Vereine

zu gründen, deren Zweck darin besteht, Gelegenheit zum Austausch von Marken und Ideen zu geben. Es ist naheliegend, daß durch diese Gemeinsamkeit auch andere Bindungen entstehen. Die Markensammler lernen einander kennen und schätzen. Die Wahrscheinlichkeit, daß sie untereinander heiraten, wird größer. Die Kinder der Markensammlerfamilien spielen häufiger miteinander usw. So weit – so gut. Es ist gegen all das nichts einzuwenden, wenn nicht ein bedeutender Schritt weiter getan wird. Dieser Schritt wäre jedoch entscheidend.

Gingen die Markensammler nämlich so weit zu erklären, daß das Markensammeln eine »heilige« Sache wäre, dann würden die »Diener der Marken« sozusagen »Propheten« des »Heils«. Wenn sie weiter erklärten, alle Nichtmarkensammler wären unrein und unheilig, dann würde die harmlose Sache langsam gefährlich. Dann läge es nahe zu fordern, daß Markensammlerkinder nicht mit Nichtmarkensammlerkindern spielen und Markensammler nur untereinander heiraten dürften, denn man müsse sich vor der Unheiligkeit des markenfreien Raumes schützen.

An diesem Gedankenexperiment sehen wir: die »heilige« Marke verbände und trennte in eigenartiger Weise. Die, die an der Marke teilhätten und ihren Kult pflegten, wären mit ihr sakralisiert, geheiligt und bildeten so mit ihrem Wert eine Identifikationseinheit. Mit der Zeit würden sie selbst gewissermaßen Marke. Alles bezöge sich darauf, und die Frevler an der Marke wären die Bösen, die Markensammler dagegen die Guten. Von Übel wäre also auch die Vermischung mit den Nichtmarkensammlern. Wer innerhalb der Markensammlergemeinschaft mit der Sakralisierung der Marke nicht einverstanden wäre, müßte die Gemeinschaft verlassen. Die Gemeinschaft der Markensammler müßte »rein« in ihrem Streben sein. Sie würde sich säubern, kasteien, indem sie die räudigen Schafe (ein sowjetischer Titel für Pasternak) ausstießen, auf daß nicht auch die andern räudig würden.

So würde sich die Markensammlergemeinde von allen andern Menschen isolieren. Die Identifikation mit einem innerweltlichen, absolut gesetzten Wert schafft also Isolation, Verteidigungsideologie und einen bestimmten Kult. Aus den normalen Grenzen, die ein einfacher Markensammlerverein zieht, würde plötzlich eine gravierende Kluft. Zwischen den Menschen stünde ihr Absolutum, an das sie fixiert sind.

Es ist naheliegend, daß häufig Akademiker Akademikerinnen heiraten und vorwiegend untereinander verkehren. Würde jedoch das »Akademische« sakral, dann würde das Unakademische profan und unheilig. Dann stünden auf einmal die Nicht-Akademiker vor der geschlossenen Pforte der akademischen Weisheit, die, nun sakrosankt, von den Uneingeweihten nicht durchschritten werden dürfte. Der akademische Grad wäre dann der Schlüssel zum Tempel und die Vorbereitung auf ihn das Einweihungsritual.

Nun wäre die Markensammlergemeinde keine Kaste, sondern eine Sekte. Denn jeder, der das Markenheiligtum anerkennen würde, könnte Mitglied werden, aus welcher Gesellschaft er auch immer käme. Der verabsolutierte Wert – die Briefmarke – wäre jedem Menschen der Gesellschaft zugänglich. Jeder hätte mit ihr in der einen oder andern Weise zu tun.

Anders ist es, wenn das Akademische verabsolutiert wird. Hier wird ein Wert, der einer bestimmten Gruppe innerhalb der Gesellschaft zukommt, sakralisiert, und so entsteht eine Kaste. Auf diese Weise wird aus einer eben noch bestehenden Differenz ein fundamentaler Unterschied. In diesem Zusammenhang sind Redewendungen von großer Bedeutung, die im Rahmen unserer Kastenuntersuchung wiederholt gebraucht wurden. Wir zitierten schon eine Aussage des Bauern 2/212, der von den Angestellten sagte:

»Früher haben sie sich eingebildet, *der Mensch fangt erst bei ihnen an.*«

Er bezieht hier eine Wendung auf die Angestellten, die weit

mehr gegenüber den Adeligen und den Akademikern in Gebrauch ist und auch häufig in unseren Untersuchungen in diesem Sinn verwendet wurde. Also etwa: Für *die* Leute »fängt der Mensch erst beim Baron an«, oder »... fängt der Mensch erst beim Akademiker (Doktor) an.«

Auf dieselbe Grundeinstellung gehen Wendungen im Zusammenhang mit den Begriffen »Familie« oder »Gesellschaft« zurück. So erklärte eine Klosterschwester aus einem vornehmen Orden, als sie gebeten wurde, ein Kind (Nichte eines Universitätsprofessors) in die Schule aufzunehmen, indigniert (1959): »Aber sie gehört ja nicht *zur Gesellschaft.*«[4]

Das Wort »Gesellschaft« wird hier in einem qualifizierenden, distanzierenden, herablassenden Sinn gebraucht. Es wird darin ausgedrückt, daß die Menschen, die nicht zu *dieser Gesellschaftsgruppe* gehören, eigentlich überhaupt nicht zur Gesellschaft gehören, keiner Gesellschaft angehören.

Oder: im feudalen Raum sagt man – wir kommen in anderem Zusammenhang noch darauf zurück –, daß jemand, der nicht zum Adel gehört, »keine Familie« hat. Demnach hat nur der Adel »Familie«.

»Mensch«, »Familie«, »Gesellschaft« sind Prädikate, die hier nur bestimmten Kasten oder nur einer bestimmten Kaste zugerechnet werden. Dies bedeutete, daß es außerhalb der Kaste keine Menschen, keine Familien gäbe. Die Mitglieder der Kaste identifizieren sich mit ihrem Kastenwert, den sie als den eigentlich menschlichen, absoluten Wert ansehen, und erhalten damit eine besondere Qualifikation. Die restliche Gesellschaft steht außerhalb dieser menschlichen Qualifikationen, sie sind Menschen nur im uneigentlichen Sinn. Aus einem höchst relativen Wert wird also ein absoluter. Durch die Teilhabe an diesem absoluten Wert wird aus den gewöhnlichen Menschen der eigentliche Mensch: der vom Kastenabsolutum durch eine Art mystischer Emanzipation her bestimmte. Der außerhalb der Kaste stehende Mensch wird damit zum uneigentlichen, der die Vo-

kabel Mensch eigentlich nicht verdiente. Er ist vom Menschen in der Kaste *seinem Wesen nach* verschieden.
Diese kastenhafte Haltung erscheint als durchaus logisch und konsequent, wenn man bedenkt, daß der Unterschied zwischen einem absoluten Wert und einem relativen naturgemäß sehr wesentlich ist. Wenn das einzelne Mitglied der Kaste durch die Identifikation mit dem Kastenwert Teilhaber des absoluten Wertes ist, sind die Kastentranszendenten jenseits des Heiligtums nicht im Bannkreis des zentralen Wertes. Dieser Unterschied stellt eine sehr tiefgreifende Trennungslinie dar, die, wäre das Absolutum nicht illusionär, tatsächlich eine Wesenstrennung bedeutete. Setzt man einen Gruppeneigenschaftskomplex absolut, wie etwa den der »nordischen Rasse«, wird ein Mensch, der ihr nicht angehört, zum uneigentlichen Menschen, während der, der ihr zugehört, sakralisiert wird. Der Unterschied zwischen dem nordischen Menschen und den anderen Menschen wird dann absolut, ein Wesensunterschied, der die zentrale menschliche Substanz betrifft.
Wir erkennen also, daß der Zentralwert einer Kaste absoluten Charakter hat. Hat er relativen Charakter, dann handelt es sich nicht um eine Kaste.

Die Sakraldistanz

Wird der Unterschied zwischen den sogenannten Laien und den Priestern zu einem Wesensunterschied in dem Sinn, daß der eigentliche Wert innerhalb der kirchlichen Gemeinschaft erst beim Priester anzusetzen sei, dann entsteht eine Kastenschranke. Nun sagten wir schon, daß es dort, wo für die Priester das Zölibat besteht, zu einer Kaste im Vollsinn des Wortes gar nicht kommen kann, doch können Angehörige des Klerus sich absondern und ihren Spezialwert – die spezielle priesterliche Weihe und Sendung – absolutsetzen, so daß in einem weitgehenden Sinn eine Kaste entstehen kann.

Die heute leider noch verbreitete »salbungsvolle« Haltung der Priester distanziert die Laien von diesen nach unten. So gleitet die Äußerung des Kaplans 2/101 ins Salbungsvolle ab, die er als Antwort auf die Frage gibt, ob er sich anderen überlegen fühlt (Die Ausdrucksmodulation läßt sich hier leider nicht wiedergeben, man müßte sie auf dem Magnetophonband hören):

»Unter mir, gesellschaftlich, wo ich mich hinunterbeugen muß, ja. Daß ich als einer, der sicherlich ausgewählt ist und der drinnensteht in einem Beruf, der vorgezeichnet ist, unbedingt. . . . net so von oben herunterschauend, weil mir von Natur aus das net liegt, und wenn es wäre, ich ankämpfen müßte dagegen und auch nicht als Seelsorger geachtet und wirken könnte, weil es mein zweites Wesen ist, mit allen Menschen nicht nur auszukommen, sondern dazustehen. Obwohl ich natürlich spür . . .«
Psychologe: »Kommen Sie sich als der Bessere vor?«
»Der Bessere, na ja, der, der's leicht hat, der Bessere würd ich nicht in dem Si . . . ich steh schon über, dabei nicht verachtend irgendeinen anderen, das glaub ich nicht.«

Sehen wir uns diese Äußerungen genau an. Er »muß sich hinunterbeugen«. Wieso »muß«? Entweder weil er den anderen so weit unten fühlt, daß er gar nicht anders Kontakt erhalten kann, als indem er sich hinunterbeugt wie ein Erwachsener gegenüber einem Kind. Oder das »muß« ist ein verpflichtender Imperativ – hier wohl ein aus dem Christentum kommender Auftrag –, dann hatte er, weil er ja »muß«, sich das Hinunterbeugen sogar abzuringen. Das »hinunterbeugen muß« setzt er fort als einer, »der *sicherlich ausgewählt* ist, der darinnen steht in einem Beruf, der *vorgezeichnet ist, unbedingt* . . .«
Weil 2/101 also in einem vorgezeichneten und unbedingt ausgewählten Beruf steht, muß er sich hinunterbeugen. Doch zeigt die unsichere Diktion schon die Unterminierung der rationalen Leitvorstellung an. Er verfällt in den leichten, in der resignierenden Aristokratie gebräuchlichen Wiener Dialekt (ohne die näselnde Tönung allerdings), der typisch ist für bagatellisierende Relativierungen: »Net so von oben herunterschauend,

weil mir das von Natur net liegt.« Er muß sich also zwar hinunterbeugen, darf aber dabei nicht hinunterschauen.

Dreimal setzt 2/101 zur Begründung dafür an, warum er nicht hinabschauen darf, und jedesmal wird sie ihm vom Affekt zerschlagen. Denn obwohl es ihm »von Natur net liegt«, meint er, wenn »es so wäre«, das heißt, wenn doch und nun wohl wieder von Natur aus der Drang bestehen sollte, hinunterzuschauen, er »ankämpfen müßte dagegen«. Aber warum ankämpfen, wenn es doch, wie er anfangs sagte, in der Natur des Priesterberufes liegt, »daß er ausgewählt ... und ... vorgezeichnet ist, unbedingt ...«?

Der neuerliche Begründungssatz, der wohl deshalb gewählt wurde, weil ihm die Begründung von der Natur, von der aus es ihm »net liegt«, ungenügend erschien, ist positiv angesetzt, biegt aber ins rein Pragmatische um. Weil er »auch nicht als Seelsorger geachtet und wirken könnte«, darf er nicht hinunterschauen.

Auch hier eine Verwirrung. Es sollte ursprünglich heißen, und das geht tief: »Weil ich als Seelsorger nicht geachtet sein (oder werden) könnte.« Demnach gehört es zum Wesen des Seelsorgers, zum Grundbestand seiner Achtung, *nicht* hinunterzuschauen. Die pragmatische Abbiegung dient der Rechtfertigung. Nach »geachtet« zerschlägt er die Logik des Satzbaus und setzt fort: »wirken könnte«. Läßt man das die Grammatik störende »geachtet und« weg, bliebe: »auch nicht als ein Seelsorger wirken könnte.« Das heißt, die anderen würden es ihm übelnehmen, wenn er hinunterschaute. Damit er jedoch als Seelsorger wirken kann, schaut er nicht hinab.

Aber auch diese zwiespältig geratene Begründung genügt ihm nicht, er setzt neuerlich an: »Weil es mein zweites Wesen ist, mit allen Menschen auszukommen.« Aber gegen dieses »mit allen Menschen auszukommen« fühlt er sofort wieder Bedenken: »*Obwohl* ich natürlich spür ...« Nun müßte er logisch fortfahren: »daß die andern doch weniger sind« oder »daß man

mit ihnen doch nicht auskommen kann . . .« Im letzten Moment jedoch zensuriert er, indem er so intensiv blockiert, daß er abbricht.

Hier hakt die Psychologin methodisch richtig und konsequent ein, indem sie den angesetzten Gedanken ausspricht. Er bejaht auch nolens volens: »Der Bessere, na ja.« Das heißt ja und nein zugleich, aber widerwillig doch eher ja. »Der's leicht hat, der Bessere würd ich nicht sagen, in dem Si . . .« Sinn wollte er sagen, blockiert aber schon wieder. Er meint offenbar zunächst, daß er es unverdientermaßen leicht hätte, weil er aus katholischer Familie stammt oder aus Gnade usw. Daß er also der Bessere sei, sei kein Verdienst, so stehe er darüber. Nur das kann wohl der Sinn sein von: »der's leicht hat.«

Aber schon im nächsten Satz straft er sich wieder Lügen. Wenn sich nämlich dieser Satz auf »der's leicht hat« bezieht: »Der Bessere würde ich nicht sagen in dem Sinn.« Also in *dem* Sinn bin ich nicht der Bessere. Dafür wohl aber in einem *anderen* Sinn. Und am Schluß äußert er sich noch einmal ambivalent: ». . . ich steh schon über.« Er bricht aber wieder den Satz ab, um in die andere Linie einzulenken: »dabei aber nicht verachtend irgendeinen anderen.« Aber zu diesem Satz meldet er wiederum Zweifel an. »Das glaub ich nicht«, denn das heißt: »Ich weiß es nicht sicher.«

Vor uns spielte sich offenbar ein Gewissensdrama ab. Der Befragte schwankt zwischen zwei Haltungen und kann sich nicht entscheiden. Die eine wäre zu formulieren: Ich bin nichts Besseres als die anderen. Ich habe keinen Grund, auf die anderen hinabzuschauen. Mein Priestertum hebt mich, rein menschlich gesehen, nicht aus den anderen heraus, und ich unterscheide mich daher auch nicht wesentlich von ihnen. Meine Funktion ist im Blick auf die gemeinsame menschliche Ebene etwas Sekundäres. Die andere, gegenteilige Haltung wäre dagegen zu formulieren: Als Priester stehe ich über den andern, sehe auf diese wohl hinunter, denn sie unterscheiden sich wesentlich

von mir dadurch, daß ich auserwählt bin, die andern aber nicht, daß ich in einem Beruf stehe, der unbedingt vorgezeichnet ist, während sie in einem Beruf stehen, der höchstens bedingt oder gar nicht vorgezeichnet ist. Ich bin daher der entscheidend Bessere, Höherstehende.

Der *christlichere* Standpunkt ist offenbar der erste. Es ist also sein christliches Gewissen, das weitgehend gesellschaftliches Über-ich wurde, das ihn hindert, einfach zwischen Priestern und der restlichen Menschheit einen Abgrund aufzureißen.

Anders ist der Kaplan 2/106, der zu »Hochwürden« ironisch »die geistlichen Herren« assoziiert und zur Frage nach dem Hinunterschauen apodiktisch und plastisch erklärt:

»Verstecktsein der eigenen Schwächen hinter Gittern; besonders an Prälaten. Minderwertigkeitsgefühle, die dann in violett aufscheinen. Liebe ist das Primäre.«

In dieser Apodiktizität liegt eindeutig eine Aggression gegen Prälaten. Er hält das Verhalten vieler Prälaten für unchristlich. Daß sein Verhalten sicherlich nur zum geringeren Teil in einem Ressentiment begründet liegt, zeigt sich daran, daß er als Prälat – hierfür spricht sein Typus – vermutlich anders wäre.

Der Priester 2/103 erklärt zum Wort »Kaste«:

»Ja, bitte, wenn Sie von Geistlichen sprechen wollen: gibt es auch da, aber nicht alle, vielleicht weniger als früher, die sich von vornherein in eine sakrosankte Einheit hineinversetzt fühlen, mit einem Nimbus von Recht und Privilegien ...«

Dort, wo der Fluß des Satzes durchbrochen wird, versucht er nur, eine absolute Behauptung zu verhindern. Er zielt aggressiv auf jenen Typus, der sich in eine »sakrosankte Einheit hineinversetzt fühlt, mit einem Nimbus von Recht und Privilegien.«

Der unbestrittene Heros der Kapläne 2/101, 2/103 und 2/106 ist Kardinal Innitzer, der kastenfremde Kardinal. Sie stecken voll Anekdoten über ihn. Etwa, daß er im Konsistorium, dabei in Gegensatz vor allem zu den deutschen Kardinälen geratend, rangjüngere Kardinäle zuerst begrüßte und ihnen Blockmalz

anbot, daß er, als er am Eingang eines römischen Palazzo von zwei brennende Kerzen tragenden Lakaien empfangen wurde, um von ihnen die Treppe hinaufbegleitet zu werden, zunächst diese Kerzen ausblies, weil ihm diese Ehrung gar nicht gefiel. Daß er sich den Ring nur während des Zeremoniells küssen ließ und da nur ungern. Es wird auch erzählt, daß er in Rom Anstoß erregte, weil er sich nicht würdig genug benahm: er fuhr nicht mit dem Auto zur Kirche sondern ging zu Fuß. Sollte auch das eine oder andere davon nicht stimmen, so bliebe doch typisch, daß solche Anekdoten über ihn erfunden wurden. Sie zeugen von dem Bild, das man von ihm hat.

Die Identifikation des Priesters mit seiner Sakralfunktion bei Verabsolutierung der Bedeutung dieser Funktion würde zur Verkastung der Priester führen: jeder, der gegen einen Priester etwas sagt oder tut, beleidigt demnach nicht nur, sondern er tut mehr. Und wer etwas gegen eine wissenschaftliche These eines solchen Priesters sagt, beleidigt oft leicht zugleich dessen Funktion. – Eindeutig ambivalent sind die Ausführungen von 2/215, einer Angestellten mit Matura, zu »Priester«:

»Ich hab das schon oft beobachtet, wenn ich auf der Straße einen gesehen hab und der hat einen Zivilanzug angehabt, und ich hab gesagt, ich kann wetten, daß das ein Geistlicher ist. Und er war's wirklich.

Das ganze Äußerliche, die ganze Art. Und umgekehrt: Wenn ich wieder Geistliche in ein anderes G'wand reinsteck', die sind wieder ganz ... denen würde man es überhaupt nicht anmerken. Aber manche – ich vermute, *das sind irgendwie die Älteren* ... Stören tut's mich absolut nicht. No gut, meiner Meinung nach muß man es denen nicht unbedingt an der Nasenspitze ansehen. Die Jüngeren, die wirklich mit der Jugend mittun – in ihren Grenzen natürlich –, die würden nicht unbedingt was dran finden. Und wenn man mit den älteren Typen spricht, die würden nie das tun.

Er kann ganz normal sein. – No bitte, es kann sein, *daß er gleich in seine Art verfällt.* Daß er von seinem Beruf zu sprechen beginnt. Es kann auch sein, daß er ganz normal spricht über das tägliche Leben ...

(Der negative war der Seelsorger in der Pfarrjugend): Dem hat man es gleich von weiten angesehen g'habt, der ist schon so – ich weiß nicht – wie die Heiligkeit selber auf der Straßen gangen.«

2/215 gesteht dem Priester zu, daß er »ganz normal sein kann«, das bedeutet, daß er es ihrer Auffassung nach oft nicht ist. Es gelingt ihr natürlich nicht, die Grundlage jener Absonderlichkeit zu erfassen, die offenbar dann gegeben ist, wenn »er gleich in seine Art verfällt« und dann »wie die Heiligkeit selber auf der Straßen« geht. Auch ist ihre Ansicht interessant, daß es die älteren Priester seien, die dazu neigten, salbungsvoll zu sein. Positiv hat sie dagegen einen Menschen vor Augen, der unmittelbar zupackt, kein Obensein demonstriert und der es für keine Gnade hält, wenn er mit jemandem spricht. So ist der kastenfremde der »normale« Priester.

Der protestantische Diakon 2/405 zeigt, daß die evangelische »Sakralhierarchie« (wie jede Sakralhierarchie) natürlich mit den gleichen Problemen ringt.

»Ein wirklicher Priester soll für alles Augen und Ohren haben, mit der Zeit mitgehen, nicht viele Worte machen und *nur von der Kanzel predigen*. Es gibt da zwei Typen, den einen, der so denkt, und der andere, der viel Worte macht und immer Worte aus der Bibel zitiert oder aus den Psalmen, und *dem die Menschen nach dem Mund reden*.«

Die Feststellung, der Geistliche solle »nur von der Kanzel predigen«, zeigt an einem bestimmten Beispiel, daß er zwischen seiner Funktion und sich selber unterscheiden soll – ein wesentlicher Grundsatz für jede Autorität.

Schon bei unserem ersten Beispiel sahen wir in der Psyche des Kaplans einen Kampf zwischen seiner auf Verkastung der Priester abzielenden Versuchung und seinen kastenfremden Impulsen. Eine Priesterkaste in dem Sinn, daß alle Priester eine solche Kaste bejahen und leben würden, gibt es nicht. Doch die Tendenzen zur Kaste und ihr Darleben bestehen natürlicherweise, und die Ansätze hierzu sind festzustellen. Unsere heu-

tigen Priester sind mitunter ambivalent strukturiert, wobei eine Seite der Psyche zum kastenhaften Benehmen neigen mag, während die andere klar und nüchtern echte menschliche Gemeinschaft sucht.

Die Herrendistanz

2/318 assoziiert zu »ein Herr«: »Ein Herr ist der, was andere befiehlt.« Und 2/411 assoziiert zum gleichen Reizwort einfach: »Befehl«, und 2/316: »Ja das, da kama Begriffe verstehen darunter, net; entweder das Geschlecht, der Herr und die Frau oder der Herr, da is, der was anschafft, der Vorsteher von Haus, und die andern san die Untergebenen.«

Mit dem Befehlen-können, »Anschaffen«-dürfen haben wir das konstituierende Moment des »Herrn« kennengelernt. In der konkreten Situation kommen noch andere Vorzüge hinzu: die größere Bildung, Familientradition usw. Trotzdem versuchen wir, hier möglichst die Vorrangigkeit des »Herrentums« isoliert zu betrachten.

Dem »Herrn« gegenüber steht jener, dem befohlen wird. Die Macht des jeweiligen »Herrn« ist verschieden groß. So eingeschränkt sie auch heute sein mag, so liegt doch jederzeit die Tendenz zur absoluten Herrschaft auf der Lauer. Entartet eine Herrschaft in dieser Richtung, so erhält der »Herr« göttlichen Nimbus, die Herrschaftlichkeit wird sakralisiert. Der Befehl des Herrn wird sakrosankt, und der Diener wird zum Sklaven. Bei vielen liegt auch eine Tendenz zu absoluter menschlicher Autorität als Gegebenheit vor, die im Vorgesetzten einen Gott zu sehen bereit ist. So sagt die Frau 2/510 zu »Generaldirektor«:

»Da brauch ich nur an den Generaldirektor von der Bundesbahn zu denken, da hat man immer so ein beklemmendes Gefühl, daß – der Mann ist Angestellter bei der Bahn – das ist der Vorgesetzte, der *Gotthöchste* bei der Bahn.«

In aggressiver Sicht wird ebenfalls die Gottheit mit den Vorgesetzten in Zusammenhang gebracht. 2/504 meint zu »Bonze«:

»Wenn ein Bonze glaubt, nur er allein ist heute auf der Welt, wird er sich täuschen. Das ist heute nicht mehr so, daß man sagen kann: ‚Das ist unser Vorgesetzter, und das ist ein Bonze, den müssen wir anbeten, den müssen wir verhimmlichen und weiß ich was, auch dieser Mensch muß sich heute dem Volk nachgeben, und er muß sich einfügen in allem.«

Besitzt jemand diese quasi göttliche Autorität, dann ist es nur konsequent, wenn er auch Macht besitzt über Leben und Tod der »Untergebenen«. 2/103 erzählte über einen Verwandten in östlichen Bereichen, einen Feudalherrn:

»Er war der *Herr*, Herr über Leben und Tod, durfte nicht töten, *sah es aber als Unrecht an*, daß er nicht selber bestrafen kann, sondern zum Kadi gehen muß ... das war eine Entwürdigung.
Leibeigenschaft war aufgehoben, aber der Bauer war der Kleine, Bauer war das Schimpfwort ...«

Die »Leibeigenschaft« war eine mildere Form der Sklaverei, die »Leibeigenen« eine freiere Ausgabe der »Sklaven«. Wie sehr die Tendenz zur absoluten Autorität unbewußt auf dem Sprunge ist, und mit ihr die Tendenz zur Versklavung, Instrumentalisierung der »Untertanen«, zeigt das Wort eines Mannes – nennen wir ihn Minister –, das tiefe Einblicke in den Mechanismus der Herrentümlichkeit gewährt.

Wir wollen die Versuchsperson, da wir sie nicht der Gefahr von Schikanen aussetzen wollen, nicht nennen und auch den Vorgesetzten nicht näher bezeichnen. Wenn wir von Minister und Beamten sprechen, dann an Stelle anderer, aber durchaus analoger Bezüge. Es geht hier nicht um das Herausstellen einer bestimmten Hierarchie, sondern um das Problem der Herrentümlichkeit als solcher.

Der von der Versuchsperson berichtete und im obigen Sinn formulierte Ausspruch des Ministers lautet:

»Der E-Beamte ist die kleinste Schachfigur im Räderwerk des Staates.«

Dieser Ausspruch ist außerordentlich instruktiv. Wir können hier unsere Methode bis in subtile Details demonstrieren. Eine – unbewußte – Voraussetzung dieses Ausspruchs ist, daß der

sogenannte Staatsbürger im Spiel bzw. im Räderwerk des Staates überhaupt nichts zu tun und zu sagen hat. Da nämlich schon der E-Beamte die kleinste Schachfigur ist, kommt jenseits von ihm nichts mehr, das mit dem Spiel, dem Getriebe des Staates etwas zu tun hätte.

Man könnte hier einwenden, daß der Apparat des Staates eben beim E-Beamten endet. Aber man kennt doch die Bedeutung, die angeblich die Regierung der Eigeninitiative, der tätigen Mitarbeit der einzelnen Bürger beimißt. Nun, davon merkt man in diesem Ausspruch wenig. Was nicht im direkten Machtbereich des Ministers liegt, hat nicht mit ihm zu tun. Aber dieser Aspekt, über den sich noch diskutieren ließe, bedeutet wenig gegenüber der Symbolik des gebrauchten Vokabulars.

Denn hier verdichten (vermengen) sich zwei Bilder, deren jedes für sich mehr als genug spricht. Würden sich nämlich nicht zwei Bilder verdichten, würde vielmehr jeweils das einzelne Bild durchgehalten werden, dann würden die zwei Varianten folgendermaßen lauten:

»Der E-Beamte ist die kleinste Schachfigur im Spiel des Staates.«

»Der E-Beamte ist das kleinste Rädchen im Räderwerk des Staates.«

Wollen wir nun die beiden Aussagen genauer betrachten[5]: Das Schachspiel ist der klassische Ausdruck der Zweikastengesellschaft – Bauern und Offiziere, beide in je einer Reihe. Wir werden uns an anderer Stelle damit noch einmal befassen. Die ärmsten und kleinsten »Figuren« (Marionetten?) sind die Bauern. Wesentlich für sie ist ihre kleine Bewegungsfreiheit. Sie sind Instrumente in der Hand ihres Herrn.

Diese Instrumentalität, mit ihrem Mangel an Spontaneität und Eigeninitiative unterstreicht die zweite Variante noch. Denn die unbewußte Voraussetzung, die durch das Bild »Räderwerk« gegeben ist, besagt ja, daß der E-Beamte ein »Rädchen« ist, und zwar das kleinste Rädchen.

Die Tatsache, daß die Vergleichselemente »Maschine« und »Ap-

parat« sehr häufig gebraucht werden, macht den Vergleich, in dem sie verwandt werden, nicht besser. Wenn Dostojewski in seinen »Dämonen« es als etwas Fürchterliches hinstellt, wenn ein Mensch als Klaviertaste angesehen wird, hat er unbedingt recht. Zwar sollen alle Soldaten in allen Armeen »automatisch« gehorchen, und auch die Parteien haben ihre »Apparate«, doch sind alle diese Vergleiche, welche Menschen instrumentalisieren, unmenschlich und inhuman.

Wenn wir uns aber die Bedeutung des Verdichtungsvorgangs klarzumachen suchen, so erkennen wir einen unmittelbaren Ausdruck eines uneingestandenen sadistischen Affekts. Denn was geschieht, wenn die Schachfigur ins Räderwerk kommt? Sie hat kaum eine Chance des Überlebens, sie wird unweigerlich zermalmt.

Man könnte hier einwenden, die Schachfigur im »Getriebe« des Staates könne ja auch dieses stören. Denkt man jedoch daran, daß der E-Beamte die Schachfigur und das Getriebe der Staat ist, so ist die Sorge um die Schachfigur wohl berechtigter als die um das, ach so subtile Getriebe.

Hätte der Minister statt Schachfigur Sklave gesagt, dann hätte er nichts Schlimmeres sagen können.

Wir sehen hier: die Sklaverei stellt keineswegs nur noch ein Problem in Saudiarabien[6] oder in den Zwangsarbeitslagern der Sowjetunion dar, sie besitzt vielmehr eine konkrete mitteleuropäische – wenngleich uneingestandene und verdrängte – Realität. Natürlich besteht ein Unterschied darin, ob diese Sklaverei bewußt oder unbewußt intendiert wird, aber die gemeinsame Basis ist gegeben.

Auch im Sprachgebrauch kirchlicher Verlautbarungen sollte sorgfältig vermieden werden, Gruppen von Angehörigen der Kirche zu instrumentalisieren und – wie es vorgekommen ist – etwa zu sagen, die Laien seien »ein Instrument in der Hand der Hierarchie«. Ist es doch nicht gerade erhebend zu wissen, daß in dieser Formulierung nachweisbar Begriffsmerkmale nachgeistern,

die Aristoteles bei seiner Definition des Sklaven verwandt hat. Auch die uns von einem Ohrenzeugen berichtete, vor wenigen Jahren in Spanien von seiten einer hohen kirchlichen Instanz gefallene Äußerung, Sache des katholischen Laien sei ausschließlich der Gehorsam gegenüber der Kirche, könnte – mindestens nördlich der Pyrenäen – erstaunte Fragen auslösen.

Nun verliert das Herrschaftsmoment nicht etwa deshalb seine Bedeutung, weil der Vorgesetzte selbst Arbeiter ist, ein Arbeiterführer etwa oder ein sozialistischer Parteiminister. Das Herrentum als Befehlsbasis wird es wohl bis ans Ende der Zeiten geben. Aber es ist ein sehr großer Unterschied, in welchem Sinn eine solche Herrschaft sich darstellt. Die Problematik des Befehlsmoments tritt besonders dann hervor, wenn der Vorgesetzte sozialistisch oder gar kommunistisch geprägt ist. Denn der marxistisch geprägte Arbeiter hegt die Erwartung, daß es im sozialistisch geprägten Raum keine Befehlenden geben könne. Zwar hegt er diese Erwartung nicht bewußt, doch ist für ihn die Erfahrung einer Autorität, die nicht »kapitalistisch« ist, keineswegs immer sehr erfreulich.

Der sozialistische Funktionär 1/18 wurde gefragt, wie es mit dem Verhältnis zwischen Angestellten und leitenden Beamten innerhalb der (von den Sozialisten geführten) Gemeinde Wien bestellt sei. Diese Frage machte ihn außerordentlich nervös. Obwohl er sich zuerst ziemlich beherrscht verhielt, begann er nun, sich beunruhigt auf den Schenkel zu klopfen, und meinte, es ginge halt nicht ohne Autorität. Konsequent auf den Ursprung der Nervosität zielend, fragte der Psychologe, was er dazu sage, daß es in den USA Betriebe gäbe, in denen die Arbeiter ihren Chef am Morgen mit »Hallo Boss!« begrüßen. Er sagte daraufhin nur sehr irritiert: »So, das gibt es?« und war offenkundig sehr beunruhigt.

Dies zeigt eindeutig, daß die Sozialisten in der Herrenfunktion keinen neuen Herrschaftsstil zu prägen imstande waren. Es scheint im Gegenteil so zu sein, daß das Sekundärherrentum

gegenüber dem heutigen primären einen eher schlechteren Stil besitzt.

Neben der genannten Bestimmung des »Herrentums« gibt es aber noch andere. Denn zum Teil Jahrhunderte alte Herrschaftsformen haben einen Stil des Herrentums geschaffen, der auch heute noch sehr kräftig nachwirkt.

Das »Herrentum«, das sich vom Rittertum ableitete, hatte als Kennzeichen Reitpferde, später dazu den Stiefel als Relikt der Rüstung, Hunde, die man zur Jagd benötigte. Das Auto kennzeichnet eine ganz andere Form des »Herrentums«, hat aber in seiner Bedeutung das Reitpferd noch nicht völlig verdrängt. »Hoch zu Roß« heißt, auf einem Tier sitzend, auf andere hinunterzuschauen, sie daher auch zu überschauen und ihnen so besser Befehle geben zu können. Neue, aufstrebende Schichten sehen es als besonders herrentümlich an, wenn sie sich ein Reitpferd halten können und Pferderennen besuchen.

Hier verdient angemerkt zu werden, daß sich mit dem Begriff des Offiziers eine fast unbeschränkte Befehlsgewalt verbindet. Gerade das Stichwort Offizier sowie das darin noch enthaltene Feudalmoment leiten uns hin auf eine gewisse Form des äußeren Gehabens: Großsein und Obensein im übertragenen Sinn haben eine tiefenpsychologisch begründete Relation zueinander. Die Größe wird voll zur Geltung gebracht durch die Steifheit der militärischen Haltung. Es ist die — dem Menschen nicht wirklich adäquate (Portmann) — Haltung völlig aufgerichteter Strammheit[7]. Ist der Betreffende groß, vermag er natürlich voll aufgerichtet auf den andern hinunterzuschauen. Ist er jedoch klein, muß er sich sogar etwa zurückbeugen, um die Haltung »von oben herab« aufrechthalten zu können.

Vom Standpunkt eines solchermaßen traditionellen Herrentums und seiner Sekundärtypen aus kann natürlich ein Arbeiter oder ein Bauer niemals ein »Herr« sein, denn die Bauern waren zum Großteil einmal Leibeigene. 2/212, ein Bauer, meint auf die Frage, wie er sich das Essen mit einem Generaldirektor vorstellt:

»Die Gelegenheit werden wir gar nicht haben, mein' ich. Weil ich schon die Gelegenheit gehabt hab', auf den Generaldirektor zu warten. Da ist dorten Gemeinschaftsküche. Und da hat's geheißen, die Bauern können da essen, die Herren essen drüben im Speisesaal.«

Illustrativ ist auch die Erzählung einer Frau, 2/202, die im Geschäft einer Baronin gearbeitet hat:

»Der Baron und die Baronin haben nur nebeneinander gelebt. Sie haben gar nicht z'ammpaßt, die zwei. Sie war mehr so rechthaberisch und groß und stark in erster Linie, und er war mehr so ein schmächtiges Mandel, und er war wirklich ein feiner Mensch, so im Benehmen und so, wirklich fein, obwohl wir ja nur ... eine Bedienerin haben sie g'habt, wenn sie kommen ist bei der Tür, hat er ihr den Vortritt lassen oder mir. Er war sehr, trotz allem, was mich auch nicht sehr berührt hat, das einzige, was mir auch nicht gefallen hat: Da hab ich jemandem die Tür aufgemacht ... ein Arbeiter ... ich sage: ‚Herr Baron, ein Herr ist draußen ...' Wie er schon fort war, hat er gesagt: ‚Sie haben gesagt, ein *Herr*. Ein Arbeiter!' Aber sonst hat er nie so irgendwie, wir waren ja auch Arbeiter ... Das hat damals nicht zu ihm gepaßt, das hat mich damals irgendwie berührt ... Hat Selbstmord begangen wegen organischer Leiden.«

Wenn wir sagten, daß sich mit Oben und Unten symbolische Affekte verbinden, so wird es auch verständlich, daß das Aufheben von Gegenständen gleichsam untertanhaft ist. Beim Aufbau einer indischen Industrie ergibt sich unter anderem die Schwierigkeit, daß brahmanische Arbeiter nicht bereit sind, hinuntergefallene Werkstücke aufzuheben – dies wäre unter ihrer Würde. Hierzu sind eigene Pariakolonnen nötig[8]. In diesem Zusammenhang ist die Äußerung von 2/206 interessant:

»Wenn Sie jetzt einer höheren Kaste angehören, werden Sie nie ein Papierl, das Ihnen selber runtergefallen ist, aufheben, *das muß ich aufheben*.«

Ein sehr wesentlicher Aspekt der Herrentümlichkeit ist die Stellung des Herrn zur Frau. Nicht umsonst ist die Herrentümlichkeit vom Männlichen her bestimmt. Wenn etwa 2/211 zu »ein Herr« assoziiert: »Verheiratet, wenn man ist«, so zielt er auf die Tatsache, daß ein Mann gleichsam »Herrentümlichkeit« ge-

winnt, wenn er heiratet. Dies trifft zweifellos in der patriarchalen Gesellschaft zu, in der die Frau beherrscht wird. Der Mann erwirbt mit der Frau einen Herrschaftsbereich, wenn auch oft nur theoretisch. Umgekehrt suchen die Frauen das Herrentümliche auch wohl nur in der patriarchalen Gesellschaft. 2/309 meint daher auch nicht vollständig unrichtig, wobei sicher ein Ressentiment mit anklingt, zu »ein Herr« nach 10 Sekunden:

»Ja, da erinner' ich mich ... an, an Weiber, die es so schätzen, die das als eine Auszeichnung ... Sie sagen immer: ‚Ach er ist ja ein Herr' ... Und der Ausdruck dieser Frauen ist also ... meistens hat das ... so ir ... mikrig sexuell ... sag ma, die also doch gern kujoniert werden.«

In der patriarchalen Gesellschaft ist es so für den großen Herrn auch typisch, daß er sich unter Umständen mehrere Frauen »leisten« kann.

1/302: »Stalin, einer der größten Diktatoren, er hatte sechs Frauen.«

Das stimmt zwar nicht, gehört aber in der Vorstellung der Versuchsperson offenkundig zu seiner Größe.

Nicht nur in der mohammedanischen Gesellschaftsordnung haben die großen Herren mehrere Frauen, sondern früher oft auch in der europäischen. Es gehört auch heute noch – natürlich inoffiziell – bis zu einem gewissen Grad zur Herrentümlichkeit. In diesem Sinn herrscht auch unter vielen »Herren« eine tiefere Übereinstimmung, die eine stillschweigende Voraussetzung für viele Gespräche in sogenannten »Herrenzimmern« abgibt.

Die Freiheitsdistanz

Im allgemeinen hat der, der das Recht zum Anordnen besitzt, einen größeren Freiheitsspielraum als der, dem befohlen wird. Doch ist die größere Freiheit – die Möglichkeit zu tun, was einem gerade beliebt – nicht einfach identisch mit einem höheren Grad an Herrschaftlichkeit. Solche Freiheit ist bis zu einem gewissen Grad mit Selbständigkeit verbunden, und diese Selb-

ständigkeit finden wir beim freien Beruf, beim Industriellen, Geschäftsmann, heutigen Bauern usw. 1/204 erklärt stolz:

»Als freier Bauer bin ich ungebunden, der Bauer ist selbständig.« Ähnlich 1/401: »Der Bauer ist ungebunden, er kann machen, was er will, nur an die Arbeit ist er gebunden.«

Der Nachsatz zeigt aber die Problematik. Selbständigkeit ist ein Kastenvorzug, der zur Fundierung von Selbstbewußtsein beiträgt, also auch – beim Unselbständigen – zur Konstituierung von Minderwertigkeitsgefühlen. Die Selbständigkeit ist staatlicherseits weniger kontrollierbar. Das Schlagwort vom »freien« Bauern hängt wohl damit zusammen, aber auch die Erfahrung des Frondienstes, die heute noch nachwirkt. – 2/506:

»Unfreie Menschen waren früher zum Beispiel die Bauern, die Frondienste leisten mußten. Ihnen gehörte nichts, nicht einmal das eigene Leben.«

Es gibt aber eine besondere Form der Freiheit, die auch mit einem besonderen Ressentiment besetzt erscheint. Die oben genannten Berufe zeichnen sich dadurch aus, daß sie Freiheit von der autoritativen Anordnung besitzen, daneben gibt es Berufe und Menschengruppen, die frei von der Ortsgebundenheit sind. Das geht wieder zum Teil mit Freiheit von der autoritativen Anordnung einher. Diesen Freiheitsstil pflegen die Nomaden, und auch in unserer Gesellschaft gibt es Gruppen von Personen, die sich durch eine solche Bewegungsfreiheit auszeichnen. Man darf nicht übersehen, daß die Einschätzung, die diese Gruppen vor allem auf dem Land erfahren, häufig stark von Neid durchsetzt ist.

Zwischen dem wandernden Volk und den Proletariern besteht eine innige Beziehung. Historisch gesehen, lösen die Proletarier das fahrende Volk als Projektionsempfänger ab. Beiden gemeinsam ist die Besitzlosigkeit und die Freiheit auch von Konventionen und Bindungen. Dies macht sie verdächtig, anrüchig, gefährlich und faszinativ. So kommt es wohl, daß der Kleinland-

wirt 2/514 zu der Frage nach einem Ehepartner für seine Kinder erklärt:

»Schleifer und Herumzieher jeder Art werden für mich und die Kinder abgelehnt.«

Und 2/513, ein Mittelbauer, meint zur gleichen Frage:

»Schwiegertochter vom Bauernstand. Soll nit vom Adelsstand sein. Dürfte auf keinen Fall *Kommunistin* oder *Zigeunerin* sein.«

Die Frau eines Arbeiters 2/518 schließlich äußert sich zur Frage einer Schwiegertochter:

»Auch die Schwiegertochter sollte aus bürgerlicher Gruppe kommen oder wenn sie Angestellte ist oder Verkäuferin. Sie muß brav sein und arbeitswillig, daß sie einmal zu was kommen. Nicht kommen dürfte sie von *Schleifern* oder so irgendeiner *Rasselbande*.«

Wenn ein Selbständiger nicht über einen Stab von Mitarbeitern verfügt, erzeugt er viel weniger Ressentiments, da die Unsicherheit seines Berufs einen Großteil der Bevölkerung stört und ihm somit das Moment der Herrentümlichkeit abgeht. Freiheit, Ungebundenheit in dem Sinn, daß der Betreffende nicht an einen bestimmten Ort fixiert ist, und Freiheit im Sinn von selbständigem Beruf haben vieles gemeinsam.

Das Moment der Freiheit ist ein Wert, der kaum zum Zentralwert einer Kaste wird, jedoch als Zusatzwert, gemeinsam mit anderen, wirksam werden kann. Theoretisch ist natürlich die Kastenbildung um den Freiheitswert möglich. Daß er sehr intensiv das Selbstbewußtsein der Nomaden mitbestimmt, ist fast sicher anzunehmen.

Die Vermögensdistanz

Die überaus großen Möglichkeiten, die eine große Menge von Geld und Besitz bieten, die Werte, die man sich auf dieser Basis anzueignen vermag, legen eine Verabsolutierung des Vermögens als eines Sozialwerts nahe. Die Habenden und die Nichthabenden stehen dann einander gegenüber, wobei der Unterschied

zwischen beiden eigentlich ein fließender ist, denn welcher Grad des Vermögens schafft die Grenze? Zwar gibt es äußere Anzeichen des Reichtums genug, doch keines ist wirklich verbindlich. Jede Schranke auf Grund des Vermögens bedeutet somit etwas Willkürliches. Die psychologische Realität der Schranken ist deshalb allerdings nicht weniger bedeutsam. Hierzu ist eine Stelle bei Karl Marx sehr bezeichnend:

»Was durch das Geld für mich ist, d. h., was das Geld kaufen kann, das bin ich, der Besitzer des Geldes selbst. So groß die Kraft des Geldes, so groß meine Kraft. Die Eigenschaften des Geldes sind meine – seines Besitzers – Eigenschaften und Wesenskräfte. Das was ich bin und vermag, ist also keineswegs durch meine Individualität bestimmt. Ich bin häßlich, aber ich kann mir die schönste Frau kaufen. Also bin ich nicht häßlich, denn die Wirkung der Häßlichkeit, ihre abschreckende Kraft, ist durch das Geld vernichtet. Ich – meiner Individualität nach – bin ich lahm; aber das Geld verschafft mir 24 Füße: Ich bin also nicht lahm; ich bin ein schlechter, unehrlicher, gewissenloser, geistloser Mensch, aber das Geld ist das höchste Gut, also ist sein Besitzer gut, das Geld überhebt mich der Mühe unehrlich zu sein, ich werde also als ehrlich präsentiert; ich bin geistlos, aber das Geld ist der wirkliche Geist aller Dinge, wie sollte sein Besitzer geistlos sein! Zudem kann er sich die geistreichen Leute kaufen, und wer die Macht über die Geistreichen hat, ist der nicht geistreicher als der Geistreiche! Ich, der durch das Geld alles, wonach ein menschliches Herz sich sehnt, vermag, besitze ich nicht alle menschlichen Vermögen! Verwandelt also mein Geld nicht alle meine Unvermögen in das Gegenteil?«[9]

Hier wird natürlich sehr vereinfacht. Denn das Geld ändert andere Werte in Wirklichkeit nicht, ermöglicht aber in gewissem Maß deren Akkumulierung. Wer sich einen akademischen Grad kauft, erlebt immer noch eine Diskrepanz zwischen seinem tatsächlichen Können und dem Titel, den er trägt. Und wer sich einen Grafentitel in San Marino ersteht, erhält damit in Wirklichkeit noch keinen uralten adeligen Stammbaum. Allerdings kann ein Reicher bereits ein halbwegs intelligentes Kind studieren lassen, ein Armer jedoch sein begabtes häufig nicht. Ver-

mögen ist zweifellos ein echter Wert, der erhöhte persönliche Chancen gibt.

Gilt Finanzkraft im Gesellschaftsleben häufig als ein Wertmesser persönlicher Tüchtigkeit, so trifft dies im wissenschaftlichen Raum in ungleich geringerem Grad zu. So wichtig also das Vermögen sein kann, so spielt es in der affektiven Kastenordnung keineswegs jene absolut dominierende Rolle, die ihm der Marxismus zuweist.

Eine Gruppe, in der aus naheliegenden Gründen der Besitz eine große Rolle spielt, sind die Bauern. 2/318 hat gegenüber den Großbauern das unangenehme und ihm peinliche Gefühl, nicht recht mitzukommen. Er hebt stolz die Tatsache hervor, daß es ihm als einzigem Kleinbauern gelungen sei, sich anläßlich eines bestimmten Ereignisses mit den Großbauern an einen Tisch zu setzen. Er erzählt dabei eine höchst aufschlußreiche Geschichte von einem Ort, in dem vier Großbauern ansässig sind. Sie treffen jeden Tag im Gasthaus zusammen und lassen sich, streng abgeschlossen von den andern, an einem Tisch nieder. Als Symbol ihrer Rangfolge legen sie ihre Hüte so auf den Tisch, daß der Hut des kleinsten Bauern zuunterst, der des größten ganz oben zu liegen kommt, und bezeichnen damit eine genaue Rangreihe des Besitzes.

Der Bauer und der Arbeiter werden von dieser Versuchsperson sozial wenig unterschieden, auch die Differenzierung zwischen qualifizierten und unqualifizierten Arbeitern fällt weg. Bauer und Arbeiter, »die g'hören z'amm«, wie er sagt. Dementsprechend hat er nichts dagegen, seine Töchter Arbeitern zu Frauen zu geben. Und sicherlich stimmt es auch, daß er im Gasthaus, das er offenbar täglich aufsucht, mit Arbeitern zusammenkommt, sogar häufiger als mit Bauern, und daß er einen Arbeiter als seinen besten Freund bezeichnet.

Auch der wohlhabende sozialistisch wählende Malermeister 2/319 untermauert sein Selbstbewußtsein nicht ohne Selbstzweifel mit seinem Vermögen. Der Begriff »Besitzlosigkeit« wird

abwertend gebraucht. Damit sucht er auch die verarmte Oberkaste zu treffen und kann über sie triumphieren:

»A Graf wär mit wurscht... in der heutigen Zeit san alle verarmt.«

Er hat daher auch beim Essen »überhaupt keine Hemmungen heutzutag«! Ebenso wird der Baron, ähnlich wie oben der Graf, mit dem Hinweis, er sei ein »Habenichts«, abgewertet, und »Hofrat« ist ein »Titel ohne Mittel«.

Zum Wertbild des Sozialismus gehören die »kleinen Leute«, also in seinem Sinn die Nicht-Besitzer. Daher nennt sich der sozialistisch wählende Bauer 1/112 zum Beispiel einen »Häusler« (obwohl sein Grundbesitz gar nicht so klein ist), während »die Bauern« von der anderen Partei vertreten werden. Er wählt seine Partei, weil er in gewissem Sinn antikirchlich eingestellt ist. Damit er zu den aus antikirchlichen Gründen gewählten Sozalisten paßt, muß er vor sich selbst die Größe seines Besitzes abwerten. — 1/5 erzählt:

»In der Zeit, wo Vater ein armer Hascher war, hab ich sehr gelitten. Ich hatte Minderwertigkeitsgefühle, als ich als Beamter hineingekommen bin« (in den Staatsdienst). »Auch in der Schule behandelte man die Kinder der Reichen besser. Ein Professor erklärte einer Mutter: ‚Wenn man kein Geld hat, läßt man keine Kinder studieren.'«

Ein wenig eingestandenes Motiv des Neides den Reichen gegenüber sind deren bessere Wettbewerbsbedingungen bei den Frauen. Karl Marx hat diese Seite der Problematik in der zitierten Stelle angedeutet. 2/501 meint:

»Die Frauen streben nach oben. Sie wollen den höheren Ständen angehören, da sie nach Besitz und Reichtum streben. (Sie meinen) ... ihres schönen Körperbaues wegen Recht auf Besitz zu haben.«

In einigen Fällen wird sogar die Terminologie sexuell, so, wenn etwa gesagt wird, daß ein Reicher die Frauen besser »befriedigen« könne. Reichtum wird dergestalt zum *Potenzsymbol.*

Schließlich sind auch die Modifikationen der Auszahlung des Gehalts wertbestimmend. Taglöhner, Wochenlöhner, Monatslöhner stellen eine aufsteigende Reihe dar. Bei 2/303 führt der

Wunsch, auch zum Angestelltenstand zu gehören (er ist ihm nicht in Erfüllung gegangen), zu einer rationalen Abwertung der Angestellten:

»Der Unterschied ist *nur noch, daß er durch seine monatlichen Bezüge anders bezahlt ist als der Arbeiter.* Der Angestellte als solcher hat heute nicht mehr die Bedeutung, die er, sag' ma, vor 20 oder 30 Jahren gehabt hat... er muß gar keine große Schulbildung mehr haben usw.«

Wenn er den tatsächlichen Unterschied zwischen den beiden Kategorien auch nicht sieht, sondern auf eine sekundäre Differenz hinweist, so trifft er damit doch etwas Reales. Dem Wochenlöhner wird von der Gesellschaft gewissermaßen nicht zugetraut, daß er haushält. Man hält ihn für so infantil, daß er dazu nicht imstande ist. Wenn 2/204 zu »dreckiger Prolet« bemerkt:

»Ich stell mir da vor einen, der seinen Lohn sofort verjuxt«,

dann wird ein auf diese Art haltloser Typus geschildert.
Wir sehen die Straßenkehrer nicht als etwas Negativeres an als andere Menschen, aber auch nicht als etwas Besseres. Wenn also die Straßenkehrer Monatslohn moralisch vertragen, warum nicht auch die Mechaniker und Elektriker? Die wöchentliche Auszahlung ist unter anderem sicherlich ein Rest jener Einschätzung der »Proleten«.
Das mangelnde moralische und intellektuelle Vertrauen, das der Wochenlohn ausdrückt, wird noch ergänzt durch ein anderes Moment. Der Wochenlohn erreicht selten eine solche Höhe, daß der, der ihn nach Hause bringt, dabei auch einen großen Geldschein erhält. Ganz anders beim Monatslohn. Mit dem großen Schein nimmt man teil an der »großen Welt«, die dem Wochenlöhner unerreichbar erscheint, es sei denn, er spare eifrig.
So hat auch die Vermögensschranke vielfältige Aspekte. Die Arroganz derer, die über einen »Haufen Geld« verfügen, steht dem Ressentiment derer, für die dies nicht gilt, häufig gegen-

über. Selten gibt es hier eine freie Haltung. 1/111 besitzt sie in einem gewissen Grad:

»Besser, es gibt Reiche und Arme, als nur Arme. Mit der Enteignung hört der Wille zur Arbeit auf.«
Dann meint er weiter: »Wenn ich viel verdien', bin ich doch hochgestellt. Andere sollen glücklich werden damit, Hauptsach ist, daß ich das verdien, was ich brauch.«

Sein dazwischenschießendes, etwas aufbegehrendes »Wenn ich viel verdien', bin ich hochgestellt«, das nicht in die Logik des Satzes paßt, durchbricht mit aggressivem Ton die innere Unabhängigkeit andeutenden anderen Satzteile. Die Ambivalenz durchbricht also auch diese Aussage, doch gibt es wenigstens eine gutmütig resignierende Seite, die den Vordergrund des Bewußtseins beherrscht.
Der Vermögensmaßstab als Zentralwert einer Gruppe ist auch dann gegeben, wenn der Mangel an Vermögen als *verbindender* Zentralwert gilt. Wenn der oben erwähnte sozialistische Bauer 1/112 meint, »tiefstapeln« zu müssen, um in die erwählte Partei zu passen, dann zeigt dies, daß er es für notwendig hält, seine Position entsprechend der Antivermögensposition seiner Gruppe ausstaffieren zu müssen.

Die Bildungsdistanz

Die Bäuerin 2/317 hat unbedingt Respekt vor der Bildung; dies wird auch in ihrem Verhalten zum Versuchsleiter ziemlich deutlich. Eine mißverstandene (!) Frage beantwortet sie dahingehend, daß sie sich einem Akademiker gegenüber schon bescheiden benehmen würde, »weil's schließlich do . . .« Hier bricht sie den Satz ab, aber er ist klarerweise so fortzusetzen: »viel gebildeter sind als ich.« Im Assoziationstest spiegelt sich ihre Hochachtung vor dem Akademiker: »Dipl.-Ing.« — »studiert«; »Doktor« — »studiert«; »gebildet« — »Doktor« usw. Sie setzt sich hier in eine untergeordnete Situation, weil sie den Anspruch auf Bil-

dung nicht realisieren konnte. Der Akademiker repräsentiert denjenigen, der das erreicht hat, was sie selbst einmal angestrebt hatte.

Die starke Anfangserregung, die bei ihr während der Untersuchung zu bemerken ist, ist mit ihrem ausgeprägten Intelligenzkomplex in Zusammenhang zu bringen. Sie hat Angst, falsche Antworten zu geben, wenn ihr beim Assoziieren nicht sofort ein Einfall kommt. Sie regrediert auf die Schülerinrolle und glaubt, geprüft zu werden. Die offensichtliche Angst, sie könnte sich bei der Untersuchung blamieren, und es könnte sich herausstellen, daß sie zu wenig weiß, um den Anforderungen der Untersuchung zu entsprechen, dürfte die eigentliche Ursache für schwere Hemmungen bilden. Sie äußert sich auch nachträglich höchst deprimiert darüber, daß sie nichts gewußt hätte und daß sie sicher nicht den Erwartungen entsprochen habe.

Das Bewußtsein der Bildungsunterlegenheit läßt sich bei ihr insofern erklären, als sie ursprünglich nicht Bäuerin werden, sondern die Lehrerbildungsanstalt besuchen sollte, denn sie hatte in der Schule ausgezeichnet gelernt. Gegenüber dieser ursprünglich angestrebten Ausbildung ist sie auf einem reduzierten Bildungsstand verblieben, der ihr bewußt ist. Der Intelligenzkomplex ist ausgeprägt. Zum Begriff »unintelligent« fällt ihr zunächst überhaupt nichts ein, die Reaktionszeit ist auf 19 Sekunden verlängert (die zweitlängste des ganzen Tests), und dann folgt eine dem Affekt wirklich entsprechende Assoziation, die bisher alle Versuchspersonen gemieden haben. »A . . . Fallt ma nix ein« und nach Aufforderung »ich selbst«. Auch die Reaktionen zu »dumm« und »gescheit« sind etwas verlängert, ebenso zu »gebildet« und »ungebildet«. Der Bildungskomplex steht immer in engem Zusammenhang mit der Angst, nicht genug intelligent zu erscheinen, weil Wissen und Intelligenz in einen kausalen Zusammenhang gebracht werden, wie auch die Assoziation »gescheit« — »viel gelernt« beweist.

Die Industriellengattin 2/313 ist ausgesprochen bildungsbeflis-

sen und versucht stets, ihre nicht ganz intakte Bildung (deswegen auch ein Komplex) zu ergänzen. Die Vielzahl der Akademiker ihrer Bekanntschaft ist neben dem Aspekt, von ihnen Wissen zu erwerben, wohl auch ein Aushängeschild nach außen, das die in der Familie nicht vorhandene akademische Bildung ersetzen soll. Sie fühlt sich zwar affektiv selbstverständlich der Oberkaste angehörig, entwickelt jedoch große Komplexe gegenüber Bildung und Intelligenz, während sie finanziell und von der Herkunft her (zumal ihre Mutter sich als durchaus oberkastig gefühlt hat, wie wir während der Untersuchung erfahren) weniger affektgebunden erscheint. Rational wird von ihr die Bildung am höchsten gewertet, wie auch aus ihrer Bemerkung hervorgeht, daß sie als Hauptkriterium für die Unterscheidung der Kasten die Bildung ansähe. Tatsächlich bedeutet ihr rationale Bildung, gewissermaßen aufgeklärte Bildung, vor allem enorm viel. Sie entwickelt hier einen starken Komplex, wie auch der Assoziationstest veranschaulicht. Alle Reizwörter bezüglich Bildung haben eine verlängerte Reaktionszeit, und Bildung wird als wesentlicher Wert immer wieder hervorgehoben. Der Offizier zum Beispiel erfährt eine Abwertung mit dem Hinweis, daß er nicht wißbegierig sei. (Dies ist typisch für ihren durch und durch rationalen Charakter). Vom Geschäftsmann meint sie, daß er meist einseitig nur auf eine Sparte bedacht sei, und beim Wort »Akademiker« produziert sie:

»Da ich auch geistige Interessen habe, wird er mich in eine Sphäre führen, worüber es zu reden wieder ein Vergnügen sein wird.«

Der Maschinenschlosser 2/310 besitzt keine Bildung, die sich gewissermaßen durch Zeugnisse ausweisen läßt. Er besitzt jedoch eine sehr gute Ausdrucksfähigkeit. Es ist daher kein Wunder, wenn für ihn die sprachliche Überlegenheit geradezu das Mittel sozialer Deklassierung unterer Schichten wird. Vom Proletarier, der für ihn affektiv eine Realität ist, den er scharf abwertet, weil er die Konstruktion unterer Schichten braucht, um selbst »oben« sein zu können – er ist sogar bereit, den Ausdruck

»Prolet« als Schimpfwort zu gebrauchen, was von den weitaus meisten Versuchspersonen vermieden wurde –, sagt er:

»Wenn heute einer kommt und ihm ein bissl geistig überlegen ist und das in Worten ausdrücken kann (!), dann führt er ihn an die Wand.«
Er assoziiert charakteristischerweise: »Vornehm« – »ich finde, daß das mehr angeboren ist, als daß man das anerziehen kann, also sich als gut ausdrückender und der Umwelt, woll'n ma sagen, angenehm erscheinender Mensch.« »Proletarier« – »ja, sehr einfacher Mensch, sich gewöhnlich ausdrückender Mensch und meistens mit Schlagworten zu beherrschender.« »Gewöhnlicher Mensch« – »ein sich ordinär ausdrückender Mensch.«

Intelligenz ist ein Attribut, das er ohne weiteres für sich geltend machen kann, ohne mit der Realität in (starken) Konflikt zu geraten. Sie wird daher für ihn überhaupt zum zentralen Merkmal des Obenseins, jedoch nicht so sehr die Intelligenz schlechthin als vielmehr ein spezifischer Faktor, der den Schwerpunkt seiner eigenen Begabung bildet, nämlich die verbale Intelligenz. Zweifellos ist er – in Anbetracht seines Berufs und seiner Vorbildung – auf verbalem Gebiet ungemein gewandt, und dieses aus dem Selbstbild entnommene Kennzeichen wird zum wesentlichen Merkmal der Oberposition in Hinsicht auf Kasten. Die Akzentuierung des verbalen Ausdrucks als Bildungskriterium ist natürlich aus seiner Situation zu verstehen.
Schon diese wenigen Versuchspersonen zeigen eine komplexe Bestimmung der Bildungsdistanz. Sie besitzt etwa folgende Komponenten:

1. Institutionalisierende Titel, Matura (Abitur), akademische Graduierung usw.
2. Sprachliche Ausdrucksfähigkeit, Verwendung von Hochsprache, großer Reichtum des Wortschatzes, Gewandtheit des Ausdrucks.
3. Gepflegtes, kultiviertes Benehmen, Versiertheit und Sicherheit, Weltgewandtheit.

4. Intelligenzbeweise, etwa Nobelpreis, Leistungen wie Bücher- und Artikelschreiben usw.
5. Originalität, Genialität.

Natürlich erfährt nicht jedes dieser Momente die gleiche Schätzung. Jene, die man sich selber zuschreiben kann, werden gerne in besonderer Weise herausgestellt.

Der Schlossermeister 2/303 meint zu »Hilfsschüler«:

»Ein Kind, das irgendwelche Nachhilfestunden braucht.« (Nach Aufforderung) »Vielleicht irgendwie nicht entwickeltes Kind.«

Zu dieser Assoziation benötigt er 52 Sekunden. Er weist einen wenn auch nicht sehr schwerwiegenden Intelligenzkomplex auf, wie die verlängerten Reaktionszeiten bei den Reizwörtern »unintelligent« und »Hilfsschüler« zeigen. Stärker noch tritt eine *affektive Unsicherheit* gegenüber der Bildung auf. Er schätzt sie sehr hoch ein und ist daher für seine eigene Person unsicher. Auf Reizwörter, die einen diesbezüglichen Aufforderungscharakter haben, reagiert er meist mit verlängerten Reaktionszeiten, wie zum Beispiel auf »Gewöhnlicher Mensch« — »Leute mit geringer Schulbildung (!)« in 12,5 Sekunden. Nach »ungebildet« assoziiert er »dumm«, und nach Aufforderung, weiter zu assoziieren, »beschränkt«. Die Reaktion ist auf 24 Sekunden verlängert, er stöhnt dabei und rutscht auf dem Sessel herum.

Der Akademiker nimmt in seinem Kastensystem die höchste Stelle ein, er stellt die Spitze der Pyramide dar, aber stärker in seinem rationalen System als im affektiven. Er wehrt sich natürlich auch hier gegen die Überlegenheit der Akademiker, die er ja im Beruf zu spüren bekommt: »Es ist schon so, daß der akademische Grad nicht das Privileg einer geistigen Überlegenheit der anderen Schicht ist«, und er meint, daß von 100 Akademikern nur 50 oder 60 es »im Leben zu etwas bringen werden«. Aber auf der anderen Seite werden die Intelligenzberufe zu den erstrangigen gezählt, wie aus der betreffenden Assoziation hervorgeht. Und seine Tochter möchte er auch am liebsten einem Akademiker zur Frau geben.

Die Akademiker sind bei ihm die Kaste, bei der rationale und affektive Bewertung am ehesten übereinstimmen. Bildung hat für ihn, wie bereits eingangs erwähnt, einen außerordentlichen Wert, Bildung wird auch noch am ehesten als Privileg anerkannt, vermutlich deshalb, weil hier ein rational überzeugendes Motiv für die Oberkastigkeit vorhanden ist. Außerdem erscheint ihm Bildung nicht unbedingt als geburtsgebunden; es liegt immerhin in der Möglichkeit jedes Menschen, einen akademischen Grad zu erwerben.

Die Bildung in ihren verschiedenen Formen ist also von einer sehr wesentlichen Bedeutung. Ihre Institutionalisierung ist von großer Wichtigkeit für das mögliche Abschließen der »Gebildeten« von der übrigen Bevölkerung. Der Künstler 2/309 zeigt dies in seiner Assoziation zu »Akademiker«:

»A, das hat was Unangenehmes ... der Akademiker hat was von Hochmut und von ... von, doch was, am ehesten was von Farbe-Tragen und ... von Kastengeist ... jedenfalls auch etwas nicht ganz eng Gestecktes ... ja, ja, da denk ich am ehesten, also als Bildeindruck, an, an diese prominierenden Käppis oder Lesung von Kolbenheyer da in Linz ... es war ein Angsttraum, ein Gestalt gewordener ... die ganzen G'sichter, die man schon nicht, die so untergegangen sind in ... waren alle wieder da, an die man sich aber glaubte zu erinnern.«

Die exklusiven Studentenverbindungen sorgen gerade durch ihre Uniform für eine betonte Distanzierung von der übrigen Bevölkerung.

Der Bildungsprotz ist eine sehr unangenehme Figur. Ludwig Thoma schildert ihn sehr anschaulich. Die Mutter des Lausbuben Ludwig und er selbst erhalten Besuch von Ludwigs Schwester und Schwager (einem früheren Mittelschulprofessor des Lausbuben), die ihr Kind mitbringen[10]:

»Meine Mutter und die Marie haben das kleine Mädel an der Hand geführt. Der Bindinger ist hinterdrein gegangen. Über die Stiege hinauf haben sie schon lebhaft miteinander gesprochen, und meine

Mutter sagte immer: ‚Also da seid ihr jetzt Kinder! Nein, wie das Mimili gewachsen ist! Das hätte ich nicht für möglich gehalten.'

‚Ja, gelt Mama, du findest auch? Alle Leute sagen es. Doktor Steininger, unser Arzt, weißt du, findet es ganz merkwürdig, nicht wahr, Heini?'

Dann hörte ich dem Bindinger seine tiefe Stimme, wie er sagte: ‚Ja, es gedeiht sichtlich, Gott sei Dank!'« (Die demonstrativ gewählte Aussage!)

»Meine Schwester gab mir einen Kuß, und der Bindinger schüttelte mir die Hand und sagte: ‚Ach, da ist ja unser Studiosus! Der Cäsar wird dir wohl einige Schwierigkeiten machen? Gallia est omnis divisa in partes tres, haha!'« (Demonstrative lateinische Zitation!) ...

»Meine Mutter sagte, daß sie schon lange nicht mehr so vergnügt gewesen ist, weil wir alle beisammen sind und Marie so gut aussieht und das herzige Mimili. Und ich hätte auch ein besseres Zeugnis heimgebracht als sonst.

Ich mußte es dem Bindinger bringen und er las es vor: ‚Der Schüler könnte bei seiner mäßigen Begabung durch größeren Fleiß immerhin Besseres leisten.'

Dann kamen die Noten. Lateinische Sprache III. ‚Hm Hm!', sagte der Bindinger, ‚das entspricht meinen Erwartungen. Mathematik II - III, griechische Sprache III - IV.' ‚Warum bist du hierin so schwach?' fragte er mich.

‚Über das Griechische klagt Ludwig oft', sagte meine Mutter, ‚es muß sehr schwierig sein.'

Ich wollte, sie hätte mich nicht verteidigt, denn der Bindinger redete jetzt so viel, daß mir ganz schlecht wurde.

Er strich seinen Bart und tat, als ob er in der Schule wäre. ‚Wie kann man eine solche Ansicht äußern!' sagte er. ‚Das ist sehr betrübend, wenn man diesen verkehrten Meinungen immer und immer begegnet. Gerade die griechische Sprache ist wegen ihres Ebenmaßes und der Klarheit der Form hervorragend leicht. Sie ist spielend leicht zu erlernen!'

‚Warum hast du dann III - IV?' fragte meine Mutter. ‚Du mußt es jetzt sagen, wo es fehlt, Ludwig.'

Ich war froh, daß der Bindinger nicht wartete, was ich sagen werde. Er legte ein Bein über das andere und sah auf die Decke hinauf und redete immer lauter.

‚Haha!' sagte er, ‚die griechische Sprache ist schwierig! Ich wollte

noch schweigen, wenn ihr den dorischen Dialekt im Auge hättet, da seine härtere Mundart gewisse Schwierigkeiten bietet. Aber der attische, diese glückliche Ausbildung des altjonischen Dialektes! Das ist unerhört! Diese Behauptung zeugt von einem verbissenen Vorurteil!'
Meine Mutter war ganz unglücklich und sagte immer: ‚Aber ich meinte bloß ... aber weil Ludwig ...' Marie half ihr auch und sagte: ‚Heini, du mußt doch denken, daß es Mama nicht böse meint.'
Da hörte er auf, und ich dachte, daß er immer noch so dumm ist wie früher.«

Der Mensch mit größerer Bildung hat auch mehr Chancen bei den Frauen. Ludwig Thoma bringt dies im gleichen Roman zum Ausdruck. Die Mutter Ludwigs und er erhalten Besuch von Cora, einer hübschen Verwandten, die aus Indien kommt. In diese verliebt sich Franz Reiser, ein Freund Ludwigs und Brauereipraktikant. Er hat jedoch Minderwertigkeitsgefühle, weil er kein Akademiker ist. Ludwig beschließt ihm zu helfen:

»Ich habe gedacht, ich will zu ihm helfen, weil ich ihn gerne mag, und beim Abendessen, da habe ich wieder daran gedacht. Wir haben Schinken gegessen und Salat, wo harte Eier darauf waren, und das Bier war sehr frisch. Meine Mutter hat es gelobt und hat gesagt, sie freut sich den ganzen Tag schon auf ihr Quart Bier, und es schmeckt so gut. Da habe ich sie gefragt, ob sie meint, daß vielleicht ein Professor mehr versteht als einer, der gutes Bier macht. Man kann es nicht vergleichen, hat sie gesagt, und wo einen der liebe Gott hinstellt, da muß man seine Pflicht erfüllen. Das ist die Hauptaufgabe. Ich habe gesagt, wenn einen der liebe Gott hinstellt, daß man Bier macht, warum tun dann die Menschen glauben, daß ein Professor mehr ist, weil er auf dem Gymnasium war.
Die Cora hat furchtbar gelacht, und sie hat gesagt, ich bin auf einmal ein tiefsinniger junger Mann und sie hat einen Verdacht, daß ich jetzt Bier machen will.
‚Um Gottes willen', hat meine Mutter gerufen; ‚du hast doch keine solchen Gedanken nicht, Ludwig, daß du von dem Schimnasium weggehst?'
Nein, habe ich gesagt, aber warum sie das Weggehen so erschreckt? Wenn mich doch der liebe Gott dazu hinstellen will, muß ich dabei meine Pflicht tun.

Ich habe gesagt, daß die Mädchen bloß deswegen glauben, das Gymnasium sei etwas Besonderes, weil sie selber nichts lernen.

‚Von welchen Mädchen sprichst du?' hat meine Mutter gefragt. ‚Ich rede von allen Mädchen', habe ich gesagt, ‚weil alle gleich sind. Sie meinen, *wenn man eine Brille auf hat*, ist man gescheit.'«

Das Städtchen veranstaltet dann ein Fest im Wald, mit Tanz und Musik.

»Wie es fertig war, sind sie wieder auf unsern Tisch, und der Reinhardt hat gesagt, es ist schade, daß es nicht Winter ist, sonst ladet er die Cora zu einem Offizierball ein. Der Seitz hat gesagt, vielleicht ist die Cora noch da, und sie muß einen Offizierball sehen, und sie muß auch auf einen Studentenball. Es ist ganz anders wie heute, und es ist vornehm. Da hat der Reinhardt gesagt, es ist heute ein *bißchen gemischt*, und er hat sein Glas in das Auge gesteckt und hat herumgeschaut in dem ganzen Garten.

Der Seitz hat einen Seufzer gemacht und hat gesagt, leider ist es gemischt, aber man kann es nicht ändern bei die Liedertafel, weil so viele ungebildete Elemente dabei sind. Da hat die Cora gesagt, es ist sehr nett, und sie hat nichts gemerkt von unanständigen Leuten. Der Seitz hat gesagt, er meint nicht unanständig, aber es sind so viele Menschen da, die keine Bildung nicht haben, und man fühlt sich bloß recht wohl bei die Leute, die eine Bildung haben. Auf einmal hat der Franz geredet, und er ist zuerst immer durch seine Haare gefahren, und er hat gesagt, es gibt viele Leute, die glauben, sie haben eine Bildung, aber sie haben keine, und es gibt so viele Leute, wo man glaubt, sie haben keine und sie haben eine.

Alle haben den Kopf nach ihm gedreht, und der Seitz hat geschaut, *als wenn er einen Feldstecher braucht, daß er ihn sieht*, weil er so weit drunten ist.

Und er hat den Reinhardt angeschaut, und er hat ein bißchen gelacht und hat gesagt, entschuldigen Sie, ich habe Ihnen nicht verstanden. Der Franz ist ganz rot geworden, weil alle Obacht gegeben haben, und er hat gesagt, Sie haben gesagt, daß man hier bei die Leute ist, die keine Bildung nicht haben.

Ich glaube, der Seitz traut sich gar nichts, aber er hat sich getraut, weil der Reinhardt bei ihm war, und er hat mit dem Finger auf den Tisch getrommelt, und er hat gesagt, ob es vielleicht nicht wahr ist, daß Leute da sind, die keine akademische Bildung nicht haben.

Da hat der Franz gesagt, es ist wahr, aber ob sie vielleicht schlechter sind, und ob man sagen darf, daß sie schlechter sind.
Der Franz hat laut geredet, aber der Seitz hat geredet, *als wenn unser Rektor mit dem Pedell redet.*
Er hat gesagt, entschuldigen Sie, aber er streitet nicht über so einen Gegenstand, und er streitet nicht vor die Damen, und er streitet nicht bei einem Fest.
Und *er hat ihn angeschaut, als wenn er zum Fenster herunterschaut, und der Franz steht unten und hat hinaufgeredet.* Und dann hat er weggeschaut. Da hat meine Mutter zum Franz gesagt, der Herr Apotheker meint es nicht so, und er hat ihn nicht beleidigt, und er hat Achtung vor einem jeden Stand, bloß wenn man anständig ist, und der Franz muß nicht beleidigt sein.
Der Franz ist aufgestanden, und er hat gesagt, er weiß schon, daß es meine Mutter gut meint, und sie muß entschuldigen. Und dann ist er weggegangen.
Der Reinhardt hat gefragt, wer dieser junge Mensch ist, und was der junge Mensch will.
Da hat der Seitz mit die Achseln gezuckt und hat gesagt, er ist ein Bräubursche.
Ich habe gesagt, es ist nicht wahr, er ist kein Bräubursche *nicht, aber er kann alle Bräuburschen hinschmeißen.* Meine Mutter hat gesagt, ich darf nicht hineinreden, und ich darf nicht immer vom Hinschmeißen reden, aber es ist wahr, der Franz ist kein Bräubursche nicht, er ist ein Praktikant und lernt das Biermachen. Der Seitz hat gesagt, er soll auch die Höflichkeiten lernen, und daß man nicht streitet vor die Damen. Da hat die Cora gesagt, sie glaubt er ist ganz höflich, aber er hat gemeint, der Herr Seitz will ihn beleidigen. Meine Mutter hat freundlich auf sie gelacht, und sie hat gesagt, die Cora hat recht, und es ist ein Mißverständnis, und wenn man es dem Herrn Reiser sagt, ist es wieder gut. Da hat die Musik gespielt, und der Knilling ist mit der Cora fort, und der Reinhardt ist mit unserem Ännchen fort.« –
»Der Seitz hat den Bogner gefragt, ob er gehört hat, daß er wen beleidigt hat.
Der Bogner hat gesagt, er hat keine Beleidigung nicht gehört, aber diese Leute sind so empfindlich, wenn man von die akademische Bildung redet. Es ist auch keine Schmeichelei nicht, hat die Tante Theres gesagt. Meine Mutter hat zu ihr geschaut und hat die Augen gezwinkert.

Aber die Tante Theres hat so stark gestrickt, daß es mit die Nadeln geklappert hat, und sie hat es noch einmal gesagt, es ist keine Schmeichelei nicht, daß man sagt, daß es nicht anständig ist, wenn man nicht bei der Akademie war.«

Der Lausbub geht schließlich zu seinem Freund, um ihn, der sich kränkt, weil er nicht studiert hat, zu trösten.

»Ich habe gesagt, er soll froh sein, daß er nicht muß (zur Schule gehen). Wenn man es nicht kennt, meint man vielleicht, es ist schön. Aber wenn man es kennt, ist es ekelhaft.
Der Franz hat den Kopf geschüttelt. Ich habe gesagt, ob er glaubt, daß vielleicht der Seitz das Lateinische kann.
Er hat gesagt, *er braucht es nicht, aber er ist dabei gewesen.* Die Hauptsach ist, daß einer dabei gewesen ist. Die Mädchen fragen nicht, ob einer was kann, sie fragen bloß, ob einer dabei war.
Ich habe gesagt, er soll wieder mitgehen auf unseren Tisch. Aber er hat nicht gewollt. Er hat gesagt, es geht nicht. *Wenn er kommt, schaut ihn der Reinhardt durch das Glas an, und die Mädchen sind vielleicht mitleidig, und sie behandeln ihn wie den Mann, der krank gewesen ist,* und sie denken, man muß ihn schonen, weil er nicht dabei war, und vielleicht ist der schiefbeinige Salbenreiber ganz voller Erbarmung mit ihm und gibt ihm eine sanfte Rede ein, daß man sieht, wie der Seitz herumgeht wie ein Gockel auf dem Mist, und er mag nicht hören, wie er dem dummen Assessor die Cora erklärt, als wenn sie ein fremder Vogel ist, und er hat sie in seinem Käfig.
Da habe ich gesagt, daß die Cora auch gesagt hat, er ist ganz höflich. Er hat gesagt, so so.
Und dann hat er gesagt, es ist wahr, er ist vielleicht höflich, und ein Fuhrmann ist höflich, und die vornehmen Leute sind zufrieden, wenn man bloß höflich ist. Aber *er ist nicht gebildet, und er ist nicht anständig, und man laßt es ihn so stark merken. Ich habe gesagt, man muß den Seitz hauen,* dann ist es besser. Er hat gesagt, er meint nicht den Seitz, aber die Cora redet mit ihm ganz anders als mit die Gebildeten. Sie redet mit ihm ganz gut, aber es ist so, als wenn man im Wagen sitzt und redet mit dem Kutscher. Gerade so freundlich ist es.«

Man erkennt hier die Problematik im Kampf um die Frau und die tiefen Minderwertigkeitsgefühle, die der Mangel an institu-

tionalisierter Bildung schaffen kann. Man sieht aber auch, daß gegen die institutionalisierte Bildung eine andere, nicht institutionalisierte ins Feld geführt wird. Diese nennt man gerne die »Herzensbildung«, die ein Gegenstück zum »Herzensadel« darstellt; beide Worte klingen heute reichlich sentimental.

Die nicht institutionalisierte Bildung kann zweifellos sehr wertvoll sein. Einmal ist gerade das produktiv Schöpferische häufig keineswegs mit der entsprechenden Stellung in der Bildungshierarchie identisch, ähnlich wie die Heiligkeit mit der Stellung in der kirchlichen Hierarchie wenig zu tun haben muß. Weiterhin verträgt sich die spezialisierte Bildung, die häufig mit akademischen Graden verbunden ist, mit unwahrscheinlicher Naivität auf anderen Sektoren des Lebens. Die karikaturistische Vorstellung vom zerstreuten Professor trifft bis zu einem gewissen Grad eine echte Wirklichkeit, die natürlich oft übertrieben wird. Die Einbildung, man könne überall qualifiziert urteilen, wenn man in seinem Fach etwas weiß, ist weit verbreitet, besitzt aber wenig reale und reelle Grundlage.

Die körperliche Ungeschicklichkeit, die man häufig bei spezialisierten Typen findet, dient oft *als Ansatz, um akademische Überlegenheit abzuwerten.* Das Ressentiment, das wir schon anläßlich der Ekelschranke erwähnten, zielt auch oft auf die Entwertung der geistigen Arbeit; nur die Handarbeit wird geschätzt. So meint 1/6, daß man beim RAD feine Kerle kennengelernt hätte, »die sehr nett waren, auch wenn sie *nur* mit dem Kopf gearbeitet« hätten. Das heißt, eigentliche Arbeit wird mit der Hand gemacht (außerdem muß man sich dabei schmutzig machen.)

Ein besonderer Unterschied besteht auch zwischen Maturanten (Abiturienten) und Akademikern. Diese Tatsache demonstriert, wie schwer eine das Wesen wirklich treffende Abgrenzung zwischen Gebildeten und Ungebildeten zu ziehen ist. So erzählt 1/5:

»1933 bis 1938 gab es im Amt eigene Tische für A- und B-Beamte.« (A-Beamte – Akademiker, B-Beamte – Maturanten)

Die Maturanten, diese sogenannten »Halbakademiker« – ein häßlicher Terminus –, sind oft sehr empfindlich und haben ein subtiles Organ für Rangordnung der Bildung.
Die Bildung hat vielerlei Dimensionen. Die eindeutigste Schranke trennt wohl die institutionalisiert gebildeten Akademiker von den Nichtakademikern. Obwohl echte Bildung und Intelligenz bei einem Nichtakademiker viel größer sein können, gibt es hier doch eine eindeutig erlebte Grenze, mag sie auch noch so eingebildet sein. Die Distanz vom Maturanten zum Nichtmaturanten ist deshalb geringer, weil der Maturant nur in Ausnahmefällen (in Österreich Mittelschulingenieur) einen Titel hat.
Die Bildung als Zentralwert einer Kaste ist eine sehr tiefe Realität. Sie ist es auch in den kommunistischen Staaten, in diesen sogar besonders. Die Gründe dafür werden wir später zeigen.

Die Starken und die Schwachen

Alle Räder stehen still,
wenn unser starker Arm es will.
Gewerkschaftsslogan

Das Moment körperlicher Kraft spielt im Autostereotyp des Bauern, noch mehr aber in dem des Arbeiters eine große Rolle. Umgekehrt werden, wie wir eben sagten, verschiedene Oberkastige, darunter die Akademiker, häufig als Schwächlinge hingestellt. Natürlich wird auch der Begriff der Stärke einer Sublimation unterzogen, so daß wir ebenfalls die psychische oder zahlenmäßige Stärke als wesentlich ansehen müssen.
Der schwerarbeitende Schlosser 1/508 ist ein Kraftmeier, der auch im übertragenen Sinn die Kraft schätzt. Er lehnt die Mitglieder der FPÖ (freiheitliche Partei) als Schwächlinge ab, während er bei der KP immerhin eine starke Macht im Hintergrund sieht.
Der für viele Punkte so aufschlußreiche Hilfsarbeiter mit Ma-

tura 2/308 hat wegen seiner körperlichen Schwäche innerhalb seines Arbeitsmilieus Schwierigkeiten und entwickelt Minderwertigkeitsgefühle. — 2/217 meint zu »Arbeiter«:

»Einen kräftigen, starken Menschen, mit großen Händen, denen man die manuelle Arbeit ansehen kann.«

2/220 assoziiert zu »der Überlegene« — »Kraft«, was doppelsinnig ist, denn es kann damit physische oder psychische Kraft gemeint sein.

In den im vorigen Kapitel zitierten Stellen aus Ludwig Thomas »Lausbubengeschichten« haben wir erkennen können, in welcher Weise zwei verschiedene Normensysteme zusammentreffen, und daß gerade dadurch ein sehr komischer Effekt erzielt wird. Dem Lausbuben imponiert es, wenn einer einen anderen »hinschmeißen« kann, während dies den Erwachsenen gar nichts Wesentliches bedeutet. Wir haben gesehen, daß der Lausbub Ludwig den Bildungsprotzen die körperliche Kraft seines Freundes Franz, der »alle Bräuburschen hinschmeißen« kann, gegenüberstellt. Als Mittel gegen den Bildungsprotz empfiehlt er: »Man muß den Seitz hauen, dann ist es besser.« Auch hier wird die körperliche Kraft der Ungebildeten gegen die demonstrative Überlegenheit der Gebildeten gesetzt. Der Dialog, den Thoma den Sohn eines demonstrativ Oberkastigen mit dem Lausbuben führen läßt, ist typisch für die Schranke der körperlichen Kraft, die zwischen den beiden verläuft:

»Der Arthur fragte mich: ‚Gelt, du bist stark?' Ich sagte, daß ich ihn leicht hinschmeißen kann, wenn er es probieren will.
Aber er traute sich nicht und sagte, er wäre auch gerne so stark, daß er sich von seiner Schwester nichts mehr gefallen lassen muß.«

Es ist auch typisch, den Oberkastigen als Schwächling anzusehen. Zur Zeit der Ritter war dies wahrscheinlich anders. Diese verachteten ja ihrerseits die Intellektuellen, wie etwa die Schreiber. Die körperliche Kraft spielt heute eine relativ unbewußte Rolle, da sie kollektiv stark abgewertet wurde. Bei vielen Berufen wurde die körperliche Anstrengung mit Hilfe von Maschinen be-

deutend reduziert, so daß die Kraftentfaltung nicht mehr in der gleichen Weise den Arbeiter charakterisiert wie früher. Wenn 2/107 zu »schwach« assoziiert:

»Na ja, mit dem Maschinengewehr tut sich das ganz aufheben«,

so hat er die Relativierung der Kraft im Auge, vor allem im Kampf.

Eine bedeutende Rolle spielt die körperliche Kraft allerdings im Kampf um die Frau. Denn die masochistische Komponente im Rahmen der weiblichen Sexualität tendiert auf einen starken Mann. Das Umkämpftwerden reizt das weibliche Selbstgefühl. Neben der körperlichen Stärke fallen dabei selbstverständlich auch alle anderen Kastenpositiva in die Waagschale. Wohl mit bezweifelbarem Recht wird angenommen, daß starke Männer eine große sexuelle Potenz besitzen. Die Angestellte 2/305 sagt ganz deutlich in dieser Richtung:

»An Holzknecht möcht i hab'n.«

Reichlich ungeschminkt wird hier herausgestellt, daß sie von einem Holzknecht unmittelbare, intensiv kräftige Potenzen erwartet. Die Erwähnung des Maschinengewehrs oben als Relativierung der körperlichen Kraft zeigt uns aber auch die Sublimationsmöglichkeit des Kraftbegriffes. Der Mann mit der Waffe ist gewissermaßen »stärker« geworden. Seine Macht zu töten wertet ihn auf, wie alle Macht aufwertet. Die Frauen, die von Generaldirektoren fasziniert werden, sind dies nicht nur wegen seines Geldes, sondern auch wegen seiner Macht, wegen seiner sublimierten Kraft und Stärke. Hier wächst Kraft mit Herrentum, schließlich mit Überlegenheit als solcher zusammen. So wird auch die Stärke etwas, das zwar verbindet, aber trotzdem sehr relativ ist.

Die Wenigen und die Vielen[11]

»Wo wir sind, da ist immer oben«
Aus dem Lied der Legion »Condor«

Die kleine und die große Zahl stellt häufig zusätzlich einen kastenbildenden Faktor dar. In der gegenwärtigen Gesellschaft gibt es Ansätze zur Kastenbildung, die die geringe Zahl, das »Elitäre«, ins Zentrum zu rücken versuchen. Dabei ist allerdings nicht recht klar, was denn diese Wenigen vor den »Allzuvielen« auszeichnet, außer der Tatsache, daß sie eben wenige sind.

Das in geringerer Menge Vorhandene pflegt wertvoll zu sein, doch ist dies im Grunde ein relativer Aspekt. So war das Gold in den indianischen Hochkulturen nicht sehr geschätzt, wohl aber bei den Konquistadoren. Und das Wasser ist in den afrikanischen und asiatischen Wüsten etwas sehr Wertvolles, in Europa jedoch keineswegs, hier ist es gewöhnlich reichlich vorhanden. Die Bananen sind in Europa wesentlich teurer als auf den Kanarischen Inseln. Eine deutsche Firma inserierte, ganz bewußt an den Snobismus appellierend, ihr Produkt mit folgenden Worten:

»Abseits vom Alltäglichen ein hochgezüchtetes Steckenpferd zu reiten – dazu gehört der ausgeprägte Sinn für den Wert des Seltenen. Alles wahrhaft Wertvolle ist selten . . .« und daher ist das Produkt »wegen seiner besonderen Vorzüge nicht gerade billig«.

Das Seltene ist zwar teuer und das Häufige billig, doch heißt dies nicht, daß die geringe Zahl auch schon ein Maßstab für den hohen Wert wäre. Sollte es gelingen, Diamanten künstlich zu erzeugen, dann werden sie viel von ihrer Kaufkraft verlieren, doch ihre Eigenschaften deshalb keineswegs einbüßen. Erst die Kombination von Seltenheit und besonderen Qualitäten macht Menschen zur Elite.

Unter »Wenige« versteht man häufig kleine Gruppen ohne besondere Wertvorzüge, oft Minoritäten genannt. Die Minorität

ist vielfach verachtet, weil sie nicht die Eigenschaften besitzt, auf die die Majorität glaubt stolz sein zu müssen. Man muß jedoch sehr vorsichtig sein und darf die Problematik nicht zu einfach sehen. Denn was bewußt als minderwertige Minorität erscheint, kann in tieferen Schichten als überwertige Elite erlebt werden. Wir werden dies in besonderer Weise bei den Relationen Antisemiten - Juden und Kommunisten - Kapitalisten erkennen.

Eine Gruppe kann einerseits als herausgehobene Elite, andererseits als Minorität angesehen werden. Im revolutionären Kastenwechsel schließlich wandelt sich oft die Wertschätzung einer Gruppe schlagartig, und das, was bewußt war, wird unbewußt, und was unbewußt war, wird bewußt. In Szondis Terminologie würde dies heißen: Die Drehbühne »bewußt«—»unbewußt« läßt den »Hintergänger« »Vordergänger« und den »Vordergänger« »Hintergänger« werden[12]. Wenn etwa in Frankreich der Adel im Vordergrund der öffentlichen Meinung zunächst hoch gewertet wurde, wurde er im Hintergrund gleichzeitig abgewertet. Nach den antifeudalen Revolutionen wurde dann der Adel in der Öffentlichkeit abgewertet, insgeheim jedoch weiter hochgewertet. Diese komplizierten Beziehungen müssen wir im Auge behalten.

In den Reaktionen auf das Wort »Elite« zeigt sich, daß mit diesem Wort heute noch bei vielen »Adel« verstanden wird. In den negativen Reaktionen beziehen sich die Versuchspersonen auf das »Cliquenhafte« kleiner Gruppen, in denen sich einzelne gegenseitig Vorteile verschaffen. Im Gegensatz zur »Elite« steht die sogenannte »Masse«, Heideggers anonymes »Man«. Eine Kennzeichnung der »Masse« ist unter anderm, daß sie aus den Vielen besteht, die angeblich so wenig wert sind. So sagt 1/9 zu Akademiker:

»Akademiker kann man heute kiloweis kaufen.«

2/502 sagt zu »Masse«: »Gleichförmigkeit«, womit er zu erkennen gibt, daß die Mitglieder der aus zahlreichen einzelnen bestehenden »Masse« kein persönliches Profil haben und einer

wie der andere ist. Die Masse ist das, was sich außerhalb der Auserwählten, außerhalb dieser »Elite« befindet. Und die Elite ist, wenn sie sich zu organisieren versucht, gleichsam herausgeschnitten aus der Masse. Ein Beispiel zeigt uns, wie sehr das Bewußtsein, zu einer Gruppe Weniger zu gehören, geeignet ist, das Selbstbewußtsein aufzublähen. Der reichlich snobistische Künstler 2/309 meint nach 16 Sekunden zu »arbeitender Mensch«:

»Ja, das ist etwas entsetzlich Allgemeines ... auch nicht ... also ... nichts Unsympathisches, eher etwas ... eher etwas Sauberes, hat eher etwas sag ma ...« (Rechnen Sie sich zu den arbeitenden Menschen?) »Manchmal« (zum Begriff arbeitender Mensch?) »Ja, sicher, sicher.«

Er ekelt sich deutlich vor dem »entsetzlich Allgemeinen«. In die gleiche Richtung geht seine Assoziation zu »die Werktätigen«, die nach 15 Sekunden folgt:

»Ja, es ... das berührt mich nicht so sympathisch wie die arbeitenden Menschen; die Werktätigen, das hat etwas von, von, von ... Flohzirkus an sich, an wimmelnde Haufen, an irgend was Wimmelndes oder ...«

Als Angehöriger einer kleineren und zugleich qualifizierteren Gruppe fühlt er sich also über die »Vielen« erhaben. Im allgemeinen geschieht dies jedoch nicht ohne Angst, denn auch das Gefühl, Mitglied einer »starken« Gruppe, einer großen Gruppe zu sein, vermittelt das Gefühl von Kraft.

Im kommunistischen Jargon hat das Wort »die Massen« einen ganz anderen Klang, es vermittelt das Gefühl von unaufhaltsamen Sturmwind, von Überschwemmung und Überflutung. Wenn dagegen der Kastenstolze und Elitäre von der »Masse« spricht, von »Massenzeitalter«, dann hat er die Vorstellung einer großen Zahl von Menschen, die sich nach dumpfen Affektregungen bewegen und dabei jede differenzierte Kultur zerstören.

Beide Vorstellungen werden den Wirklichkeiten der mensch-

lichen Gesellschaft keineswegs gerecht. Die Vorstellung von der »blinden Masse« ist eine snobistische Mythologie. Gerade die oben zitierten Worte des Künstlers zeigen dies deutlich. Eine Gruppe, die sich als »Elite« betrachtet, sich hochmütig von der »Masse« abschließt und glaubt, genau zu wissen, wer zur »Elite« und wer zur »Masse« gehört, erliegt einer großen Selbsttäuschung.

Die Moralitätsdistanz

Die ethische Qualifikation, das Gutsein oder das Bösesein, dient meist als zusätzlicher Kastenwert, wenn die Beurteilung ethischer Qualifikationen auch sehr problematisch ist. Denn häufig ist die moralische Abwertung nichts als eine Rationalisierung ganz andersartiger Abwertungen. Wie sehr unter Umständen die moralische Negativeinschätzung zur Deckung ganz andersartiger Wertungen Verwendung findet, zeigt der Begriff des »guten Hauses«.

Wenn man nämlich von jemandem sagt, er sei aus gutem Haus, dann fließen mit den Vorstellungen von qualitativer Moralität auch noch die von gewissem materiellem Wohlstand und konventionellem Benehmen mit ein. Ja, oftmals stehen gerade diese im Vordergrund, während die moralische Qualifikation in den Hintergrund tritt. Interessant ist in dieser Hinsicht die Aussage, die, weit über eine Assoziation hinausgehend, der Industrielle 2/217 zu dem Stichwort »aus gutem Haus« macht:

»Von jemandem, der aus soliden und geordneten Verhältnissen kommt, aus einem guten Haus mit einem anständigen Milieu. Wenn die Eltern nicht in Zerwürfnis leben und in finanzieller Zerrüttung. (Hat es mit Geld zu tun?) Der *üblen* Auffassung nach bzw. der üblichen Gewohnheit nach ja.

(Vom Beruf abhängig?) Wenn Sie mich *speziell* gefragt haben, ist es nicht *so* abhängig... Sowas ist schwer zu beantworten, denn *jeder ist an die hergebrachten Begriffe irgendwie*... mit den *hergebrachten Begriffen vertraut* und damit aufgewachsen und herge-

brachtermaßen, wenn man von jemand sagt, er kommt aus einem guten Haus, stellt man sich das Übliche vor, aber wenn man sich *persönlich* frägt, so verwende ich dieses Wort möglichst überhaupt nicht. Wenn es einem mitunter *ausrutscht*, sozusagen, kann es natürlich auch vorkommen, daß man das Übliche meint. Weil es ein antiquierter Begriff ist, weil die sozialen Wertungen heute in kolossalem Fluß sind und man heute mit diesem Wort mehr Unheil anrichten kann, als man damit Richtiges ausdrückt... man sagt ‚aus gutem Haus' und *postuliert damit etwas, was gar nicht mehr den Tatsachen entspricht.* Er kann aus einem Haus kommen, von dem man früher gesagt hätte, das ist ein gutes Haus, heute erfüllt dieses Haus aber gar nicht mehr das, was man sich eigentlich darunter vorstellen würde. Es kann jemand aus bescheidenen Verhältnissen kommen, die aber bestens geordnet sind, wo man eben im wahren Sinne des Wortes sagen könnte: ‚ein gutes Haus'!«

Diese Aussage schlägt sich mit dem Problem der Moralität herum, die mit dem Ausdruck »aus gutem Haus« mitangepeilt wird. Das »Zerwürfnis« der Eltern wird als Charakteristikum des »unanständigen« Milieus angesehen. Im ersten Absatz bleibt er also zunächst im Rahmen eines Bildes gutbürgerlicher Zustände. Auf die Frage, ob das »gute Haus« etwas mit der Finanzkraft zu tun hätte, gleitet er jedoch im folgenden Absatz mit einer Fehlleistung aus. Er wollte sagen, der »üblichen Auffassung nach«, sagt aber »der üblen Auffassung nach«, womit er in einer tieferen Seelenschicht eben diese übliche Auffassung als übel und böse dokumentiert. Die übliche Auffassung vom »guten Haus« ist vom Übel, ist nicht in Ordnung.

In der Folge, als die Psychologin nachstößt und ihn fragt, ob das »gute Haus« vom Beruf abhängt, stellt er sich auf den Standpunkt, das sei nicht der Fall, vertritt jedoch diesen Standpunkt nicht mit Sicherheit. Denn zunächst sagt er: »Wenn Sie mich speziell gefragt haben«, das heißt, daß seine Antwort anders ausgefallen wäre, wenn er nicht speziell sondern generell gefragt worden wäre. Außerdem meint er, daß es »nicht *so*« abhängig ist, also nicht in so hohem Grad sondern in geringerem. Er manövriert unsicher weiter. Mehrmals gebraucht er das Wort

»hergebracht« und macht deutlich, daß »hergebracht« das ist, was er vorher unbewußt mit »üblen« meinte. Weil er mit einem bestimmt geprägten Begriff aufgewachsen ist, »stellt man sich das übliche vor«. Mit dieser Wendung beginnt er sich bereits davon zu distanzieren. Wenn »man sich *persönlich* fragt«, das heißt, wenn man die eigene zentrale Persönlichkeit angeht und nicht die Kastenperson, dann verwendet man das Wort »möglichst *überhaupt nicht*«, weil es eben vom Standpunkt des Persönlichen her gesehen ungut ist.

Der darauffolgende Satz ist wieder sehr interessant: »Wenn es einem mitunter *ausrutscht*« (das heißt, wenn man sich nicht genügend kontrolliert) »sozusagen« (ein eigentümliches, wieder unsicher relativierendes Wort), kann es »*natürlich auch*« vorkommen, »daß man das übliche meint.« Der »antiquierte Begriff« kann heute, wo die »sozialen Wertungen in kolossalem Fluß sind« – das heißt, es bedeutet für die herkömmliche Wertung etwas Ungeheures, was sich heute vollzieht –, »Unheil anrichten«, das bedeutet wohl, abstoßend wirken, Ressentiments wecken, usw. Mit dem »guten Haus« wird »etwas postuliert«, »was gar nicht mehr den Tatsachen entspricht«.

Schließlich setzt die Versuchsperson die entscheidenden Relativierungen: Das »gute Haus« von ehedem erfüllt nicht mehr seine Aufgabe, jemand aus »bescheidenen Verhältnissen« kann aus bestens geordneten Verhältnissen kommen. Hier verdichten sich zwei Gedankengänge: das gute Haus, wie es früher verstanden wurde, erfüllt nicht mehr seine Aufgabe, das »gute Haus« im heutigen Sinn erfüllt sie. Das »gute Haus« von ehedem kann schlecht geordnete Verhältnisse, das »gute Haus« von heute bestens geordnete haben. Das erstere ist ein »gutes Haus« im unwahren Sinn, während das heutige eines im wahren Sinn ist, das »seine Aufgabe« erfüllen wird, das zum entscheidenden Kriterium der Moralität wird.

Das innere ehrliche Ringen des Mannes zeugt von dem Versuch, einen Anpassungsprozeß zu vollziehen, alte Wertungs-

skalen abzustoßen, neue zu gewinnen. Die Verbindung traditioneller Lebensform mit Moralität erscheint zweifelhaft, nachdem das traditionelle »gute Haus« seine Aufgabe oft nicht erfüllt hat. Das heißt, da es sich nicht in entsprechender Weise in der Gegenwart engagiert, sondern in der Vergangenheit steckenbleibt, muß es sich diese Abwertung gefallen lassen. Wir erkennen also, daß die Verknüpfung der Vorstellung von Moralität mit andern »herkömmlichen« Wertungen als unglücklich und nicht mehr den realen Gegebenheiten entsprechend erlebt wird. Unterkastigkeit ist nach den herkömmlichen Begriffen mit Unmoralität verbunden. Dies bestätigen viele Äußerungen. Wenn etwa 2/316 zu »dreckiger Prolet« assoziiert, »das is a ganz a gemeiner Mensch«, zielt er in diese Richtung.

2/407 durfte mit »Gassenkindern«, »schlimmen Kindern« nicht spielen. Auf »anständige« Familien wurde Wert gelegt, auf Familien, die dem »sozialen Stand entsprachen«. Und 2/102 erzählt:

»Mein mütterlicher Großvater hat es aufs strengste vermieden, seine Kinder – er war als junger Mensch Wagner und Hufschmied und hat es in ganz kurzer Zeit durch seinen außerordentlichen Fleiß zu einem Vermögen gebracht, und hat eine sogenannte kleine Fabrik betrieben –, und *der hat es aufs strengste* angeordnet, daß seine Kinder *absolut nicht* in den Betrieb hineinkommen solange sie noch klein waren, und daß sie mit den *Lehrlingen und Arbeitern zusammenkommen*, weil er es vermeiden wollte, daß die Leute, die *ja bei dem Beruf* an und für sich – Hufschmiede sind ja sicherlich etwas ... sind gröbere Gesellen und er wollte nicht haben, daß seine Kinder mit ihnen zusammenkommen. Es war so, daß der Werkhof abgesondert war vom Garten, und wenn die Kinder durchgehen mußten, hat er immer, er war sehr temperamentvoll, ist er wie eine *Furie* hingeschossen und hat sie hinausgeschmissen.«

Wir wollen hier nicht im Detail analysieren: die Kinder sollten »absolut nicht« in den Betrieb kommen. Der Großvater ist »wie eine Furie hingeschossen«, wenn sie doch einmal mit den Schmieden, die »ja sicherlich etwas ...« sind, zusammenkamen. Die Moralität scheint nicht ausschlaggebend zu sein, denn es geht

offenbar um ganz andere Dinge; aber sicherlich wurde die Trennungslinie mit der unmoralischen Infektion motiviert, die von den »gröberen Gesellen« ausgehen könnte.
In welcher Weise die Versuchsperson *affektiv* Moralität versteht – nämlich als konservativen Standeskodex, der mit ihrem christlichen Bekenntnis gar nichts zu tun hat –, zeigt auch eine andere Aussage.

»Die Adeligen mokieren sich bestimmt, wenn die Leute sich nicht *»anständig«* benehmen. Aber das Einheiraten ... da machen sie doch Unterschiede. Es gibt natürlich Leute, die *enorm großzügig sind.* Die Tochter von Kronprinz Rudolf zum Beispiel, die war von einer *Skrupellosigkeit,* die geradezu *rührend* war, und ihre Enkelin hat ja jetzt einen Tankstellenwärter, einen *ganz ungebildeten, ich weiß nicht ob gebildeten oder ungebildeten,* aber das ist direkt traditionsgemäß in dieser Linie. Es haben auch etliche Erzherzoginnen Bürgerliche geheiratet. Das ist aber alles *durch den Umsturz gewesen.«*

Aus diesen Worten geht zunächst nicht klar hervor, ob jene »Skrupellosigkeit« der Tochter von Kronprinz Rudolf deshalb »rührend« war, weil sie Verhältnisse mit Unterkastigen anfing. Doch dann hält die Versuchsperson auch jene Erzherzoginnen für »enorm großzügig«, die »Bürgerliche geheiratet« haben. Der »Umsturz« hat dies leider möglich gemacht.
Eindeutig geht es hier nicht um die christliche Moral. Denn soll man das Gebot, das die Enkelin von Kronprinz Rudolf verpflichtet, keinen Tankstellenwärter (er ist ein Besitzer!) – »einen ganz ungebildeten, ich weiß nicht ob gebildeten oder ungebildeten« – zu heiraten (ob *sie* gebildet oder ungebildet ist, ist unbekannt!), aus dem christlichen Liebesgebot ableiten? Hier ist eine Gesellschaftsmoral am Werk, die mit der christlichen überhaupt nichts zu tun hat. Es handelt sich um einen Kastenkodex.
Das soll nun nicht heißen, daß es keine echte Unmoral gäbe, doch muß man sich darüber im klaren sein, daß die üblichen Bezüge hier sehr verschoben sind. Gerade aber die falschen Moralitätswertungen hindern oft daran, die echte Unmoral auch bei den Unterkastigen zur Diskussion zu stellen.

Die angeführten Beispiele zeigen wohl eindeutig, daß die mangelnde Moral häufig nur als ein mehr oder weniger uneingestandener Vorwand zur Abkapselung von bestimmten Personenkreisen dient. Dennoch spielt die Frage der Moralität in den Abschirmungstendenzen zweifellos eine gewisse Rolle, denn von verurteilten Verbrechern (abgesehen von Nobelverbrechern) distanziert man sich gewöhnlich, allerdings auch mit bezweifelbarem Recht. Die moralische Einschätzung dient jedoch sicherlich auch zur Stützung von Zentralwerten der Kasten.

Die Herkunftsdistanz

In der Gesellschaft trägt die Tatsache, daß jemand »aus gutem Haus«, der Sohn oder die Tochter von ... ist, ohne Zweifel in einem jeweils verschiedenen Grad zur Wertschätzung bei. Institutionalisiert wurde diese Schätzung der Herkunft im Adel. Feudale Herkunft verleiht sogar einen Titel, der den Träger in eine hierarchische Ordnung besonderer Art einreiht. Die Adelshierarchie ist eine durch einen Erbtitel fixierte Herkunftshierarchie. Die Einstufung erfolgt zunächst durch den graduierenden Titel. Neben diesem Prinzip ist das »Alter der Familie«, der »Stammbaum«, bedeutsam. Dazu kommen noch die speziellen Leistungen der Vorfahren, die einen besonderen Hintergrund für das Selbstbewußtsein geben.

Der Adel ist die Kaste im Vollsinn, da bei ihm die Herkunft die entscheidende Rolle spielt. Das Unter-sich bei der Heirat ist für die meisten Geschlechter verpflichtend. Schon das Kind in der Wiege besitzt die entscheidenden Werte, ohne noch irgendeine Leistung vollbracht zu haben. Das Kind ist einfach schon deshalb wertvoller, weil es das Kind »von ...« ist.

Natürlich spielt die Herkunft auch dort eine Rolle, wo es sich nicht um eine adelige Familie handelt. Doch interessieren in diesem Fall nur die Eltern, die Großeltern sind schon weitgehend

uninteressant. Wer fragt etwa bei einem Nobelpreisträger nach Vater oder Großvater!

In den USA fühlen sich die Nachkommen der mit der »Mayflower« Eingewanderten als Aristokratie. Gerade in diesem Fall ist es völlig uneinsichtig, worin die höhere Qualität dieser Personen bestehen soll. Hier kann weder von einer qualifizierten Erbsubstanz noch von einem speziell qualifizierten Milieu die Rede sein. Und doch wird hier eine Qualifikation beansprucht. Ein besonderes Vorkommnis im Leben eines Vorfahren qualifiziert die Nachkommen für unabsehbare Zeit.

Ähnlich irrational ist jede Herkunftswertung bestimmt; wir dürfen also in den verschiedenen Theorien zur Rechtfertigung von Erbtiteln getrost Versuche sehen, einen aus ganz anderen Quellen stammenden Anspruch zu begründen.

Die rationale Basis der Herkunftswertung ist relativ schmal. Verabsolutiert man diesen Wert, so muß man eine rationale Begründung dafür entweder in absolut wirkender Vererbungsmechanismen suchen oder auf okkulter Basis in der Annahme einer Seelenwanderung oder in Mythologien (Abkunft vom Sonnengott - das japanische Kaiserhaus).

Anders steht es, wenn man dem Milieu, in dem der einzelne aufwächst, einen entscheidenden Einfluß einräumt. Beim konkreten Adeligen finden wir fast immer beide Komponenten, die Vererbung und das Milieu, wirksam.

Psychologisch viel intensiver erforscht und durchdacht als das Problem der Vererbung ist die Wirkung des Milieus. Viel direkter als durch Vererbung werden Haltungs- und Handlungsformen weitergegeben. Werden z. B. innerhalb der Erziehung irgendwelche mehr oder weniger berühmte Ahnen als Vorbilder herausgestellt, dann erfolgt natürlich leicht eine Identifikation mit diesen. Analoge Wirkungen gehen von den Symbolen der Familienwappen aus. Ähnliche Eigenschaften, wie diese ausdrükken, werden gepflegt und kultiviert, und die Umwelt entdeckt bemerkenswerte Analogien zwischen den »starken Ahnen« (je-

nen, die zur Identifikation einladen) und dem Verhalten der Nachfahren. Das gleiche gilt von den Wappensprüchen. Diese Identifikationen stärken einerseits bestimmte Verhaltensweisen, andererseits aber schneiden sie die Entwicklung anderer Möglichkeiten ab, die vielleicht ebenfalls in der Erbsubstanz angelegt waren. In Grenzfällen kann dieser Vorgang zur Sterilisierung produktiver Kräfte führen.

In der typischen Vererbungsmythologie gerät zum Beispiel ein Königskind durch entsprechende Umstände in ein niederkastiges Milieu, trotzdem verrät es schon sehr bald königliche Verhaltensweisen, ähnlich wie in Lortzings »Zar und Zimmermann« der Zar »das Schwert schon als Kind« so gerne schwang und »Gefährten und Diener« mit seinem Blick »bezwang«. Einen solchen Fall würde man als Psychologe gerne einmal zu Gesicht bekommen. Abgesehen davon muß man die Tatsache berücksichtigen, daß ein angenommenes Kind immer - bewußt oder unbewußt - anders behandelt wird als ein eigenes. Wird z. B. ein Prinz aus verschiedenen Gründen einfachen Pflegeeltern anvertraut und behandeln ihn diese nun mit »heiliger Scheu«, dann hat die Erziehung natürlich ein anderes Ergebnis, als wenn sie das Kind eines Verbrechers aufziehen und jederzeit erwarten, daß bei ihm die »verbrecherischen Anlagen« durchbrechen. Auf diese Weise helfen die Erwartungen der Pflegeeltern mit, den Menschen zu formen.

Aber auch das umgekehrte Schema gibt es. Wir finden es etwa bei der Erzählung von Moses, der, von einfacher israelitischer Abstammung, im Hause des Pharao aufgezogen wird und zuletzt seiner Erziehung entsprechende Formen aufweist. Wir kommen darauf noch in anderem Zusammenhang zurück.

Daß das Milieu in Adelsfamilien einen besonders eigentümlichen Stil aufweist, darüber besteht wohl kein Zweifel. Ob dieses Milieu jedoch einen Einfluß ausübt, der den Erfordernissen der Gegenwart in besonderer Weise Rechnung trägt, muß mit guten Gründen bezweifelt werden. Sicherlich werden hier pietätvoll

Werte konserviert und gepflegt, eine Internationalität des Horizonts etwa. Die harte persönliche Leistung, das Herausbilden der speziellen individuellen Möglichkeit der Person jedoch erfahren im typisch adeligen Milieu keine Pflege. Sie stellen aber Eigenschaften und Tendenzen dar, die für die gegebene Wirklichkeit der heutigen Welt von großer Bedeutung sind.

Herkunft gibt besondere Chancen vielfältiger Art. Neben den Anlagen und dem Milieu, auf das wir schon hinwiesen, führt die partielle Identifikation mit seinen Vorfahren zu erhöhter Wertung innerhalb der Gesellschaft, die dem Nachkommen deshalb Protektion und anderes gewährt. Allerdings muß man hier vorsichtig sein: man erwartet umgekehrt auch wieder von den Söhnen berühmter Väter, daß sie die Leistungen des Vaters nicht erreichen. Diese Erwartung stellt ein Hindernis zur Erlangung hervorragender Positionen dar. Natürlich geht es dabei ebenfalls um ein Vorurteil, das nicht verallgemeinert werden dürfte. Herkunft stellt also ohne Zweifel einen Wert dar, doch läßt sich ihre Institutionalisierung durch Erbtitel und Endogamie nicht rechtfertigen.

Die Herkunft als fundierender Wert der Person schlechthin wurde nur von einer einzigen Versuchsperson anerkannt. Bezeichnenderweise ist die Versuchsperson keine Adelige. Ihre Mutter ist aber »stark aristokratisch« gewesen. Die Mutter war jedoch auch keine Aristokratin sondern »*in Diensten von Aristokraten*«. Gerade in dieser Funktion findet sehr häufig eine starke Identifikation mit der Herrschaft statt. (Auch hierauf kommen wir noch zurück). Die Bediensteten nehmen das aristokratische Ideal auf, und dieser sekundäre Aristokratismus erweist sich nun als zählebiger und exzessiver als das primäre. Es handelt sich um die Versuchsperson 2/305, die nur das als positiv gelten läßt, was durch Generationen gewachsen und geworden ist. Während alle getesteten Adeligen bürgerliche Leistungsideale aufgenommen haben, finden wir hier auf dem Lakaiensektor noch ein rein aristokratisches Ideal. Die Versuchsperson, eine Angestellte mit

Handelsschulbildung, leistet sich den Luxus, selbstverständlich in sehr begrenztem Rahmen, Mäzen zu spielen und sich mit Stilmöbeln einzurichten, – Fixierung des Althergebrachten. Andererseits entspricht der gleichen Haltung, daß sie keinen komplexhaften, neurotischen Ehrgeiz in sozialer Hinsicht entwickelt, daß sie nicht vom Willen, vorwärts zu kommen, getrieben ist und auch nicht mit Minderwertigkeitsgefühlen auf ihre Position reagiert. Sie will keine Aristokratin sein, vertritt aber das Ideal der durch mehrere Generationen gewachsenen Basis. Vom Bauern sagt sie zum Beispiel:

»Ein echter Bauer ist ein Edelmann. Ich liebe Bauern, wenn sie echt sind (!), wenn sie nicht Herren sein wollen.«

Beim Stichwort »Arbeiter« produziert sie folgendes:

»Ich liebe Arbeiter, und sie sind nicht meine Feinde, und sie mögen mich auch gern. Ich hab' etwas übrig für Menschen, die wirkliche Arbeiter sind, die nicht etwas anderes werden wollen. Arbeiter, die über ihren Stand hinauswollen, die sind ekelhaft, das sind diese sozialdemokratisch aufgeplusterten Leut'.«

Auch beim Akademiker kommt ihr Faible für traditionelle Gewachsenheit ganz deutlich zum Ausdruck. Sie lehnt den Akademiker scharf ab, und zwar unter dem Gesichtspunkt, daß es sich dabei um Personen handele, die emporgekommen seien, die nur studiert hätten, um etwas zu werden, die nicht mehr natürlich und traditionsverbunden seien.

»Gegen die Akademiker hab' ich was. Die Akademiker sind verderbt, sie sind von der Natur weg, sie sind auch in sittlichen Dingen verderbt, die sind nicht rein, sie sind nicht klar, sie sind eingebildet und sie sind überheblich.«

Hier trifft ihr traditionelles Ideal, ähnlich wie gegenüber Geschäftsleuten, auf eine von ihrem Standpunkt her gesehen sehr gefährliche Gruppe. Denn gerade bei den Akademikern spielt die Herkunft eine geringe Rolle. Immerhin verwirft sie die Akademiker nicht insgesamt. Sie erwähnt, daß es auch sympa-

thische Akademiker gäbe: wenn sie aus »guter Familie« stammten und »selbstverständlich« studiert hätten.

Man konnte die ganze Untersuchung hindurch beobachten, daß die Versuchsperson bei jedem Begriff, der einen auf die Kaste tendierenden Aufforderungscharakter besitzt, eine Unterscheidung vornimmt. Sie äußert sich nie generell über den typischen Arbeiter, den typischen Akademiker, sondern differenziert nach zwei Richtungen, wobei sie allerdings letzten Endes dazu neigt, die gesamte Gruppe nach dem ihr affektiv bedeutsamer erscheinenden Teil mit einem weitgehend verallgemeinernden Werturteil zu belegen. Die Kriterien dieser Echtheit sind: organische Gewachsenheit, traditionelle Fundierung und archetypische Entsprechung. Diesen Unterschied macht sie sogar bei der ihr am meisten verhaßten Gruppe, den Geschäftsleuten, die für sie das »Unsympathischste« (sind), »was je passieren kann«. Aber sie fügt dann hinzu:

»Die alten, die aus Dynastien herauskommen, das sind kultivierte Geschäftsleute, die auch oft einen Verlust auf sich nehmen, um jemand eine Chance zu geben.«

Die Versuchsperson hat etwas übrig für das Dynastische, das zur Reinkultur Entwickelte. Und in diesem Sinn ist der zunächst als Widerspruch auffallende Gegensatz zwischen ihrer Vorliebe für das Vitale (die anläßlich ihrer Bewunderung für den Bauern und den Arbeiter durchbricht und in einem ganz drastischen, offen sexuellen Anspruch gipfelt: »An Holzknecht möcht i haben.«) und ihrer Zuneigung zum Hochgezüchteten, zum Adeligen gar kein Widerspruch, sondern ein polarer Gegensatz. Es stellt bloß die Extreme ein und derselben Reihe, die sie als Ideal introjiziert, in sich hineingenommen hat, dar.

Das affektive Kastensystem der Versuchsperson sieht also ganz anders aus als das bekannte. Es entspringt einer Wurzel, aus der sich ihre ganze Einstellung erklären läßt. Diese Wurzel ist die Introjektion eines aristokratischen Ideals. Am besten drückt ihre Einstellung wohl die Assoziation zu »Elite« aus:

»Sind Pferde, die hochgezüchtet sind; alles, das hochgezüchtet ist, ist wunderbar.«

Sie lehnt dynamische Veränderungen der Gesellschaft ab und wünscht die Fixierung des gesellschaftlichen Status auf Generationen hin, die endogamische Abkapselung der Kasten untereinander.

Anders die Reaktion der Aristokraten selbst. Keiner der von uns untersuchten fünf Aristokraten verabsolutiert die Herkunftswertung und wagt auf Grund seiner Herkunft offen zu erklären, die kastenhafte Tendenz von Bevölkerungsgruppen sei berechtigt. Die größte Neigung zur Verabsolutierung von Herkunftswerten zeigt der Graf 2/517. Er meint zu Adel:

»War ursprünglich gedacht als eine Elite des Volkes, sowohl der geistigen als der politischen, als auch der Kriegselite. Bis 1848 immer in erster Reihe des politischen und militärischen Lebens. 1848 eine Revolution des Bürgertums. *Quasi beleidigt* zog sich der Adel von jeglicher politischer Betätigung zurück. Daher heute weltfremd und altertümlich. Es sind Bestrebungen im Gange, den heutigen jungen Adel wieder in das politische Geschehen einzugliedern.«

Der »Graf« ist für ihn »ein Mensch, der eine gewisse Erziehung mitgemacht hat, eine traditionelle Erziehung, die eben diesen Schichten eigen ist, eine Bildung hat, die vielleicht überdurchschnittlich ist, eine Intelligenz und ein Wissen, das vielleicht kaum über dem Durchschnitt steht, maximal vielleicht durchschnittlich ist, außer es ist jemand besonders befähigt für etwas, und ich hätte nicht das Gefühl, daß er besonders reich ist... und vielleicht viele Sprachen spricht. Er würde sich wie mit einem Bruder benehmen.

Beim Essen eine reine Konversation, wie es eben in diesen Gesellschaftsschichten üblich ist. Es würde wahrscheinlich sehr viel über Familie gesprochen werden, über nächste Anverwandte und über meine und seine nähere und weitere Familie, wahrscheinlich sehr viel über Politik.«

Es gibt nach ihm zwar auch »wahrscheinlich Gruppen, die auf mich herunterschauen. Das ist eine österreichische Spezialität. Er nimmt den Adeligen als gegeben hin, mit einem immer noch im Blut steckenden Traditionalismus fühlt er den Adeligen ober sich. Aber andererseits lächelt er über ihn und verachtet ihn auch in gewissen Schichten. Zum Beispiel der Arbeiter vielleicht und ausgesprochene

Moneymaker-Kreise, weil er absolut nicht diese Geisteshaltung dieser Leute hat.«

Die Versuchsperson spürt also die Prestigekonkurrenz der ausgesprochenen Selfmademen. Auch der Arbeiter gehört für ihn dazu. Schon zu Hause gab es für diesen eine Form von Bewunderung:

»Mein Vater ist politisch und nationalökonomisch sehr interessiert. Er bewundert die Arbeiter besonders in Österreich, daß sie auf sehr unrevolutionäre Art ihre Stellung gefunden haben, und findet es sehr richtig, daß die Arbeiter gleichgestellt sein müssen; und er ist absolut der Ansicht, daß man die Arbeiter als eine sehr starke und sehr wichtige Gruppe, Bevölkerungsgruppe, anerkennen muß.

Verächtlich gesprochen wurde über den Spießbürger, das ist aber keine Gruppe, sondern eine Spezifikation. Das ist heute der kleine Bürger mit sehr wenig Horizont, der typische Angestellte mit Maturabildung. Das ist das Niveau, über das verächtlich, ja beinahe verächtlich gesprochen wurde.«

Zwar muß man den Arbeiter anerkennen, das heißt, man tut es nicht gerne, aber man tut es doch mit einer gewissen Bewunderung. Die Arbeiter und die ausgesprochenen Moneymaker könnten einen sonst verachten. Die Aggression gegen den »Spießbürger« — die Bürger mit dem unedlen Spieß — erklärt sich wohl daraus, daß diese hinter den Mauern der Städte und neben den Wagen ihr Eigentum, das ja das Vehikel ihres Aufstiegs bedeutete, mit Erfolg gegen den Raubadel verteidigten und ihren Aufstieg erzwangen. Daß die verachtungsvolle Abwertung des historischen »Spießbürgers« noch im Adel nachwirkt, ist durchaus möglich, wenn man sieht, wie andererseits im Bewußtsein der Bauern noch ihre frühere Leibeigenschaft verankert ist.

Warum die Versuchsperson Angestellte mit Matura verachtet, wird nicht klar. Wahrscheinlich liegen bei ihr Ressentiments vor. Die »Halbgebildeten« dienen wohl als Prügelknaben anstelle von Akademikern, die als Bildungsparvenus in späterer Zeit die Fähigkeit besaßen, den Adel aus seinen Stellungen zu drängen.

Die Versuchsperson ist Akademiker, das ist in diesem Zusammenhang bemerkenswert. Sie meint zu »Akademiker«:

»Das ist ein Mensch, der die Hochschule besucht hat, der wahrscheinlich nicht sehr gebildet ist, der über ein gewisses Wissen verfügt. Es hängt davon ab, ob es ein Akademiker ist, der angestellt, besonders im Staatsdienst ist, der ist nicht sehr interessiert, geistig nicht sehr rege, am geistigen Fortschritt nicht sehr interessiert. Wenn er in einem freien Beruf steht, wahrscheinlich außerordentlich, wird sich weiterbilden, wird versuchen, das Modernste zu wissen und zu können.
Nachdem ich selbst Akademiker bin, wird er sich wahrscheinlich als Kollege benehmen. Eine gewisse Vorsicht, ein Prüfen, ein gegenseitiges ... im allgemeinen wird er mich anerkennen als Akademiker und als Kollege betrachten.«

Der Akademiker wird also die Versuchsperson »im allgemeinen« anerkennen, aber »als Kollegen«. Der freiberufliche Akademiker ist es, den die Versuchsperson anerkennt und von dem sie andrerseits anerkannt wird, allerdings nicht als Graf, sondern als Akademiker, und darauf legt die Versuchsperson offenbar Wert.
Sie stellt zunächst die eigene Kaste über alle anderen, wobei letzten Endes die Tradition ausschlaggebend ist. Genauer gesehen, spielt innerhalb der Tradition wieder das Geld die Hauptrolle, denn dieses ist es ja, das die traditionelle Erziehung – die beinahe als absoluter Wert gesetzt wird – ermöglicht. Ganz deutlich wird dies bei der nahestehenden Gruppe, den Industriellen, deren Reichtum die gleiche Möglichkeit zur Erziehung bot. Die traditionelle Erziehung wird zuerst an alle übrigen Stände als Maßstab angelegt, aber allein entscheidend ist sie nicht.
Die Sicherheit des Grafen gerät gegenüber dem Akademiker ins Wanken. Er versucht ihn möglichst niedrig einzureihen und zu beurteilen, aber wiederholt bricht doch durch, daß er ihn anerkennt und froh ist, als Akademiker – nicht als Graf – von ihm akzeptiert und als Kollege behandelt zu werden. Wir sehen hier

ein deutliches Konkurrieren der Wertungen, denn der Wertmaßstab »traditionelle Erziehung« gerät, wie das Beispiel »Akademiker« zeigt, stark ins Wanken. Der junge Mann betont also primär die Umweltserziehung, ist dabei aber in Richtung auf die Intellektuellen unsicher. Er bejaht die Kaste, erweitert jedoch die des Adels um die Industriellen, soweit bei ihnen seit mehreren Generationen großer Besitz in der Familie ist. Zugleich hat aber die Kastenschranke gegenüber den Intellektuellen eine unsichere Stelle, so daß die Versuchsperson die Abkapselung zumindest nach dieser Seite hin nicht gut zu rechtfertigen vermag. Beim Grafen 2/214 ist dagegen die Herkunftswertung in den Hintergrund getreten, während im Vordergrund die bürgerlichen Wertungsmaßstäbe herrschen. Seine Assoziation zu »hochwohlgeboren« läßt schon die Ambivalenz erkennen.

»Nicht im zweiten Stock, früher hat man verstanden darunter in einem fürstlichen Haus geboren. Heute aus gutem Haus.«

Der witzige Anfang relativiert und bagatellisiert die Bedeutung des Reizwortes. Wenn der Graf sagt, daß man früher darunter aus »fürstlichem Haus« verstand, heute jedoch (bloß?) aus »gutem Haus«, so meint er damit einen Bedeutungswechsel im Blick auf die »Hochwohlgeborenheit« feststellen zu können. Die Bedeutung sank ab, man gibt sich heute mit weniger zufrieden. Seine Verteidigung des Adels – dies tut er noch nolens volens – ist ebenso ambivalent:

»*Meistens* ist es ja so: Die Vererbung ist ja kein Märchen, sondern *sie ist halt*. Das war ja eigentlich der Grundgedanke auch des Adels. Die Tüchtigen wurden ja *praktisch* geadelt. Wenn man das von seinem ursprünglichen Sinn her nimmt, so sind halt die *Tüchtigen mit Amterln* (Ämtern) betraut worden und diese Amterln ... war eben der Adel. Die sind auch dann wieder abgesetzt worden. Bis der Adel dann erblich wurde. Der Gedanke des erblichen Adels war ja eigentlich nichts anderes, als daß man gesehen hat, diese Eigenschaften *vererben* sich ja doch in einem gewissen Sinn, aber auch – siehe Mendelsche Erbgesetze – gibt's Aufspaltungen, daher wird auch einmal eben auch ein *Ausschuß* sozusagen hervorkommen. Das

sind eben die, die man schlechthin als Bobby bezeichnet. Wer noch seine ursprüngliche Aufgabe und die Eigenschaften desjenigen, der geadelt wurde, damals auf Grund seiner Eigenschaften, noch geerbt hat, der wird eben *seine Aufgaben erfüllen* und wird eben auch eine gewisse *Achtung* und *Respektierung* beim *Volk* finden, *ganz wurscht*, welche Schichte: Ob es Arbeiter oder Bauern sind oder Geschäftsleute ... und der es nicht tut, wird eben diese Achtung nicht finden.«

»Meistens«, das heißt, nicht immer »ist halt« die Vererbung. Dies sagt er gleichsam entschuldigend. Die Tüchtigen wurden »praktisch« geadelt, also »theoretisch« nicht. Die Formulierung, daß man die »Tüchtigen mit Amterln« betraut, ist wieder eine Bagatellisierung durch Miniaturdialekt. Und zwar jener Ämter, die er lächelnd als »Amterln« bezeichnet. Da für ihn nun wiederum »diese Amterln« mit dem Adel identisch waren, relativiert er hiermit auch den Adel.

Danach kommt er auf den erblichen Adel zu sprechen, den eigentlich springenden Punkt. Daß bei ihm die Relativierung tiefer geht, zeigt seine offenbar ernstere Beschäftigung mit dem Vererbungsproblem: man kann sich nämlich auf die Vererbung nicht voll verlassen. Die Eigenschaften, die zum Ausfüllen der »Amterln« befähigen, vererben sich nur »in gewissem Sinn«. Es gibt nach Mendel »Aufspaltungen«. Zwar ist nicht klar, was er mit »Aufspaltungen« meint, denn mit dem Begriff können Vererbungstheoretiker nicht viel anfangen. Immerhin versucht er durch solche »Aufspaltungen« die Adelskarikatur, den Grafen Bobby, zu erklären.

So sehr die Figur des Grafen Bobby einen echten Realitätsbezug besitzt, so wenig läßt sie sich wohl durch Vererbung erklären. Sie ist vielmehr eine Karikatur jenes aristokratischen Typs, der nicht bereit ist, sich in der neuen gesellschaftlichen Situation verantwortlich einzusetzen, der vielmehr resigniert und dabei gutmütig blasiert näselt. Er baut sein Selbstbewußtsein auf die Vorfahren, weiß aber selbst nichts Rechtes zu beginnen. Ein Adeliger ist auf Grund der Vererbung genauso wenig gezwungen, ein Bobby zu werden wie eine Führernatur. Wer sich beleidigt

aus der Welt zurückzieht, wird auf die Seite geschoben. Ein Mensch jedoch, der sich wirklich bemüht, nach den Erfordernissen der Gegenwart zu leben, wird nie ein Bobby. 2/214 überschätzt also immer noch die Wirkung der Vererbung. Aber er verabsolutiert sie nicht. Würde er dies tun – wir kommen auf diese These noch zu sprechen –, müßte er erklären, daß ein Elternteil des Bobby nichtadeliger Herkunft sein müsse.

Nun: Wer »seine ursprüngliche Aufgabe« und die »Eigenschaften« desjenigen, der geadelt wurde, »noch geerbt« hat, wird Achtung finden – auch die Aufgabe ist also zu erben. D. h., diese wird weitergegeben. Die Versuchsperson hat eine Aufgabe – sie ist Gutsbesitzer –, die teilweise die alte Aufgabe des Adels ist. Wer nicht die Aufgabe sondern nur die Eigenschaften erbt, kann mit diesen Eigenschaften oft nichts Rechtes anfangen. Wenn er die Aufgabe erfüllt, wird er jedoch »eine gewisse (?) Achtung und Respektierung beim Volk finden«. In dieser Beziehung hat die Versuchsperson zweifellos recht, doch setzt eine Aufgabe nicht einen Adeligen voraus. Wahrscheinlich gebraucht sie deshalb den Ausdruck »ganz wurscht, welche Schichte«. Das heißt, mit Nachdruck: Bei allen »Schichten« ist das Problem dasselbe. Der aggressive Ton überdeckt wohl die Zweifel. Vielleicht gibt es doch Leute, denen man damit keine Achtung abringt. Mit diesem Zweifel mag die Versuchsperson recht haben, denn es wird Leute geben, bei denen das Ressentiment größer ist als die abgerungene Achtung. Die Versuchsperson distanziert sich von jenen Standesgenossen, die keine Aufgabe erfüllen, die also mit Recht keine Achtung finden. – Recht interessant ist auch die Einstellung zur Heirat:

»Das Heiraten war für mich bestimmt keine einfache Sache. Auf der einen Seite hätte mein Vater ungern gehabt, wenn *ich eine* ... nicht aus unseren Kreisen geheiratet hätte. Es gibt auch gesellschaftlich sehr schwierige Situationen, die für beide Teile nicht angenehm sind. Und andererseits hätte ich nie eine Frau geheiratet, die nicht meine Auffassungen über die ganzen Dinge hat. Was man so schlechtweg als Bobby bezeichnet, das hätte ich nie getan.

(Frau aus nichtadeliger Familie?) Ich würde *mich mit ihr bestimmt genauso gut verstehen, aber es hätte gesellschaftlich große Schwierigkeiten in vielem.* Es wär' für sie selbst auch nicht angenehm, ganz bestimmt. Es ist etwas, was ganz eigenartig ist, man kann es schwer definieren. Sagen wir, die adelige Gesellschaft von früher, die hält zusammen. Ich kann heute hingehen in jedes Land und wo ich will und werde in jede Familie Eingang haben. Ganz wurscht, ob ich nach Deutschland, England, Frankreich oder Italien fahre, erstens ist man irgendwie und irgendwo mit jemandem verwandt und hat zumindest Bekannte, die verwandt sind, und da gibt's ja den Gotha, wo die Familien drinnen sind. Früher die Familien haben ja riesig diese Sachen studiert direkt, so daß ich heute, wenn ich wohin komme – das hat ja auch wieder einen großen Vorteil – überall faktisch zu Haus bin irgendwie. Und dieser Gemeinschaftssinn ist natürlich immer *ein gewisses ... es gibt Leute – mich persönlich stört's weniger* – es ist da ein Geist drinnen, der irgendwie, wo man sagen könnte, das wäre irgendwie ein *Kastengeist.*

Wenn ich einen seh, den ich *nicht unbedingt für ... diese starre Sache, was ich nicht ganz für richtig halte. Weil man doch die Leute mehr nach ihrem Charakter und ihren Eigenschaften* (beurteilen soll) ...

Aber das sind Sachen, über die ich auch nicht hinwegkann. *Es gibt auch da Menschen, die würden das ausgesprochen fühlen lassen. Es könnte sein – angenommen, wir wären verheiratet –, daß jemand mit mir spricht, mit Ihnen nichts.* Solche Leute gibt es auch.

Sie müßte intelligent sein und ein Mensch, der sich auch für andere interessiert, als Frau des Gutsherrn *hat man doch gewisse Verpflichtungen, und da muß sie eben die Sorgen der andern auch irgendwie verstehen.* Das liegt nicht jedem. Eine Frau, wenn sie draußen auch ihre Pflicht erfüllen will, muß nicht nur schöne Kleider tragen können und französisch und englisch reden können, sondern sie muß auch ihre Pflicht erfüllen, indem sie eben die Betreuung ...«

Hier wurden einige sehr richtige Dinge gesagt. Zunächst mißglückte ihm eine Formulierung. Sein Vater hätte es »sehr ungern gehabt, wenn ich eine ...« – »Bürgerliche« wollte er wohl sagen, unterläßt es aber, wohl aus Rücksicht auf die bürgerliche Psychologin. Er sagt auch nicht »Adelige«, sondern »aus unseren Kreisen«, was allgemeiner klingt. Es gibt gesellschaftlich schwie-

rige Situationen. Er würde sich zwar mit einer Nichtadeligen »bestimmt genauso gut verstehen, aber es hätte gesellschaftlich große Schwierigkeiten«. Darin dürfte er uneingeschränkt recht haben, denn hier liegt wohl der Grund der manchmal unglücklichen »Mesalliancen«. Bei der Erklärung negativer Verhältnisse solcher Verbindungen wurde Ursache mit Wirkung verwechselt. Jene Menschen, die »Mesalliancen« eingingen, wurden verachtet, nicht weil man so schlechte Erfahrungen mit diesen Ehen machte, sondern man machte schlechte Erfahrungen, weil man jene verachtete, die sie eingingen. Unsere Versuchsperson müßte einen Kampf mit ihrer ganzen Kaste führen, da sie sich die Verachtung der Frau nicht bieten lassen dürfte. (Dasselbe gilt auch von der angeblich so verderblichen Auswirkung der Rassenmischung.)

Der Graf fühlt sich überall in Europa zu Hause. Hat er nun eine Frau, die von allen Standesgenossen verachtet wird, fallen diese Vorteile weg. Daß er von seiner Frau verlangt, sie solle ihn in seiner Aufgabe als Gutsbesitzer unterstützen, ist nur recht und billig. De facto scheint der Mann in der ganzen Gegend beliebt zu sein, da ihm seine Mitarbeiter keineswegs gleichgültig sind. Was die Heirat seiner Kinder betrifft, so ist seine Auffassung viel weniger streng als die seines Vaters. Da er glaubt, daß Erziehung, Lebensauffassung und geistiges Niveau in engem Zusammenhang stehen, wird er es für wichtig halten, daß die Ehepartner seiner Kinder mindestens aus »gutbürgerlicher Familie« stammen, da jemand, der in »kleinem Milieu« aufgewachsen ist, »nicht aus seiner Kinderstube heraus« könne. Die Frage, ob er sich als künftige Gutsherrin auch eine Frau aus nichtadeliger Familie vorstellen könne, sei vorläufig unbeantwortbar, da »die Gesellschaftsordnung in einer großen Wandlung begriffen« sei. Die Ansicht, daß jemand nicht »aus seiner Kinderstube heraus könne«, ist wohl eine Rationalisierung, sie stimmt keineswegs in allen Fällen. Zweifellos wäre sein Widerstand gegen eine Nichtadelige ungleich geringer als der seines

Vaters. Die Gründe, die für seinen Vater galten, haben keineswegs mehr das gleiche Gewicht. Die Gesellschaftsordnung ist »in einer großen Wandlung begriffen«, ohne Zweifel in Richtung auf Liquidierung — Auflösung der alten Schranken. Sollte also das Tempo der Zersetzung anhalten, wäre wohl gegen eine nichtadelige Gutsherrin nichts mehr einzuwenden.

Im Grunde ist die Einstellung dieses Mannes recht vernünftig. Da er eine echte Funktion in der Gesellschaft ausfüllt, hat er keine Arroganz nötig, wenn er auch nicht völlig frei von überkommenen Gruppenanschauungen ist. Doch ohne Zweifel hat ihm das Über-ich der Großgesellschaft seine Ablösung erleichtert. Denn im Gegensatz zu den Idealen seiner Erziehung steht das Ideal der Großgemeinschaft, das antikastenhaft ist. Seinem Sohn gesteht er daher noch mehr Freiheit zu. Das Selbstbewußtsein der Versuchsperson ist keineswegs nur von der Herkunft bestimmt, so daß er sich auch die Kritik an der eigenen Kaste leisten kann.

Die Herkunft als Wertmaßstab, vor allem aber die Erbtitel, werden ohne Zweifel vom größten Teil der Bevölkerung abgelehnt, wenn sie auch affektiv noch partiell akzeptiert werden. Gerne wird dieser Maßstab von jenen akzeptiert, die sich zu schwach fühlen, einen persönlichen Aufstieg durchzusetzen, und sich nun aus Ressentiment gegen die Selfmademen mit dem Adel identifizieren. Ihre Unzufriedenheit richtet sich gegen die neue Weltordnung, die alle vorhandene Ordnung durcheinanderbringt, und speziell gegen diejenigen, denen es gelungen ist, von unten nach oben zu kommen. Wenn ein solcher Aufstieg möglich ist, dann kann dies zur Folge haben, daß der unten Verbliebene verachtet wird. Dieser hat deshalb nur den einen Wunsch, der Hochgeborene möge allein die Stellung einnehmen, die ihm und keinem andern zusteht. Diese will er anerkennen, Hinaufgekommene aber nicht.

Der seine Haltung biedermännisch kaschierende Kleinbauer 2/316 reagiert:

»Es gibt natürlich scho no anständige Adelige, aber es gibt natürli a scho a (beide Gruppen befinden sich also in der Minderheit – wieder eine auf affektivem Weg entstandene Unlogik), mit denen momentan net viel los is; die Adeligen des hat se degeneriert heute.«

Daß es heute »scho no anständige Adelige« gibt, heißt unter anderem, daß es bald keine mehr geben wird. Der letzte Satz, »die Adeligen, des hat se degeneriert heute«, ist eine interessante Verdichtung zweier Aussagen. Die erste würde lauten: Die Adeligen sind heute degeneriert. Die andere würde lauten: Das Adelswesen hat sich heute degeneriert, das hieße, daß das gesamte Adelswesen heruntergekommen ist. Der Satz vereinigt beide Aussagen. Daß »momentan« mit ihnen »net viel los« ist, räumt den Adeligen immerhin für die Zukunft noch Möglichkeiten ein. Das widerspricht jedoch dem ersten Ansatz, daß es »scho no anständige Adelige« gäbe.
In anderer Weise reagiert der Malermeister 2/319 auf »Gutsherr«, der für ihn mit einem Adeligen identisch ist:

»Auf jeden Fall sans alle von die Raubritter.«

Seine persönliche Ansicht ist eindeutig. Offenbar gefällt ihm die Rationalisierung seiner Aggressionen sehr gut, denn bei der Assoziation zu »Großgrundbesitzer« reagiert er ähnlich:

»Na ja, des... die sind eigentlich, von früher stammt das Ganze noch, eben von die Raubritter, dann hat man sich das amal... dann Geschenke durch Kriegsführungen und so etc., net, das is auch erworben worden von fleißige Leut', die was Glück haben, net. Immer hängt das ab von den Menschen, wie er sich gibt, ob er jetzt reich oder arm is, net?«

So ganz sicher ist er sich doch nicht, daß alle von »die Raubritter« abstammen. Die de facto bestehende Überlegenheit einzelner Adeliger will er also nicht wahrhaben und wartet deshalb mit »Raubrittern« auf, das heißt, er anerkennt die Herkunftswertung, versieht sie nur mit umgekehrten Vorzeichen.
Die Herkunftsdistanz spielt schließlich bei allen Rassentheoretikern eine bedeutende Rolle. Denn auch bei diesen wird der

Wert eines Menschen primär von seiner Herkunft bestimmt. Wir kommen darauf noch in anderem Zusammenhang ausführlich zurück.
Die Herkunft dient also als Kastenwert. Aber bei den meisten Personen erheben sich intensive Vorbehalte gegen eine solche grundsätzliche Position. Kastenhafte Tendenzen liegen mit antikastenhaften im Widerstreit. Während die kastenhaften Tendenzen dazu drängen, auf Grund der Herkunftswertung zu distanzieren, drängen die andern dazu, »darauf keinen Wert zu legen«.

DISTANZIERUNGSZEICHEN

Wir haben schon vereinzelt gezeigt, daß es eine Fülle von Merkmalen gibt, die die Menschen voneinander abheben, sie kennzeichnen und auszeichnen. Doch kann es nicht Aufgabe einer solch grundsätzlichen Arbeit sein, alle die oft sehr subtilen Kenn- und Anzeichen ins einzelne zu verfolgen. Besonders die nicht institutionalisierten Kennzeichen sind so zahlreich, daß man hier spezielle Untersuchungen ansetzen müßte, um sie einigermaßen zu katalogisieren.
So gilt Jagd und Reitsport als ausgesprochen vornehm – als durchaus zur Feudaltradition gehörend. Tennisspielen ist vornehmer als Schwimmen, ähnlich das Golfspielen, doch nicht aus Feudaltradition, sondern unter anderem, weil es teure Sportarten sind. Solche inoffiziellen, jedoch außerordentlich wichtigen Distanzierungszeichen und Gruppenstempel sind so zahlreich, daß wir uns mit einigen Andeutungen begnügen können.
Die Kaste hat also zur Abhebung von der übrigen Bevölkerung eine Reihe von Kennzeichen, die nicht einfach mit Berufscharakteristika – etwa weißem Mantel und Hörrohr beim Arzt – identisch sind. Andererseits kann natürlich ein Berufscharakteristikum zum Kastensymbol werden, wenn einmal die Berufsgruppe zur Kaste wird. Die in der Vergangenheit als Prole-

tariatskennzeichen übliche Schirmmütze, die die »Genossen« von den Nichtgenossen abheben sollte, steht jedoch in keinem funktionellen Zusammenhang mit den proletarischen Berufen. Aber auch der Zylinder und der Smoking haben meist keinerlei funktionellen Sinn in den Berufen derer, die sie tragen. Die Kastenkennzeichen stellen einen höchst komplexen Sachverhalt dar –, von traditionellen Leitbildern, die auch nationale Akzente besitzen können, als auch von Berufskennzeichen. Wenn einmal das Französischsprechen zu den oberkastigen Kennzeichen gehörte, während Deutsch zur »Sprache der Fuhrknechte« deklassiert wurde, so setzte sich später das englisch-aristokratische Gentlemanideal durch, das wieder bestimmte Kleidung forderte und einige neue Vokabeln in die deutsche Sprache brachte, wie etwa das Wort »fair«. Die Brille als Abzeichen der Intellektuellen – manchmal wird einer wegen seiner Brille für intelligenter gehalten als er ist – ist nur inoffizielles Gruppenzeichen, da es unter den Intellektuellen eine größere Zahl von Brillenträgern gibt als unter den Nichtintellektuellen. Natürlich wird die Brille vor allem infolge affektiver Besetzung zum Kastensymbol. Sie kann jedoch auch durch die Eigenart ihrer Gestaltung bestimmte Gruppenqualitäten zum Ausdruck bringen. Es gibt Personen, die sich um des intellektuellen Aussehens willen, ohne daß es wirklich erforderlich wäre, Brillen anschaffen. Als ein Beispiel inoffizieller Gruppenmerkmale sollen uns einige Sätze Ludwig Thomas dienen:

»Wir haben vom Kondukteur ein Rauchcoupé verlangt und sind in eins gekommen, wo schon Leute darin waren. Ein dicker Mann ist am Fenster gesessen und an seiner Uhrkette war ein großes silbernes Pferd.
Wenn er gehustet hat, ist das Pferd auf seinem Bauch getanzt und hat gescheppert. Auf der anderen Bank ist ein kleiner Mann gesessen mit einer Brille, und der hat immer zu dem Dicken gesagt, Herr Landrat, und der Dicke hat zu ihm gesagt, Herr Lehrer. Wir haben es aber auch so gemerkt, daß er ein Lehrer ist, weil er seine Haare nicht geschnitten gehabt hat.«

Das silberne Pferd stellt ein inoffizielles Symbol für den »Landrat« dar, dessen Titel ein offizielles Rangsymbol ist. Auf der andern Seite ist der Titel »Lehrer« das offizielle, seine Brille das inoffizielle Rangsymbol. Die beiden Burschen haben ein Rauchercoupé genommen, weil sie das Rauchen für ein Kennzeichen von Erwachsensein hielten. Die Charakterisierung des Lehrers ist natürlich aus der Aggression des Schülers zu erklären.

Als offizielle Rangsymbole kennen wir Titel, Uniformen mit entsprechenden Kennzeichen, Auszeichnungen und Orden. Die Rangsymbole stellen eine hierarchische Ordnung her, besser, bei der Ausprägung solcher Ordnungen sind Tendenzen zu monolinearen Ordnungen zu bemerken. Immer werden jedoch im menschlichen Bereich monolineare Wertmaßstäbe durchbrochen.

Betrachtet man die soldatische Hierarchie, so kann man erkennen, daß neben das Herrschaftsmoment auch noch andere Momente treten. Zunächst gibt es keine einfach gleitende Skala, denn es gibt Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften, also Gruppen von Personen, die wiederum in sich hierarchisch gegliedert sind. Schließlich kann es auch sein, daß der »Spieß« als Hauptfeldwebel der Kompanie in gewissem Sinn dem Leutnant, der Zugführer ist, übergeordnet ist. Zahlmeister, Ärzte und andere haben zwar einen bestimmen Offiziersrang, doch wird dieser nicht ganz ernst genommen. Außerdem gibt es noch Auszeichnungen, die der Ranghöhere eher erhält als der Rangniedrigere, doch kann umgekehrt letzterer auch eine höhere Auszeichnung bekommen als jener. Die Situation ist also sehr komplex.

Im allgemeinen besteht die Tendenz, alle offiziellen Rangabzeichen nur jenen zu geben, die sie durch persönliche Leistungen erzielen. Eine Ausnahme machen hier die Adelsprädikate, die auf Grund des väterlichen Titels auch dem Sohn übertragen werden. Auch sie wurden allerdings ursprünglich meist durch

Leistungen einzelner erworben, von da an jedoch weitervererbt. Zu den Affekten im Blick auf die Rangabzeichen läßt sich zunächst sagen, daß im allgemeinen persönlich verdiente Rangabzeichen relativ wenig Ressentiments erregen. Dazu gehören alle möglichen Arten von akademischen und militärischen Graden. Potentiell ist jeder in der Lage, sie zu verdienen. Im Gegensatz hierzu stehen die Adelsprädikate, die, da sie nicht auf Grund eines persönlichen Verdienstes erworben wurden, gerade von jenen am meisten abgelehnt werden, die sich ihre Rangabzeichen persönlich verdienten oder sich imstande fühlen, sie zu verdienen. Andererseits bestehen jedoch, wie schon vorher bemerkt, starke Ressentiments gegenüber persönlicher Titelerwerbung bei jenen Personen, die sich nicht imstande fühlen, selbst welche zu erwerben, jedoch gerne welche hätten. Diese Ressentiments gibt es bei Adeligen, aber auch bei Nichtadeligen. Bei letzteren wird nun, wie schon an anderer Stelle bemerkt, manchmal eine Identifikation mit dem Adel vollzogen, und man spielt gegen den Titelparvenu die traditionellen Titel aus. Die persönlichen, durch eine bestimmt umrissene Leistung erworbenen Titel werden keineswegs immer, wohl aber meistens akzeptiert. Die institutionalisierten Bildungstitel werden gerne von jenen angegriffen, die über eine relativ große, autodidaktisch erworbene Bildung verfügen, es jedoch aus äußeren oder inneren Gründen nicht zuwege brachten, ein Examen zu machen oder einen akademischen Grad zu erwerben.

Nun gibt es eine Gruppe von Rangzeichen, die nicht durch eine bestimmt umrissene Leistung, sondern von der Gnade, bis zu einem gewissen Grad also von der Willkür einer höheren Instanz abhängen. Es handelt sich hier etwa um den Titel wie Dr. h. c., der zwar auch eine Leistung voraussetzt, die jedoch nicht bestimmt umgrenzt ist, den vom Staat verliehenen Titel »Professor« und andere.

Mit den Adelsprädikaten verwandt sind jene Titel, die für die Frauen von Titelträgern verwendet werden, wie das in verschie-

denen Ländern Brauch ist. So etwa Frau »Hofrat« für die Frau eines Hofrats. Auch sie erwarb diesen Titel nicht persönlich, sondern hat ihn sekundär von ihrem Mann. Sie hat auch kein geschütztes Recht darauf. Solange es noch keine Akademikerinnen, Hofrätinnen usw. gab, entstand nur eine schwächere Konfliktsituation, da ohnehin jeder wußte, daß es sich um einen Sekundärtitel handelte. Nunmehr aber kommt es nicht nur bei den berechtigten Titelträgerinnen, sondern auch bei den Männern aus einem gewissen Gerechtigkeitssinn heraus zu Aggressionen, deren objektive Basis man schwer ablehnen kann.

Die Auszeichnungen sind nicht in der gleichen Weise geachtet wie jene Rangsymbole, die eine fest umrissene Leistung zur Voraussetzung haben. Es ist zwar eine Illusion zu glauben, daß jeder, der ein »Dr.« vor seinen Namen setzen darf, die gleiche Leistung vollbracht hat. De facto sind die Voraussetzungen für ein Doktorat von vielen Determinanten abhängig, die völlig verschieden sind.

Allerdings liegt es mindestens in der Intention des Gesetzgebers, gleiche Grundbedingungen herzustellen.

Bei den militärischen Auszeichnungen ist die Situation komplizierter. Abgesehen von »Nahkampfspangen«, »Panzernahkampfvernichtungsstreifen«, »Gefrierfleischorden« (Ostmedaille) und »Verwundetenabzeichen«, die im letzten Krieg für wohlumrissene Leistungen, aber natürlich auch auf einer sehr verschiedenen, kaum vergleichbaren Basis verliehen wurden, hing die Einschätzung der Leistungen von übergeordneten Stellen ab. Das willkürliche Moment bei der Verleihung von »Nahkampfspangen« und anderen oben genannten Orden lag z. B. im Schicksal und nicht bei den Verleihern. Die andern Orden hatten jedoch eine viel willkürlichere Basis, da es rein von der Beurteilung menschlicher Personen abhing, wer als mehr oder weniger tapfer galt.

All das spielt bei der Beurteilung von Rangsymbolen eine Rolle. In Berlin gab es einen Witz, der das Problem des Ordens folgen-

dermaßen beleuchtete: Es gibt verdiente, erdiente, erdienerte und erdinierte Orden. 1/1 äußert sich folgendermaßen:

»Ich bin gegen Adelsprädikate, gegen Dr. h. c. und gegen das Frau-Doktor-Sagen zu einer Frau, die einen Doktor geheiratet hat.«

Die Versuchsperson, eine Akademikerin, zielt genau gegen die nicht persönlich und durch wohlumrissene Leistung erworbenen und verdienten Titel. Diese lehnt sie ab. So weit gehen wenige, denn die Leistungen von Trägern eines Dr. h. c. sind oft wesentlich größer als die der Träger von üblichen Doktortiteln. Immerhin gilt für viele – wahrscheinlich ist dies typisch österreichisch – im Blick auf den persönlichen Gebrauch von Titeln, was 2/205 sagt:

»Gestern war ein Baron bei mir. Ich habe mir gedacht, wie soll ich zu ihm sagen? Dem Herrn Baron? Nur denk ich, er wird eine Freude haben und mir tut es nicht weh ... Nur finde ich es unsinnig.«
Sie kommt darauf zurück: »Der Baron war reizend, ganz reizend. Wie gesagt, ich hab' mir auch überlegt, soll ich Herr von N. sagen, soll ich Herr Baron sagen, ich hab' mir gedacht, es kostet mich nichts ... hab ich gesagt: ‚Bitte Herr Baron, kommen Sie herein.' Er ist zusammengeklappt wie ein Taschenfeitel: ‚Küß die Hand, meine Gnädigste' usw.«

Wie wir sehen, hat die Frau jedoch eindeutig innere Widerstände gegen diesen Titelgebrauch zu überwinden.
Die früher vorherrschende Tendenz der Kellner, ihre Kundschaften hinaufzutitulieren, ist praktisch ausgestorben. Hanns Sachs erzählt[13], daß der Ober in seinem Stammcafé ihn während der Zeit seines Studiums mit »Herr Doktor« anredete, vom Tag der Promotion an war er der »Herr von Sachs«. Heute allerdings würde man eine solche Hinauftitulierung zum Großteil als Ironie empfinden. – 2/202 erzählt von dem Ehepaar, bei dem sie angestellt war:

»Der Baron und die Baronin haben nur nebeneinander gelebt. Sie hat mit dem Buchhalter ein Gschpusi g'habt ... Wenn sie Gäste gehabt hat, wenn sie die zum Jour gehabt hat, da waren nur Grafen

und Gräfinnen beieinand, die Baronin und der Herr Fürscht... Der Schuschnigg ist nicht gekommen, aber geladen war er auch...
Die haben sich *untereinander gespielt*, Fürst, Frau Gräfin, Herr Graf und so. *Ich hab gesagt, die spielen heute wieder Adelige*, weil offiziell haben sie sich ja nicht mehr können so aufführen. Sie hat so ein Auftreten gehabt, sie hat können falsch höflich sein am Telephon: Ich muß schauen ob's z'haus ist, das hab ich dann erst gelernt... da hat sie g'schimpft bis hin und dann am Telephon: ‚Ja, grüß dich, ich wollte dich schon immer anrufen.' Das hat mich auch irritiert... Mein Gott, die haben halt *auch nicht rauskönnen aus ihrer Haut*.«

Diese Aussage ist eine Mischung von Gutmütigkeit und Aggressivität, wobei sich offenkundig Mitleid über die Irrealität des sektiererischen Spiels, das hier abläuft, bemerkbar macht. Diese Frau hat zumindest bis zu einem gewissen Grad in ihrem Selbstbewußtsein eine echte Überposition gegenüber dem Titelgebrauch innerhalb der feudalen Gesellschaft. In ihre Aggression mischt sich Verachtung. Bei vielen ist jedoch auch heute noch die Aggression mit der Tendenz verbunden, »hinaufzublicken«. Ressentiment zeigt immer, daß man das Problem noch nicht wirklich verarbeitet hat. – 2/504 meint typisch:

»Heute ist *ein* großer Unterschied zwischen einem Adeligen und einem Arbeiter. Der Adelige denkt *natürlich auch*, er ist allein auf der Welt und sonst nichts mehr. Daß aber heute im Laufe der letzten Jahrhunderte die Welt so fortgeschritten ist, daß unter der Arbeiterschaft genau so intelligente Menschen sind wie heute im Adel sind und vielleicht, was Grütze im Kopf betrifft, mehr haben, heute schon dem Arbeiter, wo die Eltern ein bißchen finanziell mitgehen, können auf die Hochschule gehen und sein Studium dort zu erlernen als wie früher der Adel.
Der Adel hat ja nur auf Grund seines Titels den Adel gehabt und erreicht. Es ist heute ein Mensch zehn Mal mehr von mir angesehen vom Arbeiter- und Angestelltenvolk, das durch Schulbildung sich einen Titel *erobert* hat, was beim Adeligen aber nicht der Fall ist, weil bei denen war so schon alles da im Haus.«

Der Ausspruch ist einigermaßen konfus. Er sollte offenbar besagen, daß *kein* großer Unterschied zwischen einem Adeligen und einem Arbeiter besteht, wobei es der Versuchsperson aber

passiert, daß sie *ein* sagt. Daß der Adelige »natürlich auch« denkt, »er ist allein auf der Welt«, weist auf die Annahme der Versuchsperson hin, sie »allein« gelte auf der Welt. Die Titel werden vom Arbeiter- und Angestelltenvolk *»erobert«*, das heißt, sie müssen gegen Widerstände erkämpft werden, während sie der Adelige »so schon ... da im Haus« hat.

Im Adel selbst bestehen in der Einstellung zum eigenen Titel starke Ambivalenzen, also zugleich bestehende gegensätzliche Einstellungen. Die Adeligen fühlen sich beim Pochen auf den Titel meist nicht wohl. Sie identifizieren sich nur halb damit; so gilt es als großartig zu zeigen, daß man keinen Wert auf das Adelsprädikat legt und innerlich unabhängig ist. Je höher der Adel ist, um so weniger gebrauchte man schon früher das Adelsprädikat, denn Angehörige bedeutender Familien unterschrieben oft nur mit dem Zunamen, so etwa »Bülow«. Könige und Kaiser schließlich unterschrieben jedoch nur noch mit dem Vornamen, da ohnehin jeder wissen mußte, wer gemeint war. So etwa »Franz Josef« oder »Elisabeth«. Je höher der Adel, um so besser wirkt es, wenn man ihn bagatellisiert.

Zur alten Tradition kommt jedoch heute das kastenfremde Über-ich der Großgesellschaft und die bürgerliche Leistungswertung, die das Adelsprädikat als »minderwertig« erscheinen lassen. Wer als Baron mit persönlichen Leistungen aufwarten kann, kann es sich erlauben, auf jene herunterzuschauen, die viel Aufhebens um ihre Titel machen. – Die Problematik der Adelstitel wird von dem Grafen 2/214 etwa folgendermaßen charakterisiert:

»Natürlich gibt's auch Leute, die mit Passion ‚Herr N. N.' sagen. Worüber ich mich immer königlich unterhalt, ich muß sehr lachen drüber. Je höhere Stellung die Leute im sozialistischen Lager sind, daß sie desto mehr und desto auffälliger einem ‚Herr Graf' sagen ... hohe Parteifunktionäre der sozialistischen Partei, die von weitem mich mit ‚Herr Graf' begrüßen.

Wogegen andere, von denen ich zum Teil weiß, daß sie keine So-

zialisten sind, mich ‚Herr N. N.' begrüßen. Das ist mir ganz wurscht (aggressiver Ton).«

Was die Versuchsperson zu den Sozialisten sagt, ist möglicherweise aufgebauscht, wird aber in der großen Linie stimmen. Da es zum kollektiven Über-ich gehört, keine Titelressentiments zu zeigen, mag es sein, daß gerade sozialistische Funktionäre betont »Herr Graf« sagen. Wenn ihn jedoch Leute, von denen der Graf weiß, daß sie keine Sozialisten sind, mit N. N. begrüßen, so ist ihm das »ganz wurscht«. Gerade dieser aggressive Ton und der Dialektabfall zeigen, wie wenig es ihm »wurscht« ist. Man versteht schließlich auch unter dieser Voraussetzung, daß er sich »immer königlich unterhält«, wenn ihn die Sozialisten mit »Herr Graf« anreden. Zu »Graf« meint er:

»Heute Titel, der praktisch – sagen wir juristisch – nichts zu bedeuten hat, in Österreich verboten zu führen, in Deutschland ist es ein Bestandteil des Namens und der in gewissen Kreisen, sagen wir doch noch eine – es ist schwer, das in Worte zu kleiden, aber es ist ein gewisser Nimbus da, der in vielen Kreisen auch noch irgendwie anerkannt wird aus historischen Gründen, da ja doch derjenige, abgesehen von denen, die in den letzten zwei, drei Jahrzehnten der Monarchie geadelt wurden, ein Uradel ist, eine historische Tradition, findet noch heute irgendeine gewisse Achtung vor den Familien, die eben durch Jahrhunderte das Geschick des Landes eben doch gesteuert haben ... ein gewisser Nimbus da. Von manchen Leuten wird er verfolgt, und von manchen wird er eben aus diesen historischen Gründen irgendwie respektiert.«

Es besteht kein Zweifel, daß er mit diesem »Nimbus« etwas sehr Richtiges getroffen hat.

Wenden wir uns nun den inoffiziellen Distanzierungszeichen zu. Als Beispiel können wir hier die Embleme anführen, mit denen sich der sowjetische Kombinatsdirektor in dem Roman Dudinzews »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein«[14] umgibt. Sie kennzeichnen eine Mischung von bourgeoisem und feudalem Herrentum:

»Auf dem Fußboden lag ein großer, rötlicher Teppich, der von einem grünen Läufer diagonal gekreuzt wurde. Eine dezent geschminkte

Sekretärin in engem Rock und durchsichtiger weißer Bluse folgte dem Direktor.
Die Sekretärin verließ das Zimmer, und Leonid Iwanowitsch schritt um den riesigen Schreibtisch, auf dem eine Schreibtischgarnitur aus schwarzem Kassinsker Gußeisen glänzte. Sie war aus Hoheitsabzeichen der Kosakenhauptleute zusammengebaut – zwei Hetmansstäben – einem massiven Petschaft, einem Stab mit Pferdeschwanz – lauter Emblemen eines Hetmans. Leonid Iwanowitsch ließ sich in den Sessel fallen.«

»Die dezent geschminkte Sekretärin in engem Rock und durchsichtiger weißer Bluse« gehört sicherlich in die »bürgerliche« Welt des Kapitalismus. Die Hetmansstäbe und der Stab mit Pferdeschwanz jedoch sehen demgegenüber nach altem Adel aus.
Der Kaplan 2/103 erzählt aus seiner Pfarre, einer »Nobel«pfarre:

»Aber es existiert, das ist T., wo man nicht mit diesem spricht oder mit jenem ... da hat jemand richtig gesagt, nachdem ich mir so ein Vehikel gekauft habe: *Jetzt sind Sie gesellschaftsfähig.* Und wie ich meinen Doktor gehabt habe: *Jetzt sind Sie ein Mensch* ... Und wo die Leute gesagt haben, in der Gruppe: Ich *setz mich nicht neben mein Dienstmädel* ...«

In der obigen Aussage des Kaplans dient das Auto als Herrensymbol. Die Menschen werden also im Blick auf ihre Autotypen eingeschätzt. Diese können dezent, elegant, protzig, teuer bis futuristisch-modern (Citroen DS 19) sein. Nicht nur der Preis, sondern auch der Stil spielt eine große Rolle. Je niedriger zum Beispiel in Österreich die Autonummer, desto wervoller erscheint der Insasse. Doch obwohl es hier einen eindeutigen Trend gibt, so wird das Prinzip der »niederen« Nummer durch das der »schönen« durchbrochen. So ist etwa die Nummer 100 schöner und wertvoller als eine niedrigere – 98 oder 87. Die Nummer 50 ist »schöner« als 48, doch ist es nicht mehr so sicher, ob 15 begehrenswerter ist als 14. Wiederum kollidieren zwei Wertprinzipien, so daß die eine oder die andere Nummer bevorzugt wird, je nachdem, ob man sich mehr auf den einen oder

anderen Standpunkt stellt. Also selbst hier, wo der Fall völlig klar zu liegen scheint, vermag sich keine lineare Ordnung durchzusetzen.

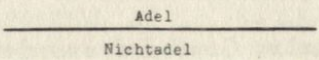
Daß der die klassenlose Gesellschaft anstrebende Kommunismus ein Feind von Orden war, ist verständlich. Doch ist eine sichtbare Veränderung in der herrschenden Schicht der Sowjetunion vor sich gegangen: sie ist eine medaillierte Gesellschaft geworden. Heute strotzen die kommunistischen Funktionäre von Orden und Medaillen. In der Sowjetunion ist in den letzten Jahren eine wirkliche Ordensinflation eingetreten. Zur Zeit sind schon 93% des Obersten Rates Träger von einem oder mehreren Orden und verschiedenen Medaillen. Die meisten Abgeordneten haben außerdem verschiedene Rangbezeichnungen, sind »Helden der Arbeit« oder Preisträger. Fast alle sind uniformiert, auch die meisten zivilen Minister haben für ihre Beamten Uniformen eingeführt. Das heutige »Sowjetparlament« ist daher eine von Gold, Epauletten und Orden strahlende Versammlung, wie sie in keinem der demokratischen Staaten des Westens zu sehen ist[15].

Wir sehen, daß die offiziellen und weit mehr noch die inoffiziellen Rangsymbole unübersehbar sind. Wir haben uns nicht mit den Sprachnuancen (aristokratisch, akademisch, proletarisch usw.) auseinandergesetzt, nicht mit der Kleidung, dem Schmuck, den Frauen, die für viele Männer auch ein Kastensymptom sind, wechseln doch viele nach ihrem Aufstieg auch die Frau usw. Hier, wo es nur um das Grundsätzliche geht, wollen wir uns mit dem Gesagten begnügen.

HIERARCHIE UND DUALSTRUKTUREN

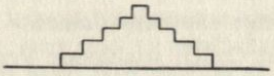
Der Unterschied zwischen Adeligen und Nichtadeligen ist im Bewußtsein der Adelskaste grundsätzlicher Art. Zeichnerisch kann man dieses Verhältnis vom Standpunkt der Feudalwertung

so darstellen, daß eine Schicht über einer oder auf einer anderen liegt:

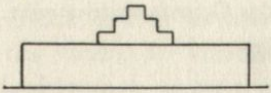


Ähnlich wird das Verhalten zwischen Akademikern und Nichtakademikern, zwischen Offizieren und Mannschaft gesehen. Die Trennungslinien sind hier stark ausgeprägt. Dieses Dualprinzip, Zweierschema, bildet das eigentliche Kastenschema. Die einen haben Teil an einem bestimmten Wert, die anderen nicht.

Dieses Prinzip pflegt ein anderes zu durchdringen, und zwar das Stufenprinzip der Hierarchie, das hierarchische Prinzip. Schematisch läßt sich dies durch die Stufenpyramide darstellen:

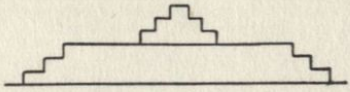


Jede Stufe vermag gewissermaßen eine Unterkaste zu bilden. Je höher, um so intensiver prägt sich ein Wert aus. Nun ist meist die Kombination beider Strukturen gegeben. Dabei gibt es wieder verschiedene Möglichkeiten. So kann sich eine Pyramide über einer quasi amorphen, gesichtslosen Masse, die keinerlei Anteil am Kastenwert hat, erheben:

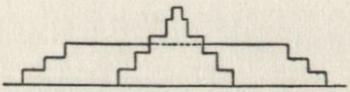


So steht der Adel über der Masse der Unedlen; der Klerus über der Masse der Laien. Typisch ist in diesem Zusammenhang das schon früher erwähnte Schachspiel, in dem sich über die uniformen und ununterschiedenen Bauern die Offiziershierarchie mit

dem König an der Spitze erhebt. Aber es kann auch Hierarchie auf Hierarchie stehen:



Dies gilt etwa vom Militär, wo sich die Offiziershierarchie über der Mannschaftshierarchie erhebt. Doch gerade beim Militär ist die Situation noch komplizierter, denn die Offiziershierarchie setzt sich nach unten fort: Fähnriche, Fahnenjunker haben schon Offiziersqualitäten, obwohl Unteroffiziere ranghöher sein können. Also etwa:



Ähnlich ist es bei einem fünfjährigen Prinz, der zwar noch kein »Herr« ist, aber doch schon die Qualität des »Königlichen« besitzt.

Die Offiziersqualität bedeutet Überlegenheit, auch dann, wenn gleichzeitig noch in anderer Hinsicht eine Unterlegenheit besteht. Die eigentliche Kastenschranke liegt zwischen Offizieren und Mannschaft, nicht zwischen Offizieren untereinander. Während des letzten Krieges überschnitten sich die Hierarchien insofern, als z. B. ein Unteroffizier, der Student war, manchmal von Ärzten beim Militär besser behandelt wurde als ein Offizier ohne die Qualifikation des »Akademischen«. Bei den Offizieren handelt es sich wohl um eine eindeutige Feudaltradition, wobei die Qualifikation »adelig« häufig durch die Matura ersetzt wurde, aber noch traditionelle Feudalspuren trug.

Innerhalb der Feudalordnung ist die Adelskaste wiederum unterteilt in hierarchisch gestaffelte Unterkasten. Normalerweise wurde nur unter sogenannten »Ebenbürtigen« geheiratet. Die

Lagerungen der Trennungslinien sind trotz ihrer Kompliziertheit im gesellschaftlichen Verkehr sehr wirksam, wenn auch oft über- und unterlagert von gegensätzlichen, antikastenhaften Tendenzen.

KASTENDYNAMIK

Die Kaste setzt sich natürlich wie jede Gruppe aus einzelnen Personen zusammen, wenn diese auch bestimmte Grundhaltungen gemeinsam haben. Die betreffenden Personen meinen, »unter sich« bleiben zu sollen oder zu müssen. Sie leben jedoch trotzdem in der Gesamtsozietät und haben die verschiedenartigsten psychischen Beziehungen zur eigenen Kaste sowie zu fremden Kasten. Sie wollen ihre Kaste und wollen doch auch wieder aus ihr heraus. Sie bekennen sich zu ihr und wollen uneingestanden doch einer anderen Kaste angehören. Sie indentifizieren sich also im Bewußtsein mit einer anderen Kaste als im Unbewußten. Und schließlich treibt etwas zu einer Position jenseits der Kaste.

Die psychodynamischen Relationen sind im Blick auf die Kasten somit vielfältiger Art. Wir wollen nun den Versuch machen, die wesentlichen dieser Beziehungen zu beschreiben und verstehen zu lernen.

Es gibt die Möglichkeit, sich zu einer gegebenen Kastenordnung so einzustellen, daß man sie in der bestehenden Form festhalten, also fixieren will. Diese Fixierung von Kastenstrukturen richtet sich naturgemäß gegen jede Veränderung der Sozialordnung. Fixierende Tendenzen können nicht nur zu Veränderungen drängende, neu auftauchende Kräfte hemmen, sondern auch eine sich ohnehin in dynamischer Veränderung befindliche Gesellschaft zu fixieren trachten. Eine gegebene Kastenordnung wird also verabsolutiert, als sakrosankt gewertet, um die Kastenwerte rein zu halten. Wie wir zeigen konnten, ist es für die Kaste typisch, ihren Zentralwert zu verabsolutieren. Allerdings vermögen, und zwar gewöhnlich, gegenläufige Prozesse oder Affekte den Kastenwert in Frage zu stellen. Wir erhalten dann ambivalente Reaktionen. Dies schließt jedoch aus, daß eben die eine Seite der Psyche den Kastenwert verabsolutiert. Diese Verabsolutierung wirkt sich, wenn man sie im Blick auf die zeitliche Entfaltung betrachtet, als »Fixierung« aus, das heißt, als Verhaftung an etwas, mit dem sich der Mensch oder die ganze Kaste identifiziert[16]. Die Fixierung bedeutet ein Festhalten an den gegebenen Trennungslinien.

In dieser Fixierung an ein ganz bestimmtes Struktursystem mit einem endlichen Zentralwert steckt eine tiefe Angst vor notwendigen Adaptionen. So wird dann die Kastenordnung zum Bremsklotz für eine oft notwendige Entfaltung. Sie stellt ein Trägheitsmoment dar, hält die Gesellschaft auf einem Niveau zurück, das ihrem Entwicklungsstand nicht entspricht. Auf dieses Trägheitsmoment, das zu konfliktreichen Spannungen zwischen der tatsächlichen Lage der Gesellschaft und ihren vorwärtsdrängenden psychischen Haltungen führt, hat Franz Alexander überzeugend hingewiesen.

Wenn der Fixierungsbegriff auch wesentlich mehr betrifft, so daß die Fixierung an den Kastenwert, seine Verabsolutierung,

nur eine bestimmte Möglichkeit der Fixierung darstellt, so verstehen wir doch die Kaste ohne die Verabsolutierung und Fixierung nicht. Denn derjenige, der einen Gruppenwert absolut setzt, identifiziert sich zugleich mit diesem Wert und muß die Gesellschaft so strukturiert halten, daß der Wert mit seinem entsprechenden spezifischen Zentralwert bestehen bleibt. Er hat also an der Stabilität der Gesellschaft ein großes Interesse. Die Fixierung führt somit auf die Dauer zur Verhärtung und zum Versuch, die Kaste und ihre Stellung wenigstens zu bewahren. So ist die Fixierung zutiefst gegen schöpferische Veränderungen, ja gegen Veränderungen überhaupt.

Die Verabsolutierung des Kastenwertes – des Kastenobjekts – führt notwendigerweise dazu, die Personen außerhalb der Kaste als bedeutungslos anzunehmen, als »*Uneingeweihte*«, Profane, die in weitem Abstand zu den Mitgliedern der Kaste stehen. Daher bedeutet zum Beispiel die Fixierung an das »Akademische« eine entsprechende Absonderung vom Nichtakademischen. Auf diese Weise entsteht eine Fehleinschätzung der Wirklichkeit und eine Aufrichtung von Distanzen, die durchaus als inadäquat zu bezeichnen sind.

DIE TENDENZ ZUR ISOLIERUNG VON KASTENSTRUKTUREN

Wer einen Sonderwert nur den Mitgliedern der Kaste zubilligt, muß annehmen, daß die nicht dieser Kaste zugehörigen Personen diesen Wert durch ihr Eindringen in die Kaste in Frage stellen, ihn mindestens beschneiden. Um also diesen Wert in seiner Sonderstellung zu bewahren, ist es notwendig, die Kaste zu *isolieren* und so eine »Entweihung«, eine »Verunreinigung« ihres besonderen Wertes zu verhindern. Die Isolierung der Kaste dient also in besonderer Weise dazu, den Wert, mit dem sich die einzelnen Mitglieder der Kaste identifizieren, zu bewahren, zu beschützen. Denn meistens besteht das uneingestandene Be-

wußtsein, daß die Struktur der gegebenen Sozietät, also der Gegenstand der Fixierung, bedroht ist. Diese Isolation ist natürlich ein Zeichen von Schwäche, man fühlt sich des Kastenwertes nicht sicher genug. So könnte etwa das Akademische bei einer Vermischung mit dem Unakademischen sein inneres Selbstbewußtsein verlieren. Wesentlich für die Kaste ist auch, daß sie nicht die Absicht hat, ihre Werte der gesamten Gesellschaft zu vermitteln. Vielmehr hat sie das Bestreben, ihre Werte für sich zu reservieren. Karl Marx sagt vom mittelalterlichen Stand, der ja mit der Kaste weitgehend zusammenfällt:

»Nicht nur basiert der Stand auf der Trennung der Sozietät als dem herrschenden Gesetz, er trennt den Menschen von seinem allgemeinen Wesen, er macht ihn zu einem Tier, das unmittelbar mit seiner Bestimmtheit zusammenfällt. Das Mittelalter ist die Tiergeschichte der Menschheit, ihre Zoologie.«[17]

Die Tendenz zur Isolierung deklariert einen exklusiven Wert; jene, vor denen isoliert wird, vermögen an ihm nicht teilzuhaben. Wenn 1/6 über einen österreichischen Politiker sagt:

»Mattscheibe, unnahbar, bildet sich etwas ein ...«,

so meint er jene künstliche Distanz, die einen Eigenwert kultiviert und herausstellt.

Notwendigerweise entsteht umgekehrt durch die Isolation das Gefühl der Einengung. Wie bei jeder Verdrängung von Affekten, so bildet sich auch bei der Verdrängung des allgemeinen Gemeinschaftsaffektes, die durch die Isolation realisiert wird, ein Gefühl des Unbefriedigtseins. Die Isolation macht also einsam und letztlich steril. Wenn die isolierte Gruppe relativ groß ist, ist das Einsamkeitsgefühl naturgemäß geringer. Je kleiner und exklusiver sie jedoch wird, um so größer wird der Drang zur Gemeinschaft und zur Entfaltung. Hierdurch erklärt sich die Tendenz von Königen, Kaisern, Sultanen (Harun al Raschid) und Päpsten, zum ganz einfachen Volk durchzustoßen. Die Exklusivität wurde zu groß. Das wird deutlich, wenn wir den

Hintergrund des bekannten Wortes Josefs II. zu erkennen trachten:

»Wenn ich nur mit meinesgleichen verkehren wollte, dürfte ich mich nur in der Kapuzinergruft aufhalten.«

Seine Situation wäre folgendermaßen zu beleuchten: Der hohe Adel gibt zu verstehen – aus Ressentiment –, er stehe ja eigentlich gleich hoch wie der Kaiser, und verlangt Gleichberechtigung, ohne es auszusprechen. Dieser jedoch hält Distanz und zeigt, daß es gewissermaßen eine Gnade sei, mit dem Kaiser zu verkehren. Dieses Verhalten ist typisch für die soziale Nahdistanz[18]. Der Kaiser ist in seiner nächsten Umgebung weitgehend isoliert, die kaiserliche Familie genügt nicht, um das Bedürfnis nach liebenswürdiger Intimität zu befriedigen. In einsamer Höhe ist die Distanzierung auf die Spitze getrieben, und so bricht die Tendenz zur breiten Gemeinschaft, also direkt zum Volk (Erzherzog Johann) oder wenigstens zum niederen Adel (Erzherzog Franz Ferdinand) durch. Jeder Isolation im Bewußtsein entspricht kompensatorisch, ausgleichend, eine Vereinigung im Unbewußten[19]. Die Kapuzinergruft ist ein Symbol für beides: für Isolation – die Kaiserliche Familie unter sich – und für Kommunikation – die Gemeinschaft der Toten. Im Tod, gefühlt als Untergang im Unbewußten, wird die große kollektive Gemeinschaft realisiert. Wir kommen in anderem Zusammenhang noch darauf zurück.

Die breite Volksmasse entwickelt starke Ressentiments gegen relativ große exklusive Gruppen. Beim isolierten Herrscher schlägt das Gefühl jedoch häufig in gerührtes Mitleid um, so mit dem isolierten, einsamen Franz Josef.

Es gibt jedoch auch ein positives Gegenstück zur Isolation der Kaste: die Isolation einer Person, und zwar aus der Notwendigkeit heraus, einmal das Wollen einer Gruppe zu klären und auf die Ausweitung vorzubereiten. Wenn etwa die Großgesellschaft einen falschen Weg einschlägt, kann es für jene, die normale Tendenzen vertreten, sinnvoll sein, in die »innere Emigration«

zu gehen, sich zu isolieren und in Reserve zu halten bis zur Zeit des Zusammenbruchs der falschen Ideale der Großgesellschaft. So wußte Isaias von einem Untergang Judas, aber er hoffte doch auf die Bewahrung eines »kleinen Restes«, den er selbst noch sammeln wollte. Während das institutionelle jüdische Königtum in der Großgemeinschaft herrschte, scharte er eine kleine Gruppe um sich, die dem »theokratischen Ideal« leben wollte. Sie wurde zum Vorbild für alle messianisch-apokalyptischen Gemeinden der späteren Zeit, bis hin zur Gemeinde Jesu[20]. Da das Volk als Ganzes unfähig war, das Ideal zu erfüllen, besonders deshalb, weil die staatliche und gesellschaftliche Öffentlichkeit durch weltliche Interessen pervertiert war, ging das wahre Leben des Volkes mit Jahve abseits dieser Institutionen vor sich[21].

Die Isolierung bewahrt so schließlich Vorstellungen oder aber bereitet ihren Durchbruch vor. Deshalb ist es sehr sinnvoll, die Aufmerksamkeit auf isolierte »Sekten« zu lenken, da diese oft die Sprengkraft der Zukunft haben. So wartete Lenin mit der »Proletariersekte« auf seine Stunde. In Emigration und Isolation bereitete er die große Sprengung vor. Isolation bedeutet Schwangerschaft. Anders jedoch bei der kastenhaften Isolation; sie hat gar nicht das Bestreben, die in ihr vertretenen Werte zu entfalten, auszubreiten oder sie zu vermitteln.

Halten wir fest: Die Isolation hält entweder Werte in Reserve, um ihnen im entscheidenden Moment zum Durchbruch zu verhelfen, oder aber sie demonstriert einen Sonderwert. Der bewußten Isolation entspricht eine unbewußte, der erzwungenen Isolation eine bewußte, unerfüllte Sehnsucht nach der Gemeinschaft. Die Isolation ist also in beiden Fällen ein Abwehrmechanismus, jedoch aus verschiedenen Gründen.

Karl Marx erwartete eine Akkumulation des Kapitals und meinte, durch diese fortschreitende Ballung werde der Weg zum notwendigen, revolutionären, dialektischen Umschlag gegeben. So wenig die Prophetie Karl Marx' für eine längere Zeit zutraf, so sehr traf das Wort Akkumulation eine psychische Realität. Die Ansammlungstendenz, die man häufig antrifft, bezieht sich allerdings keineswegs nur auf Geld und Kapital, sie zielt auf die Ballung von Sozialwerten. Ganz allgemein gibt es Über- und Unterlegenheiten in verschiedenster Hinsicht. Innerhalb einer hierarchischen Ordnung, die sich auf Grund eines bestimmten Wertstandpunkts staffelt, kann jemand sehr hoch oben sein, der innerhalb einer anderen weiter unten steht. So kann einer z. B. hohe geistige Qualitäten aufweisen, aber relativ arm sein usw.

Einer, der sehr viel obere Attribute zugleich besitzt, gewinnt dadurch selbstverständlich eine besonders starke Position, ist oberkastig in verschiedener Hinsicht. Die Akkumulationstendenz bezüglich Vermögen ist eine Sonderform der allgemeinen Akkumulationstendenz. Der Reiche möchte auch noch gerne Bildung, Titel usw. Der im Geschäftsleben gebräuchliche Titel »Kommerzialrat« ist dabei ein relativ billiger Titel, der »Doktor h. c.« bedeutet schon mehr. Reiche Amerikaner kauften sich in San Marino Adelsprädikate, andere lassen sich adoptieren, um ein Adelsprädikat zu erhalten. Umgekehrt meinen Titelträger, auch auf besonderen Reichtum Anspruch zu haben. Für jemanden in führender Position ist es relativ leicht – man denke an Politiker –, zu Geld zu kommen. Auch ist es für Höhergestellte wesentlich leichter, Orden und Ehrenzeichen zu erhalten. Sie erledigen keine Schmutzarbeit, verschaffen sich eine größere Unabhängigkeit, vermitteln ihren Kindern eine höhere Bildung, nötigenfalls mit einer Anzahl von Hauslehrern usw.

Man sieht, es geht keineswegs nur um Geld, häufig geht es primär um andere Dinge. Das Vermögen ist nur ein Positivum, das unter anderem angestrebt wird. Das Akkumulationsstreben bezieht sich also auf eine größere Zahl von Werten.

Während *Fixierung* und *Isolierung* eine gegebene Situation verfestigen, erweitert die Akkumulation die Kastenbasis.

Die ungezügelte Akkumulationstendenz entspringt einem sehr vitalen menschlichen Bedürfnis und trägt natürlich zur Kastenkonzentration bei. So hat zum Beispiel der Malermeister 2/319 den Wunsch, oben zu sein. Für dieses Obensein ist er fast jeden Preis zu zahlen bereit. Der Preis für die errungene Position war auch tatsächlich sehr hoch. Er arbeitete sein ganzes Leben hart und gönnt sich auch heute kaum etwas, sondern investiert seine Einnahmen immer wieder. So ist seine gesamte Haushaltsführung äußerst bescheiden und steht in keinem normalen Verhältnis zu seinem Einkommen. Gerade die Tatsache, daß dieser Mann das Geld in Häusern und Gründen anlegt, ist ein Beweis für seine Verabsolutierung der Kastenfrage. Aus seiner unterlegenen Situation heraus sieht er die Oberkasten mit verschiedenen Attributen ausgestattet, wie denen des Reichtums, des Besitzes, der Bildung, des Benehmens, des Aussehens usw., und will wenigstens eines dieser Attribute erreichen. Auch in diesem Fall wird das Attribut, das erreichbar scheint, zum wesentlichen erklärt; es ist bei der Versuchsperson der Besitz. Hier, wo der Besitz hypostasiert wurde – das spezifisch Bourgeoise –, dient dieser selbst dazu, die soziale Position aufzublähen. Bildung, Auftreten, Gewandtheit scheinen der Versuchsperson unerreichbar, und daher wird für sie der Besitz zum entscheidenden Merkmal des Obenseins. Nur so ist die für Außenstehende merkwürdig erscheinende Sucht nach immer neuem Besitz zu verstehen. Der Besitz ist ein Absolutum geworden; er verhilft ihm dazu, aus der als inferior empfundenen Position herauszukommen und für sich etwas in Anspruch zu nehmen, das den oberkastigen

Positionen eignet. Der *Besitz* wird so zum Instrument des Aufstiegwillens.

Aber diese Teilhaberschaft an der Oberkastigkeit genügt 2/319
nicht, um affektive Befriedigung zu erzielen. Die Identifizierung mit unten kann deshalb nicht völlig aufgehoben werden, sein Oberkastenbewußtsein dient nur zur Betäubung der wahren Einsicht und führt deswegen noch nicht zum Zugehörigkeitsgefühl zu den Oberen, weil für die reale Position des Oberkastigen nur *ein* oberkastiges Attribut nicht genügt. Trotz aller Bemühungen und des Einsatzes der ganzen Kraft wurde das angestrebte Ziel nur zum Teil erreicht, daher tritt ein Gefühl von Unerfülltheit und Vergeblichkeit (Frustration) ein, die die Aggression mobilisiert.

Man wird nicht fehlgehen, wenn man die ökonomische Expansion des Bürgertums im 19. Jahrhundert zum Teil aus einer Überkompensation des Minderwertigkeitsgefühls gegenüber der Aristokratie erklärt. Die ökonomische Akkumulation ist zur Zeit Karl Marx' Aufstiegsmittel einer Schicht gewesen, die den Adel in seiner Geltung unbedingt erreichen wollte – was ihr auch weitgehend gelungen ist. Unsere Versuchsperson 2/319 will nicht gerade dies (der Adel hat nicht mehr die Faszination wie früher), sie will ganz allgemein hinauf und eine obere Position erlangen, die jener anderer großer Bürger entspricht. Die nicht ökonomischen Positiva, von der Versuchsperson innerlich als die eigentlichen erkannt, sind ihr unerreichbar. Wir führen dies an, um zu zeigen, daß die von Karl Marx so sehr hervorgehobene ökonomische Akkumulation meist nur im Dienst einer höheren Akkumulation steht, deren Ziel es ist – soll sie sich voll entfalten –, die totale Überlegenheit innerhalb der Gesellschaft zu realisieren. Eine Pyramide soll entstehen, bei schrankenloser Akkumulationstendenz sollen oben alle positiven Kastenmomente vereinigt werden. Das Akkumulieren von sakralen Werten stellt einen besonderen Fall von Akkumulation dar. Wenn sich David zum göttlichen Diakon macht, akkumuliert er

genauso wie Karl der Große, als er sich vom Papst krönen ließ. Beide wollen gleichsam sakrosankt werden. Karl der Große wollte den Papst am liebsten seiner Autorität unterstellen. Diesem Vorhaben entzog sich der Papst. Umgekehrt wurde er später von einem Großteil seiner weltlichen Akkumulationen (z. B. Kirchenstaat) entlastet. In Rußland verlief die Entwicklung anders: man mußte, um zur Freiheit zu gelangen, eine derartige sakrosankte Macht wie das Zarentum abschaffen. Kirche und weltliche Autorität erlitten dabei allerdings das gleiche Schicksal.

Es ist richtig – Karl Marx zeigt dies ausführlich –, daß diese Akkumulationstendenz häufig getarnt auftritt. In Orwells Tierstaat (die revolutionäre Elite, die Schweine, bestimmt, daß Milch und Äpfel, entgegen den ursprünglichen Gesetzen des Tierstaates, für sie reserviert werden) zeigt sich dies in folgender Rede des Tierführers:

»‚Kameraden' rief er. ‚Ihr glaubt doch hoffentlich nicht, daß wir Schweine dies in einem Geist der Selbstsucht oder einer Bevorzugung tun? Viele unter uns können Milch und Äpfel gar nicht leiden. Ich selbst mache mir nicht das geringste daraus. Wenn wir diese Dinge nehmen, so geschieht es einzig und allein, um unsere Gesundheit zu schützen. Milch und Äpfel – das ist wissenschaftlich bewiesen, Kameraden – enthalten Substanzen, die für das Wohlbefinden eines Schweines unerläßlich notwendig sind. Wir Schweine sind Kopfarbeiter. Die ganze Führung und Organisation der Farm hängt von uns ab! Tag und Nacht wachen wir über eure Wohlfahrt. Um euretwillen geschieht es, wenn wir diese Milch trinken und diese Äpfel essen.'«

Eine Kastenakkumulation wird hier altruistisch getarnt. In der Sowjetunion werden heute Werte viel offener akkumuliert. Sie werden von der herrschenden Schicht (wie Djilas dies darstellt)[22] aber auch von einzelnen für sich persönlich gerafft. Man ersieht daraus, daß auch ein formal anderes Sozialsystem die psychologischen Modalitäten nicht entscheidend zu verändern vermag.

Mit den bisher aufgeführten Momenten hängt eng das Bedürfnis der Tradierung von Kastenpositiva zusammen. Durch die Tradierung entsteht erst die Kaste im Vollsinn, denn eine Gruppe wird erst zur Kaste, wenn sie sich aus sich selbst erneuert. In mehr oder weniger großem Umfang besteht immer eine Identifikation einerseits mit den eigenen Eltern, andererseits mit den eigenen Kindern. Die Identifiikation mit den Großeltern und den Enkeln ist gewöhnlich geringer, mit den entfernteren Vor- und Nachfahren noch geringer. Eine Ausnahme machen, wie wir in anderem Zusammenhang schon bemerkten, in besonderer Weise akzentuierte Vorfahren, die durch Leistung und Glanz hervorstechen.

Die einzelne Person steht zwischen Eltern und Kindern. Sie kann gegenüber den Eltern in der sozialen Stellung absinken, aufsteigen oder das Niveau halten. Das gleiche kann auch mit den Kindern dieser Person geschehen. Die Situation ist natürlich noch viel komplizierter, denn man hat auch möglicherweise Geschwister, die auf- oder absteigen. Aber gerade die Differenzierung der Kinder in dieser Hinsicht führt noch zu speziellen affektiven Haltungen der Eltern gegenüber den Kindern. Umgekehrt drängen die Hoffnungen und Ängste, die die Eltern schon ihren kleinen Kindern gegenüber äußern, diese in bestimmte gesellschaftliche Bahnen. Betrachtet man die Generationsfolge einer Familie in ihrem vielfältigen Geflecht, dann erkennt man erst die komplizierten Verzweigungen der Problematik. Gerade hierzu muß man aber bedenken, daß auch der Ehepartner kastenbestimmende Momente besitzt. Dabei pflegt im patriarchalen System das Gewicht der ursprünglichen sozialen Stellung der Frau geringer zu sein als das des Mannes. Es darf jedoch auch nicht unterschätzt werden.

An den verschiedenen Verzweigungen einer Familie kann man etwa feststellen, daß der eine Sohn eine bedeutende soziale

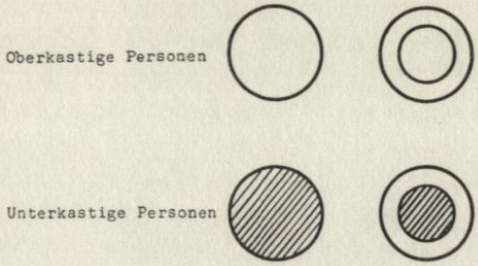
Stellung errungen und auch eine Frau einer höheren Schicht geheiratet hat, der andere Sohn gegenüber dem Vater relativ absank, jedoch eine besonders reiche Frau heiratete usw. Die einen bleiben in der väterlichen Kaste, andere steigen auf, andere wieder sinken ab. Außerdem ist zu beobachten, daß sich die gesellschaftlichen Rangwertungen stark modifizieren. Was vor 50 Jahren noch ein bedeutender Abstieg gewesen wäre, ist heute keiner mehr und umgekehrt. So bekommt unter Umständen die Ehe eines Sohnes ein ganz anderes Gesicht, wenn man sie etliche Jahrzehnte später ansieht. Die einfache Tendenz zur Tradierung will die Höhe halten; dabei wird mit einem bestimmten Wertmaßstab oder mit einer Kombination von Wertmaßstäben gemessen.

Der Vater war Akademiker, daher soll auch der Sohn Akademiker werden. Der Sohn fühlt sich kläglich, wenn er das väterliche Niveau nicht hält. Der Sohn des Sohnes muß nun ebenfalls Akademiker werden, seine Tochter mindestens einen Akademiker heiraten. Die Schwiegertöchter sollen ebenso aus Akademikerfamilien stammen, sollen Matura haben oder selbst Akademikerinnen sein. Um die eigenen Kinder in das entsprechende Fahrwasser hineinzulotsen, werden für sie Kinder bestimmter anderer Familien zum Verkehr ausgesucht. Die Spielkameraden der Kinder müssen möglichst jener Schicht angehören, die man für die eigenen Kinder als Ziel bestimmte.

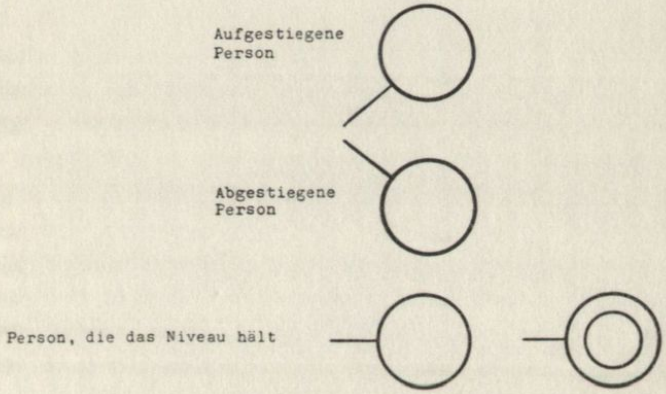
Führen wir zur leichteren Darstellung Zeichen ein:

Männliche Personen 

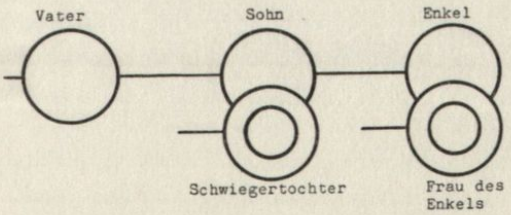
Weibliche Personen 



Um zu kennzeichnen, ob eine Person aufstieg, abstieg oder Niveau hielt, setzen wir entsprechende Striche an.



Das Wunschbild der einfachen Tradierung ist



Lückenlos durchgeführt, ergibt gerade das Durchhalten dieses Schemas die Kaste. Isolation, Fixierung, Tradierung wirken zusammen und bilden diese. Die Kinder werden entsprechend isoliert und haben »ebenbürtig« zu heiraten. Die Herkunftshierarchie verlangt also »ebenbürtige« Heirat, aus gleich »gutem« Haus, aus gleich wertvoller Familie. Sind Vater und Mutter aus verschieden wertvollem Geschlecht, wird die Herkunftswertung gestört. Man hat »unter sich« zu heiraten, so daß schließlich für Könige der Heiratsmarkt sehr beschränkt ist, da es nur wenige »Ebenbürtige« gibt. Diese sich verengende Isolierung der Hochwertigen wurde von den ägyptischen Pharaonen konsequent bis zur äußersten noch realisierbaren Möglichkeit getrieben, sie heirateten inzestuös nur Schwestern, so daß die Familie vollständig »unter sich« blieb.

Die Tradierung kann durch die staatlichen Institutionen erleichtert, aber auch erschwert werden. So bedeutet die Erbschaftssteuer ein entscheidendes Mittel, durch Variation ihrer Höhe Vermögenstradierungen zu erleichtern oder zu erschweren.

Für die Tradierung von Kastenwerten ist natürlich das Schulsystem äußerst wichtig. Man darf nicht übersehen, daß etwa der Widerstand gegen eine finanzielle Gleichschaltung der konfessionellen Privatschulen durch die Sozialisten in Österreich nicht allein weltanschaulich bestimmt ist, vielmehr kommt hier auch ein kastenkämpferisches Moment zum Ausdruck. Die Klosterschulen in Österreich sind heute zum Teil eindeutig bourgeoise Kasten-Schulen. Früher gab es eindeutig Adelsschulen, zum Beispiel Kalksburg bei Wien (SJ). Jedoch macht sich ein klarer Wandel bemerkbar, die Schranken werden abgebaut.

In Rußland gab es unter Stalin einen gegenläufigen Prozeß. Bis 1932 mußten an den Hochschulen und höheren Fachschulen 65% der Studenten der Arbeitsklasse angehören. Diese Forderung nach einem »Arbeiterkern« wurde 1932 abgeschafft. So wurde eine weitere wichtige Voraussetzung für die Stabilisierung und Isolierung der neuen Intelligenz als Kaste geschaffen. 1940

wurde der 1936 verfassungsmäßig verbürgte kostenlose Unterricht in den drei oberen Klassen der mittleren Schule, die der Oberschule (Höheren Schule) entsprechen, in den Hochschulen und in den höheren Fachschulen abgeschafft und die Zuteilung von Stipendien an verschärfte Bedingungen geknüpft. Damit wurde die Ungleichheit auf dem Gebiet der Bildung, wie vor 1932, wieder zum Prinzip erhoben, diesmal jedoch nicht zugunsten der Arbeiterkinder, sondern beamteter Funktionäre. Wie sehr hier Verkastungstendenzen am Werke sind, geht aus der Tatsache hervor, daß für die Söhne von Offizieren während des zweiten Weltkrieges besondere Suworow- und Nachimow-Kadettenanstalten begründet wurden[23]. Nun zeigen aber Maßnahmen Chruschtschows aus der letzten Zeit wieder einen gegenteiligen Trend, so etwa die Tendenz, Studenten höherer Schulen zugleich eine Ausbildung als Facharbeiter zukommen zu lassen. Hier wird wohl, ähnlich wie durch den NS-Arbeitsdienst, bezweckt, Gruppendistanzen zu verringern. Die neue Schulreform der Sowjets ist also antikastenhaft. Diese Maßnahmen Chruschtschows, die im Westen sicherlich eine Reihe von vereinzelten Vorgängern haben, jedoch nirgendwo auf so breiter Basis verwirklicht wurden, sind auch für den Westen durchaus überlegenswert.

Eine besondere Frage im Rahmen des Traditionsproblems ist, wie schon ausgeführt, die Heirat. Der Wandel, der hier zum Beispiel im Adel (siehe S. 108 ff.) eintrat, läßt sich nicht nur auf eine größere Elastizität im Tradierungsprinzip, sondern vor allem auf eine Relativierung der Adelsposition zurückführen. Nachdem nicht mehr die gleiche Wertigkeit besteht, ist heute eventuell schon eine Frau ebenbürtig, die nicht adelig ist, dafür andere Vorzüge (Reichtum, Berühmtheit) aufweist. Das Tradierungsschema wird hiervon nicht wesentlich berührt.

Im indischen Kastenschema wurde auf Grund des Dranges zur Identifikation mit den eigenen Kindern eine Fixierung der traditionellen Stellung vorgenommen («Brahmane bleibt Brahma-

ne«][24]. Der europäische Adel war demgegenüber immer elastischer. Es gab eine Heraufnahme von unten – die Adelung –, wobei die gewonnene Stellung fixiert wurde, ein Absinken, ein Entadeln allerdings nur in seltenen Fällen.

Im bürgerlichen Leistungsschema ist die Tradierung wesentlich schwieriger. So muß der eventuell vorhandene väterliche Titel von jeder Generation neu erworben werden. Um die gesellschaftliche Stellung der nächsten Generation zu sichern, sind oft umfangreiche Maßnahmen nötig. Wir erkennen auch, daß das Halten der Vermögensbasis ein starkes Problem darstellt. Das galt natürlich ebenso schon für die mittelalterlichen Feudalherren.

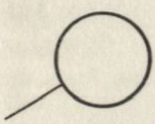
Da das Gesamtprodukt der Güter nicht im gleichen Maß zunahm wie die Verzweigung der Familie, wäre durch die Verteilung der vorhandenen Güter auf eine Reihe von Kindern eine Verringerung der Vermögensbasis entstanden. Deshalb wurde das Zölibat für Kleriker vielfach von Feudalherren mit mehreren Kindern begrüßt. Einige Kinder traten in ein Kloster, vor allem als Äbte; auf diese Weise vermochte man den wirklich erbenden Kindern die Vermögensbasis zu halten. Auch hier lagen durch die Erbansprüche von Klöstern natürlich die konkreten Verhältnisse oftmals komplizierter.

Das bürgerliche Zwei-Kindersystem hält die Vermögensbasis dann, wenn die Kinder in der gleichen Vermögenskaste heiraten, da ein Halb und ein Halb ein Ganzes gibt. Das Ein-Kindsystem entspricht der Aufstiegsideologie. Heiratet das eine Kind in der gleichen Vermögensschicht, verdoppelt sich die Vermögensbasis der Kinder. Allerdings geht die Rechnung durch die Vervielfältigung der meist zu erhaltenden Elternteile nicht auf, das wird jedoch nicht bedacht. Das Ein-Kindsystem ist unter anderem Ausdruck dafür, daß man den eigenen Kindern nicht zutraut, eine analoge Leistung wie die eigene Generation zu setzen. Man will dem Kind den Aufstieg leicht machen.

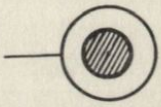
Die Tradierungstendenz, verknüpft mit Fixierungs- und Isola-

tionstendenzen, bezieht sich also auf das Halten der gesellschaftlichen Positionen der Eltern, die Wahl der Ehepartner und die der Gesellschaft der Kinder, deren gesellschaftliche Position und spätere Ehepartner.

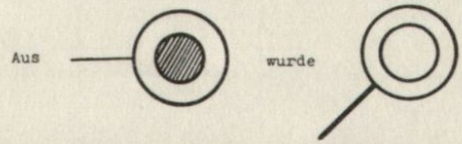
Wie schwer es ist, dieses aufzugeben, zeigt ein sowjetischer Roman, der einmal, dramatisiert, im Sender Wien gesendet wurde (zur Zeit der alliierten Besatzung, innerhalb der »Russischen Stunde«): Ein »Held der Sowjetunion« (»Held« – feudale Rittervorstellung + archetypisches Heldenschema), ein Bauernsohn, also:



elektrifiziert das väterliche Dorf, in dem es bis dahin kein elektrisches Licht gab. Er ist verlobt mit einer *Kuhmagd:* Seine Eltern opponieren gegen diese Verbindung. Sie selbst ist von Minderwertigkeitsgefühlen betroffen. Sie studiert, um



ihn zu überraschen, Volt, Ohm und Ampere, indem sie sich heimlich mit seinem Freund trifft. Diese heimlichen Stelldichein werden ruchbar. Die Eltern erklären: »Siehst du, eine Kuhmagd, und heimliche Stelldichein auch noch!« (Die schmutzige, dumme Kuhmagd ist auch noch unmoralisch). Das ist ihm zu viel. Er stellt sie, und sie zeigt verschämt, um ihren Aufstiegswillen zu dokumentieren, ein Heftchen mit Gleichungen vor. Er ist gerührt. Zuletzt ist sie schon fähig, beim erstmaligen Einschalten der Dynamos den Hebel umzulegen.



Sie heiraten, im Dorf brennt das elektrische Licht. Heldenhaft brachte er Licht in die Finsternis.

Diesem Schema entspräche in der Feudalwelt ein Roman mit dem Inhalt: Graf liebt Tochter des Gärtners, seine Familie ist

gegen die Ehe, König lernt das Mädchen kennen, ist fasziniert, adelt sie, Graf kann sie heiraten. – Wir finden dieses Schema etwa in dem parodistischen französischen Film »Fan-fan der Husar«. – Eine andere Variante wäre: Man erfährt plötzlich, daß die Gärtnerstochter in Wirklichkeit eine Aristokratin ist. Auf Vermögenswerte bezogen – bourgeois –, würde die Story lauten: Reicher Sohn lernt armes Mädchen kennen, liebt es, seine Eltern sind dagegen, es erbt plötzlich von einem bisher unbekannten Onkel ein großes Vermögen. Alles geht in Ordnung. Man könnte das Grundthema beliebig abwandeln. In all diesen Fällen besteht ein Kastenkonflikt, der durch den Aufstieg der »minderwertigen« Frau aus der Welt geschafft wird.
Von unten her wird es nicht selten abgelehnt, eine Frau, die oberkastig ist, zu heiraten. 2/113:

»Ausschließen würde ich auf alle Fälle eine reiche Frau; ich hätte das Gefühl, sie könnte mir einmal vorwerfen, ich hätte sie wegen des Geldes geheiratet, und ich möchte von vornherein das ganz ausschließen. Ich würde am liebsten eine Frau aus meinem Kreis haben. Aus einem ... ich meine, ich würde eine bescheidene, einfache Frau schätzen.«

Die Tendenz, eine Frau aus der gleichen Schicht zu heiraten, ist meist sehr stark. 2/520 erklärt etwa:

»Ich habe eine Frau genommen, die studiert hat ... Wäre nur aus Intelligenzkreisen in Frage gekommen. Sollte nicht aus minderwertigem Milieu sein ... Ich hätte auf keinen Fall eine Frau geheiratet, die eine besondere materielle Einstellung hat, und die besonders reich ist und sich auf diesen Reichtum stützt.
Ich hätte auch wahrscheinlich nicht eine Frau aus Arbeiterkreisen, deren Eltern Arbeiter sind, geheiratet, *denn das war zu der Zeit, wo ich geheiratet habe, ungebräuchlich.*«

Der Graf 2/517 meint:

»Die Frau wünschte ich aus meiner Bevölkerungsgruppe, das heißt, eine Frau, die entweder Adelige oder aus einer älteren Gesellschaftsschicht, meiner am ähnlichsten, das ist heute nur die Großindustrie, aber nicht einmal das. Am liebsten wäre mir natürlich eine Aristo-

kratin, eine Adelige. *Oder eine Frau aus dem Ausland.* Ich bin mit einer Ausländerin verlobt. Ich liebe es, mit den Ausländern in Kontakt zu sein, aus wirtschaftlichen, politischen Gründen und solchen des Meinungsaustausches. Habe mich eigentlich immer auch gern mit dem Gedanken getragen, eine Ausländerin zu heiraten. Die sollte auch aus der Hautevolée, aus dem besten Kreis ...

Dürfte auf keinen Fall aus einer Gruppe der Kleinbürger und Geschäftsleute sein und aus dem Arbeiterstand.

Aus zwei Gründen: 1. die Erziehung, die mir durch die vielhundertjährige Tradition gegeben wurde und die sich wegen der traditionellen Erziehung von den andern Gruppen unterscheidet. Und ein Zusammenleben mit Leuten aus dieser Gruppe leichter macht. 2. Man heiratet die Familie mit, und das würde mich abhalten, ein Mädel aus diesen Kreisen zu heiraten.«

Die Vorstellung über die Partnerwahl bewegt sich bei ihm also über die engen Grenzen der eigenen Kaste bzw. der ihr ähnlichsten nicht hinaus. Hauptsache ist dabei angeblich Tradition. Eine merkwürdige Ausnahme bilden Ausländerinnen, sie kommen im gleichen Ausmaß wie die Aristokratinnen in Frage. Zwar wird – auf eine direkte Frage hin – auf denselben Kreis eingeschränkt, der auch für das Inland gültig ist. Doch hieß es ursprünglich: Am liebsten wäre mir eine Aristokratin oder Ausländerin. Auch stammt die bereits Erwählte tatsächlich »nur aus gutbürgerlichem« italienischem Haus, was die Versuchsperson verschweigt.

Die »Ausländerinnen« stehen offenbar außerhalb der inneren Kastenordnung, sind auch etwas »Außergewöhnliches«. Schließlich hat man ihre Familie nicht in der Nähe und kann um der Liebe willen schon auch Prinzipien modifizieren. Das »Außergewöhnliche« ersetzt die echte »Ebenbürtigkeit«.

Daß die Frau gesellschaftlich etwas unter dem Mann stehen kann, hängt mit der immer noch bestehenden patriarchalischen Vorrangigkeit des Mannes zusammen, nach der es sogar wünschenswert ist, wenn der Mann Überlegenheit besitzt. Mit der Abnahme der patriarchalischen Autorität heute sind die Eltern

eher bereit als früher, den Kindern eine größere Freiheit in Hinsicht auf die Partnerwahl einzuräumen. 2/113 sagt:

»Ich würde sie beraten, ihnen helfen wollen, sie beraten über Charakterschwächen etc.... aber ich könnte mir nicht denken, daß ich sie irgendwie zwingen würde.
(Zum Beispiel Sohn eine Fabrikarbeiterin?) Ich würde ihn aufmerksam machen auf die Folgen. Ich würde ihn bitten, sich das gut zu überlegen und nie sich von der Leidenschaft und ersten Liebe blenden lassen. Zuwarten und genau prüfen, ob das wirklich die Frau ist, die er wirklich ein ganzes Leben lang neben sich haben will.«

Zu einem guten Teil wird aber noch bestimmt, in welchen Kreisen gespielt und verkehrt werden darf.

DAS EINDRINGEN IN DIE KASTE

In Europa gab es immer wieder die Möglichkeit, in eine Kaste einzudringen. Man erhält gleichsam einen neuen Status, indem man in die Kaste hereingenommen wird. Zwar ist auch dieses Hereinnehmen manchmal von relativer Bedeutung, denn oft gewinnt der Aufgenommene nicht die volle Wertung. So gibt es innerhalb des Adels die alten Geschlechter und die jüngeren, die nicht im gleichen Maß anerkannt werden. Die Hereinnahme in eine Kaste setzt gewöhnlich eine *besondere Leistung* voraus. Der Betreffende muß zeigen, daß er »würdig« ist, aufgenommen zu werden.

Das Kind eines Mannes mit Kastenposition gelangt entweder automatisch oder mit geringerer Leistung in die Kaste oder hat zumindest eine bessere Ausgangsbasis (Kinder von Akademikern haben es leichter, auch welche zu werden). In anderen Fällen aber ist eine Leistung nötig, um in eine Kaste Aufnahme zu finden. Der Ritterschlag, als Anerkennung besonderer Tapferkeit, bedeutete die Aufnahme in die Adels-Kriegerkaste. Das »Ritter-Kreuz« als Orden in der NS-Wehrmacht stellte eine »verdünnte« Adelung dar. Nach dem gewonnenen Krieg sollten

die Ritterkreuzträger auch Rittergüter erhalten. Im akademischen Raum ist auf jeden Fall die Erreichung des Doktortitels von der Ablegung der sogenannten Rigorosen abhängig. Das Wort kommt von *rigeo* bzw. *rigor*. Das bedeutet: fest, starr, Steifsein, starren, Steifheit, Starrheit und Erstarrung, auch Kälte und Härte, Strenge, Unbeugsamkeit, die strengen Prüfungen. Die »Matura« ist eine »Reifeprüfung«. In diesen Prüfungen wird der Prüfling unter konzentrierten »Druck gesetzt«. Er hat diesen Druck auszuhalten, die »Prüfung« zu »bestehen«, also trotz des Druckes stehen zu bleiben, sonst »fällt er durch«. Bekanntlich wird der Mensch auch durch »Schicksalsschläge« geprüft. Bewußt haben die Prüfungen wohl nur den Sinn, das Können eines Menschen erkennen zu lassen. Daneben ist es aber eine Frage des Durchhaltens und des Aushaltens seelischen Drucks.

In verschiedenen Dörfern haben die Ministranten einen Brauch, der eine Primitivausgabe der Rigorosen darstellt. Ein Junge, der Ministrant werden will, wird nicht nur vom Pfarrer oder Kaplan geprüft, ob er die lateinischen Texte kann, sondern er erhält auch von den anderen Ministranten mit dem Ende des Glockenstrangs eine Tracht Prügel. Wenn er diese ohne zu wimmern durchsteht, ist er »würdig«, Ministrant zu sein.

Richard Wagner läßt Wotan um die schlafende, für einen speziellen Helden reservierte und jung erhaltene Brünhilde einen Feuerwall ziehen, wobei der Wall ein Gott – Loge – selbst ist. Und Wotan erklärt dazu, daß der, welcher seines »Speeres Spitze fürchtet«, dieses Feuer nie durchschreiten dürfe. Der junge Siegfried, der dem alten Wotan den Speer zerschlägt, kann dann an den Schatz – Brünhilde – heran.

Die Durchschreitung eines Feuerwalls, die »Aufnahmeprüfung«, finden wir ebenso bei amerikanischen Gangstern wie bei den verschiedensten Bünden. So muß bei qualifizierten Gangsterbanden der Neueintretende einmal einen Mord hinter sich bringen.

Im Blick auf die Kastenaufnahme könnte man verschiedene Riten untersuchen, so etwa das Habilitationsverfahren, die Aufnahme in religiöse Gruppen usw.
Auch die Aufnahme in eine untere Kaste ist nicht leicht, wenn man von einer oberen Kaste kommt, denn es besteht großes Mißtrauen gegenüber oben. Einer, der bereit ist, in die untere Kaste einzutreten, muß sich sehr anstrengen und große Widerstände überwinden.
Für eine Frau besteht zusätzlich die Möglichkeit, durch die Ehe in eine qualifiziertere Kaste einzudringen. Wenn sie einen Mann der Oberkaste »erobert«, gelangt sie selbst in die oberkastige Position, doch häufig nur defizient. Sie wird oftmals, vor allem von den Frauen der Kaste, in die sie eindrang, »geschnitten«. Diese sehen es als ein Ärgernis an, daß es »einer solchen Person« gelang, sich mit einem Mann ihrer Kaste zu verbinden. Sie betrachten es gewissermaßen als ihr ausschließliches Recht, die Männer ihrer Kaste zu heiraten. Nur wenn der Mann, der eine unterkastige Frau heiratet, eine sehr starke Position innerhalb seiner Kaste innehat, vermag er die Anerkennung seiner Frau gegen die andern durchzusetzen. Natürlich gibt es auch von männlicher Seite der Kaste Widerstände gegen nicht »standesgemäße« Frauen. Wir wollen hier an einen Vorfall beim neuen deutschen Heer erinnern. Ein Offizier sollte von seinen Vorgesetzten nicht die Erlaubnis erhalten, eine Metzgerstochter zu heiraten, weil diese nicht »standesgemäß« wäre. Aber da der deutsche Verteidigungsminister selbst Metzgerssohn ist, war dieser Standpunkt nicht durchzuhalten.

DER AUSBRUCH AUS DER KASTE

Der Kastengeist bedeutet naturgemäß eine Einengung der Persönlichkeit, denn er verengt den Heiratsmarkt für die Angehörigen der Kaste, schreibt viele Verhaltensnormen (Etikette)

vor, die starken Geistern oft zuwider sind. So ist es verständlich, daß Menschen aus der Kaste auszubrechen trachten. Solche Personen vermögen, wenn es sich um ursprünglich Oberkastige handelt, außerordentlich populär zu werden. So wurde in Österreich, besonders jedoch in der Steiermark, der habsburgische Erzherzog Johann in geradezu unwahrscheinlicher Weise populär, ja zu einer mythologisch-legendären Figur. Der Grund dafür ist sicherlich seine Heirat mit einer Bürgerlichen. Er sprang aus der Kaste an einem zentralen Punkt aus und stieß zum Volk durch. Da dies nur gegen den Kastenkodex der Familie geschehen konnte, war sein Ausbrechen eine revolutionäre Heldentat erster Ordnung. Die bei ihm außerdem noch bestehenden kastenfeindlichen Momente wollen wir hier nicht berühren.

Der Aufstand gegen das Gesetz der eigenen Kaste erweckt in kastenbewußten Mitgliedern starke Aggressionen und kann mit dem gesellschaftlichen Ausschluß »bestraft« werden. Mit einem solch »räudigen Schaf« will ein »anständiges« Kastenmitglied nichts zu tun haben. Er hat sich unwürdig gezeigt, gegen den Kastenkodex, der als moralisches Gesetz aufgefaßt wird, zutiefst verstoßen. Dafür muß er bestraft werden. In einem bestimmten Fall versuchten Eltern ihre Tochter als geisteskrank erklären zu lassen, weil diese einen anständigen, begabten, jedoch im Vergleich mit ihnen armen Mann heiraten wollte. Hier wurde also der reale Versuch gemacht, eine Person um ihres Kastenausbruchs willen als *geisteskrank* zu erklären. Das *normale* Verhalten wäre demnach so eindeutig das kastenhafte, daß an eine Infragestellung des Prinzips nicht zu denken ist.

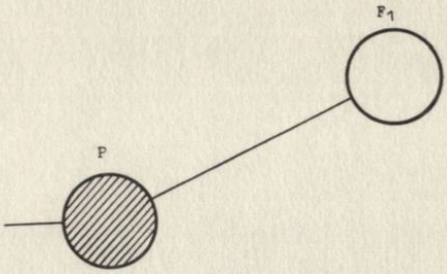
Wie man sieht, kann der Ausbruch aus der Kaste nicht nur als Vergehen, sondern als Verrücktheit angesehen werden. Verbrecher oder Irrer – eine schwere Wahl. Die Bestrafung durch gesellschaftliche Ächtung kann natürlich eine sehr schwere seelische Belastung bedeuten, an der Ehen, die zwischen Vertretern verschiedener Kasten geschlossen werden, zerbrechen. Aber dieses Zerbrechen hat seine Ursache in eben dieser Ächtung.

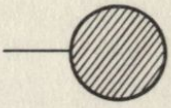
Aufstieg

Neben der Tendenz zur einfachen Tradierung gibt es den Wunsch zum Aufstieg, aber auch sogar den zum Abstieg, doch wird letzterer als abnormal meist nicht eingestanden.
Der Aufstiegswunsch ist jedoch keineswegs so natürlich, wie man zu denken geneigt ist. Er ist naheliegend in einer Gesellschaft, in der große Einengungen existieren und in der zwischen den parentalen und filialen Instanzen eine große Spannung herrscht.

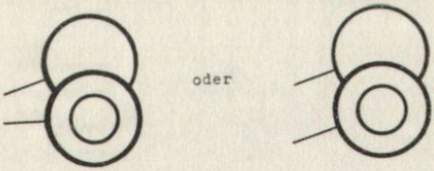
Der Drang nach dem Aufstieg kann eine Person tief erfüllen. Hier liegt eine Ablehnung der Kaste vor, in der man sich ursprünglich befindet, und eine offene Anerkennung der Überlegenheit jener, zu der man strebt. Wenn eine Person will und bereit ist, dafür Opfer zu bringen, kann sie in der zur Zeit gegebenen europäischen Gesellschaft auch im allgemeinen einen maßvollen Aufstieg erreichen.
Es ist dazu natürlich eine größere Energie nötig als zum Halten eines gegebenen Niveaus.

Oft geht der Wunsch weiter als die Bereitschaft, sich zu bemühen. Und auch heute gibt es noch äußerst schwierige Aufstiegsbedingungen. Wenn z. B. Kinder von Bergbauern studieren sollen, scheitert ihr Wunsch häufig an der weiten Entfernung der Schule oder den zu hohen Kosten eines Internats. Oft sind jedoch Väter oder Mütter, denen die eigene Aufstiegsmöglichkeit völlig versagt war oder die selbst den erhöhten Energieaufwand, der dazu nötig gewesen wäre, nicht auf sich genommen haben, bereit, nun alles mögliche zu tun, um den Aufstieg der Kinder zu veranlassen. Wenn wir also dem einfachen Aufstiegsschema:



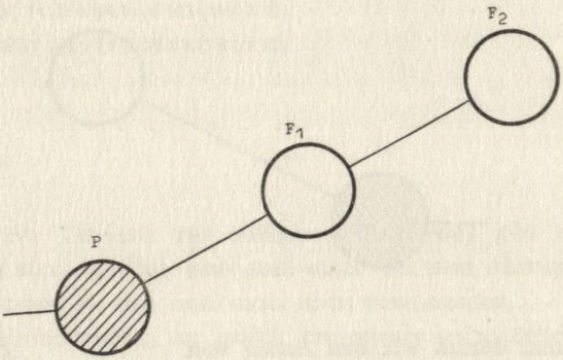
begegnen, dürfen wir den Anteil von  nicht unterschätzen. Allerdings führt besonders starker Druck von seiten der Väter auf ihre Söhne in Richtung auf den Aufstieg häufig gerade zum Gegenteil – zum intendierten Abstieg. Trotz- und Sabotagetendenzen wirken beim Kind blockierend.

Was nun die aufgestiegenen Söhne betrifft, so heiraten sie zur Verfestigung – Fixierung – der eigenen Position am liebsten primär oberkastige Frauen oder mindestens aufgestiegene Frauen, ungern jedoch solche, die unter ihrem Niveau liegen. Die beliebte Heirat des stark aufgestiegenen Männertyps würde folgendermaßen aussehen:

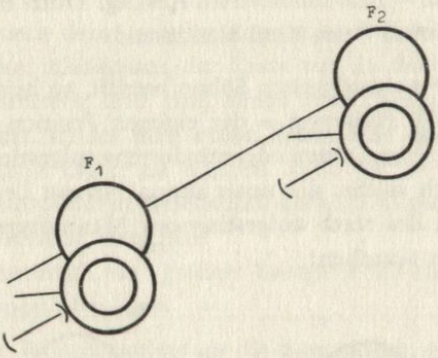


Hier wird jenes Problem der Zwischenposition, das wir noch ausführlich behandeln werden, deutlich.

Die Enkel stehen im reinen Aufstiegsschema noch weiter oben:



Heiraten beide entsprechend, dann sieht es so aus:



Auf diese Weise würde der tradierte Ehrgeiz am ehesten Befriedigung finden. Bei der Heirat ist das Gefühl, welche Frau man sich »leisten« kann, von großer Bedeutung. So meint der Versicherungsbeamte 2/507, er könne sich eine Frau aus höheren Schichten »nicht leisten«. »Sich eine Frau nicht leisten können« wird auch in sexuellem oder zumindest amourösem Sinn gebraucht. Noch deutlicher beim Sohn, der bei der richtigen Wahl die beste Gelegenheit hätte, »die Frau finanziell zu *befriedigen*«.

In einem Fall (im Rahmen einer Psychoanalyse) war die Versuchsperson ein außereheliches Kind. Als solches war es (vor 50 Jahren) gebrandmarkt. Nun entwickelte seine Mutter einen Trotz gegen die Gesellschaft. Sie war Bedienerin in einem Krankenhaus, und aus der sozialen Nahdistanz heraus war für sie der Arzt der Inbegriff der Oberkastigkeit. Das non plus ultra war jedoch – sie lebte in einer Kleinstadt – der Chefarzt (Primarius). Sie wollte, daß ihr Sohn es »den Leuten zeigen sollte«, und zwang ihn psychisch zu einer Karriere. Zufällig für den Arztberuf nicht unbegabt, machte er nun wirklich einen entsprechenden Aufstieg. Er heiratete, natürlich gegen den Willen seiner Mutter, als er noch nicht »oben« war, eine Arbeitertochter, gegen die seine Mutter noch Jahrzehnte nach der Eheschließung opponierte. Der Arzt litt schwer an Wutanfällen gegenüber seiner Mutter, zugleich aber auch gegenüber seiner Frau. Letzteres deshalb, weil seine Frau dem von der Mutter aufgebauten Ichideal nicht entsprach, zugleich aber auch gegenüber der Frau an sich, als Ersatzobjekt für die Mutter, weil ihn seine Mutter terrorisiert und in eine bestimmte Richtung lanciert hatte. Die Mutter wollte, durch eine schweizerische Erbschaft relativ reich geworden, ein Sanatorium gründen, wobei sie demonstrativ als Mutter des Chefarztes die Geschäfte geführt hätte. Diese Vorstellung war für ihn »einfach unerträglich« – das ist nur zu verständlich. Durch ihr Vorhaben brachte die Frau ihren Sohn von der sich eröffnenden akademischen Laufbahn ab – die Professoren-Laufbahn lag außerhalb ihres Horizonts –, und sie hätte auch nie für ihn die Geschäfte führen können.

Man erkennt die gegen die kollektiv-neurotische Abwertung gerichtete, also reaktiv entstandene Aufstiegsneurose der Frau – eine primäre Trotzhandlung machte sie dafür disponibel – und die gegen die Frau reaktiv entstandene Neurose beim Kind. Frau und Kind wurden zunächst deklassiert, und die Frau antwortete mit Revolte gegen die Gesellschaft; dabei stellte der Sohn die Möglichkeit ihres Aufstiegs dar.

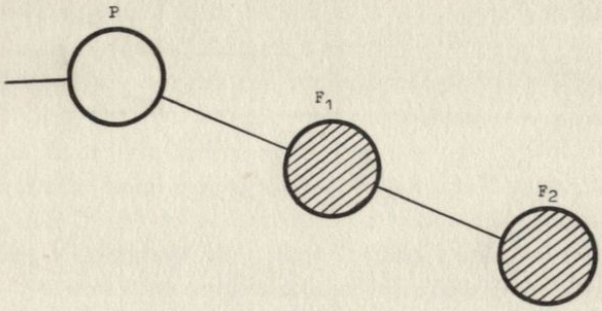
Wenn eine kastenbewußte Person einer hohen Kaste eine unterkastige Frau heiratet, ist diese Handlung für ihn eine affektive Belastung. Im umgekehrten Fall, wenn eine oberkastige Frau einen unterkastigen Mann heiratet, noch mehr. Ähnlich wie der Graf 2/517 bei seiner »gutbürgerlichen ausländischen« Braut die Bürgerlichkeit verschweigt, ist es dem Unternehmer 2/301 unangenehm, die Herkunft seiner Braut zuzugeben. Seine Braut stammt nämlich aus einer Familie, die der Unterkaste angehört. Der Vater der Braut ist Werkmeister. Prompt folgt auch eine Aufwertung des qualifizierten Facharbeiters:

»Habe das Gefühl eines absolut wertvollen Menschen, der nicht nur eine bedeutende Stellung in der Volkswirtschaft (Rationalisierung) einnimmt, sondern auch gewisse Qualifikationen. Also ich würde vor dem Mann, vor allem, wenn es sich um einen alten Facharbeiter (der zukünftige Schwiegervater) handelt, Respekt haben.«

Bis zu dieser Aussage hatte der Unternehmer noch nicht gesagt, aus welcher Familie seine Braut stammt. Wie sehr hier die Affektkonstellationen im Kampf liegen, zeigt sich bei der Frage nach der kastenmäßigen Abgrenzung bei einer eventuellen Heirat. Die Versuchsperson wird sichtlich verlegen, der Redefluß wird unterbrochen, sie beginnt zu stottern, die Modulation wird unsicher. Dann ringt sie sich zur Äußerung durch, sie würde die Tochter eines Facharbeiters akzeptieren. Man erkennt, daß 2/301 den Facharbeiter arrangierend aufwertet, um seine künftige Ehe quasi zu entschuldigen.

Abstieg

Gegenüber einem tradierten Niveau gibt es neben dem Aufstieg den Abstieg. Dieser kann, wie wir schon bemerkten, auch ein Abstieg der ganzen Kaste sein. Das einfache Abstiegsschema würde so aussehen:



Die Einschätzung des Niveaus der F_1 Generation, ja sämtlicher Positionen, ist natürlich relativ. Der Abstieg geschieht, häufig unbewußt, auf Grund einer Aggression von F_1 gegen P. Die Härte von P, welcher Aufstieg oder einfaches, haltendes Tradieren erzwingen möchte, wird oft in zwangsneurotischer Weise masochistisch gegen die eigene Person gewendet.

In einem speziellen Fall übte der Vater (ein Museumsdirektor in Deutschland), der außerordentlich genau war, einen sehr starken Druck auf den Sohn aus. Dieser trieb die Genauigkeit so auf die Spitze, daß er schließlich endlos an seiner Dissertation arbeitete. Er erklärte, jedes neu erscheinende Werk zu seinem Thema studieren zu müssen; dazu brauche er jeweils drei Monate, denn oftmals seien die Sachregister unvollständig, so daß er das ganze Buch durcharbeiten müsse. Nun erschienen zu seinem Thema ungefähr fünf bis zehn Bücher im Jahr. Auf diese Weise hätte er natürlich nie zu einem Ende kommen können. Er erzählte dies alles mit selbstgefälligem Ernst. Eines Tages gab er, manieriert wie er war, dem Vater gegenüber eine feierliche Erklärung ab. Er wollte sagen: »Lieber Vater, es tut mir leid, daß ich *so lange zu meiner Dissertation brauche.*« Er versprach sich aber zu seinem tiefen Entsetzen und sagte: »*Lieber Vater, es tut mir leid, daß ich dich so lange mit der Dissertation fopp.*« Hier kam die Sabotage der väterlichen Intention so deutlich zum Ausdruck, daß er vor seiner eigenen Fehlleistung außer-

ordentlich erschrak. Tiefenpsychologisch läßt sich seine seelische Situation etwa folgendermaßen charakterisieren: Er stand unter väterlichem Druck, identifizierte sich mit den väterlichen Prinzipien (»Identifikation mit dem Aggressor« nach Anna Freud) und sabotierte sie gleichzeitig. Masochistisch genoß er seine Tragik, dem Vater keine Schwierigkeiten machen zu wollen und doch nicht anders zu können, da er den Genauigkeitswunsch des Vaters erfüllen wollte. In Wirklichkeit genoß er jedoch in einer tieferen Schicht den Ärger des Vaters.
Wir erkennen: Das Absinken des Sohnes – er will unbewußt, weil es der Wille des Vaters ist, kein Akademiker werden – ist intendiert. Auf Grund einer mit dem Todestrieb verwandten Tendenz sabotierte der junge Mann die Absichten des Vaters.
Wie gesagt, bedeutet die Heirat mit einem Unterkastigen für die Frau ein Absinken. 2/510 erzählt:

»Wollte immer einen Geschäftsmann, leider sind die Verhältnisse so gekommen, daß ich einen Angestellten geheiratet habe. Ich habe es aber nie bereut.
(Der Schwiegersohn) Von Arbeiter heraus sollte er *nicht* kommen, es hat einen schweren Kampf gegeben, den Eltern gegenüber, aber ich habe es durchgekämpft, und wir sind sehr glücklich worden.«

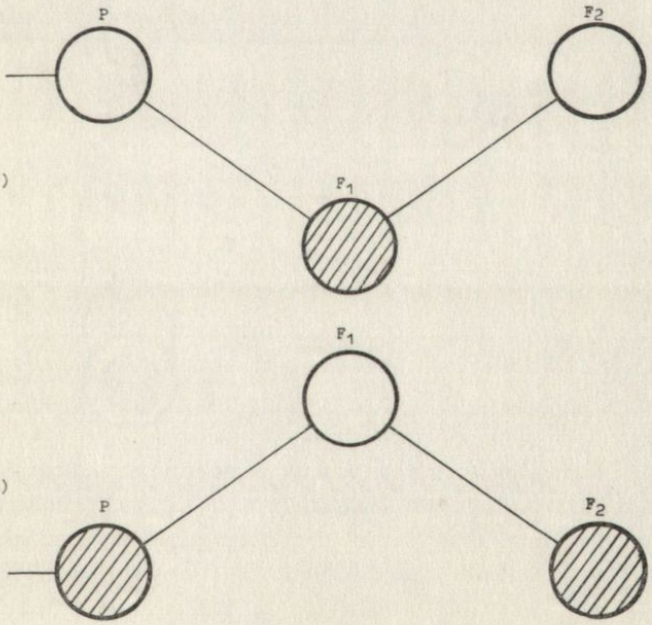
Ihr Mann ist als *Arbeiter* bei der Bahn *angestellt*. In der Wahl des Ehegatten wird ein Kastendrama sichtbar. Die Versuchsperson sollte und wollte einen Geschäftsmann heiraten. Auf keinen Fall sollte es ein Arbeiter sein. Es war schwierig, sich den Eltern gegenüber durchzusetzen und doch einen Arbeiter zu heiraten. An dieser Stelle spricht die Versuchsperson das erste Mal, und da nur indirekt, davon, daß ihr Mann Arbeiter ist oder mindestens aus Arbeiterkreisen stammt. Nicht ohne vorher zu betonen, einen Angestellten geheiratet zu haben. Aber schon ist das eigene Schicksal vergessen, wenn es gilt, die Schwiegerkinder zu wählen. Diese dürfen wiederum nicht aus dem Arbeiterstand kommen. Der Bürgerstolz scheint recht tief eingefleischt zu sein. Sie ist abgestiegen, doch sollen ihre Kinder wieder hinauf.

Die Heirat eines unterkastigen Mannes und einer oberkastigen Frau kann unter Umständen den Mann zu großer Energieentfaltung anregen. So meint 2/218 zur Frage, ob er eine Akademikerin heiraten würde:

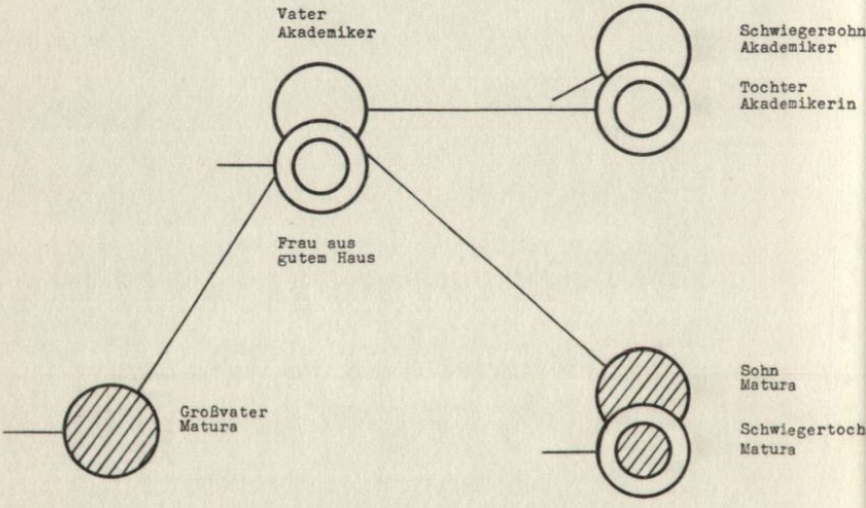
»Da hätt ich andere Ambitionen. Wenn meine Frau ein Doktorat hat oder irgendeinen andern Titel und ich hab keinen, dann würde ich mich so dahintersetzen, daß ich auch einen krieg, weil sie ja dann faktisch die Familie auf Grund ihres Titels, wenn sie nicht einen reinen Liebhabertitel hat, viel mehr erhalten könnte als ich.«

Auf- und Abstiegskombinationen

Kaum alle Mitglieder einer Familie werden in der gleichen Weise auf- oder absteigen. In der Generationenfolge sind vielfältige Schicksale möglich. Zwei Grundtypen sind zu unterscheiden:



Im Fall a) sinkt der Sohn von der oberkastigen Position des Vaters ab, der Enkel steigt jedoch wieder auf. Er bringt die abgesunkene Familie »wieder in die Höhe«. Der Abstieg der F_1 Generation kann im Kontrast zur Position der P Generation zum Stimulans für die F_2 Generation werden.
Im Fall b) erkämpft sich F_1 den Aufstieg. Er verwöhnt seine Kinder oder versucht sie gewaltsam in der Schicht zu fixieren, jeweils mit dem Erfolg, daß F_2 wieder absinkt. Wenn wir vorher von der Arbeiter- und Angestelltenfrau, die aus einem Geschäftshaus stammt, hörten, daß sie von ihren Kindern wieder den Aufstieg will, erkennen wir darin das Schema a). Wie wir schon andeuteten, ist das konkrete Schicksal häufig komplizierter. In einer bestimmten Familie sieht es etwa folgendermaßen aus:



Der Vater, der unbedingt das im Vergleich zu seinem Vater hohe Niveau, das er sich schwer erkämpft hat (er heiratete auch eine oberkastige Frau), von seinem Sohn gehalten wissen möchte, setzte gerade diesen unter Druck. Da er es von seiner Tochter nicht im gleichen Maß fordert, läßt er sie fast völlig unbehelligt.

Daher bringt sie es relativ leicht zum Doktorat (mit gewaltigen Prüfungsängsten) und heiratet einen Akademiker. Der Sohn dagegen (unter väterlichem Druck) hält die Prüfungen seelisch nicht durch. Er erreicht jedoch die Matura und heiratet eine Frau mit Matura. Die Tochter hat es nicht besser gemacht *obwohl*, sondern *weil* sich der Vater nicht im gleichen Maß um sie kümmerte. Der schlechte Lernerfolg des Sohnes ist zum Teil als eine Ausbruchstendenz aus der vom Vater aufgezwungenen Kaste aufzufassen und als Drang zum Abstieg.

Daß auch die Änderungen der kollektiven Wertungen eine Rolle spielen können, zeigt das Schicksal von 2/107 und seiner Gattin 2/108:

Der Vater von 2/107 war ein Adeliger, seine Mutter eine »Bürgerliche« aus »besserem Haus«. Der Vater war höherer Offizier und starb im Anschluß an Kriegsgefangenschaft. Die Mutter ging mit dem Sohn nach Wien. Hier machte er Matura, einige Semester Universität und ging schließlich auf die Musikakademie. Er heiratete eine Frau (2/108) mit nicht unbeträchtlicher, doch nicht institutionalisierter Bildung. Seine Mutter – *Sekundäradelige* – opponierte heftig gegen den Beruf und die sehr nette Frau. Der Mann, in Mutteraggression fixiert, ließ sich aber nicht durch die Mutter, die ihn oberkastig erzogen hatte, von seiner Frau abbringen. Langsam aber sicher wuchs sein künstlerischer Erfolg. Schließlich erhielt er den Titel »Professor«, über den er sich lustig machte. Die Mutter las es in der Zeitung, eilte herbei, schluchzte vor Freude und fiel der bisher abgelehnten Frau (ihr gab sie immer die Schuld an seinem »bösen« Beruf) um den Hals. Vom Standpunkt der Mutter aus hätte 2/107 Offizier werden sollen, ein der Tradition der väterlichen Familie adäquater Beruf. Der Künstlerberuf war dagegen nicht »standesgemäß«. Nun wurde er aber plötzlich akademisch legitimiert. Sobald 2/107 Professor war, war er oberkastig. Der »tiefgesunkene« Sohn ist wieder »aufgestiegen« und in der Vorstellung seiner Mutter wieder gesellschaftsfähig. In die letzten Jahrzehnte

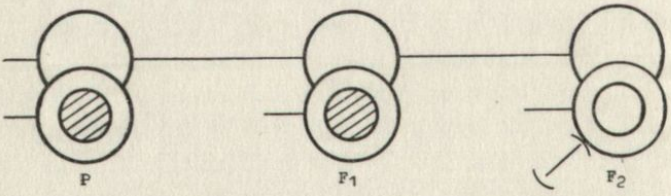
fällt nun die starke Abwertung des Offiziersberufes, der heute nicht mehr im entferntesten das ist, was er vor dem ersten Weltkrieg war. Von hierher gesehen schien es der Mutter gut, daß der Sohn kein Offizier geworden war. Und der Künstler wurde sogar Professor, eine noch oder schon wieder geachtete Kategorie! Seine Kinder studieren schon alle, eines an der Universität. Seine Frau 2/108 sagt nun zur Frage der eigenen Heirat:

»Ich glaube, ich wäre fast mit jedem Mann gut ausgekommen in der Ehe.«

Zur Heirat ihrer Söhne meint sie:

»Bei den Kindern wäre es mir nicht egal, da ist ein Stück Hochmut vielleicht schon drinnen. Ich würde meinen Söhnen eine Frau wünschen, aber ich glaube, ich würde mir auch die Familie ansehen. Es wäre mir nicht jede recht, auch nicht jedes Milieu. Ich werde da furchtbar ungerecht sein. Habe schon darüber nachgedacht. Ich habe selbst nicht viel Schulbildung und glaube schon, daß ich von meinen Schwiegertöchtern einmal mehr verlange. – Für mich ist es egal, obwohl mir das Mittelschulstudium sehr fehlt, vielleicht, weil ich von vielen zurückgesetzt bin, es ist eben so in der Gesellschaft. Und ich wünsche es eben meinen Kindern anders, obwohl ich auf der andern Seite überzeugt bin, daß durch das viele Studium vieles verlernt wird, der natürliche Instinkt mitunter leidet.«

Ihr Familienbild sieht also folgendermaßen aus:



P und F_1 sind bereits existent. F_2 ist Wunschbild. Der Vater ihres Mannes, P, heiratete eine unterkastige Frau, die bürgerliche Mutter. F_1, ihr Mann, war zunächst oberkastig, dann unterkastig, ist nun wieder oberkastig und heiratete ebenfalls eine unterkastige Frau, nämlich die Versuchsperson selbst. Ihre Söhne,

F_2, sollen oberkastige Frauen heiraten, die entweder selbst aufstiegen oder aus entsprechender Familie stammen.

Zwischenpositionsprobleme im Blick auf Auf- und Abstieg

In kastenhafter Zwischenposition steht jeder, der sich zumindest mit zwei Gruppen identifiziert. Nur der befindet sich nicht in einer Zwischenposition, der eine Position ausfüllt, die bereits seit mindestens einer Generation in der Familie ausgefüllt wurde. Er muß eine Frau aus der gleichen Schicht heiraten, und seine Kinder müssen ebenfalls genau im gleichen Rang bleiben. Die gesamte Familie müßte also genau im gleichen Traditionsschema verbleiben.

Dazu müßte jedoch noch etwas kommen, doch läßt dies die kollektive Situation nicht zu: die kollektive Wertung der Gruppe müßte nämlich auch konstant geblieben sein; das aber gibt es praktisch nicht. So bedeutet die Generationenfolge: P Vater = Offizier, F_1 Sohn = Offizier, F_2 Enkel = Offizier, alle mit Frauen aus Offiziersfamilien verheiratet, psychologisch einen eindeutigen Abstieg. War die Uniform einmal »des Kaisers Rock«, war sie später, um im Bild zu bleiben, »Hitlers Rock«, so ist sie nunmehr Ausdruck einer militärisch uninteressanten Republik (Österreich). Selbst in den USA, wo die Offiziere noch eine reale Funktion haben, relativiert die steigende Bedeutung von Technikern und Wissenschaftlern, die den Militärs kaum noch unterstehen, deren Prestige. In Österreich, wo der Offizier nur eine illusionäre Funktion hat, ist seine gesellschaftliche Position entsprechend gesunken.

Wenn also jemand in der Offizierstradition steht, ist er abgesunken. Stellt der Offizier heute den gleichen Geltungsanspruch wie sein Großvater, tut er dies illusionär, da er ja nicht das gleiche soziale Fundament besitzt. Sein Pseudoselbstbewußtsein ist durch seine echte Realitätseinschätzung unterminiert. So wird er nolens volens zum Sekundäroberkastigen.

Ganz ähnlich verhält es sich mit jenem Adel, der, nunmehr als Adel funktionslos, seinen Geltungsanspruch nur auf die Herkunft begründet. Erhebt er den gleichen Geltungsanspruch wie sein Vorfahre, so lebt der Adelige von heute in einer illusionären Vorstellungswelt, da ihm die Funktion seines Vorfahren fehlt. Wenn etwa entthronte Dynastien einen Hofstaat aufrechterhalten, der ihrer realen Position nicht entspricht, so handelt es sich insofern um Sekundärtypen, als die jetzige Position nicht real anerkannt, ihr also die Adaption verweigert wird. Hier liegt der umgekehrte Fall wie bei einem Parvenu vor, jedoch mit sehr verwandten seelischen Erscheinungen.

Ein Beispiel aus der psychoanalytischen Praxis mag das innere Auseinanderklaffen zwischen echter und unechter gesellschaftlicher Rolle verdeutlichen. Ein Funker einer Luftfahrtgesellschaft litt daran, daß die einstmals lebenswichtigen Funker keine Zukunft mehr besitzen. Er erklärte, die amerikanischen Funker seien schon entlassen, die Piloten arbeiteten jetzt selbst mit Sprechfunk. Seine Firma hält zwar noch Funker, obwohl diese nicht mehr benötigt werden. Man gibt ihnen gleichsam ein Gnadenbrot. Er sei eine Art von Nobelarbeitsloser, denn er bekäme eine Arbeit bezahlt, die an sich keinen Sinn habe.

Über die Ab- und Aufwertung ganzer Schichten hinaus interessiert uns die psychologische Situation bei individuellen Ab- und Aufstiegen. Wenden wir uns zunächst der psychischen Situation der Aufsteigenden und ihrer Vorgeneration zu. Wird etwa der Sohn eines Arbeiters Akademiker, entsteht bei beiden eine Zwischenposition. Der Aufgestiegene identifizierte sich ursprünglich mit der väterlichen Position. Sekundär identifiziert er sich mit der erreichten. Ursprüngliche und erreichte Position überschichten sich also. Die innere Situation wird, so sie nicht genügend verarbeitet wurde, dazu führen, daß die Person nicht so selbstverständlich auftritt wie einer, der von Kind auf in der gleichen Schicht zu Hause war. Ist er in der erreichten Schicht unsicher, neigt er zu Übertreibungen der oberkastigen Formen

und wird so zum Snob in dem der Wortbedeutung nächstem Sinn (sine nobilitate). Wir sprechen hier von einem *Sekundärtyp*.

Es gibt aber auch die Möglichkeit, daß sich der Aufgestiegene demonstrativ mit seiner Ausgangsposition identifiziert und etwa, wie viele sozialistische Intellektuelle in Österreich, akzentuiert Dialekt spricht. Diese Variante des Typs muß aber nicht entstehen, wenn eine echte Integration von ursprünglicher und erreichter Schicht vollzogen wird. Doch ist diese Integration nur dann psychologisch möglich, wenn der Aufgestiegene die sozialen Schichtungen nicht verabsolutiert, das heißt, wenn er sich zwar über seinen Aufstieg freut, ihn aber nicht als etwas Wesentliches ansieht. Er darf seinen Ursprung nicht verachten. Verabsolutiert er die neue Position, muß er ein Minderwertigkeitsgefühl überdecken und überkompensieren. Die dann auftretende Arroganz ist nichts anderes als der Ausdruck der Überdeckung eines Minderwertigkeitsgefühls.

Die innere Situation des Vaters oder der Mutter des Aufgestiegenen ist in vielem mit dessen eigener verwandt, da sich die Eltern mit ihrem Sohn identifizieren. So entsteht eine sekundäroberkastige Position. Auch die Eltern Aufgestiegener vermögen besonders arrogant zu sein. Sie fühlen sich dann unter Verdrängung des Wissens um die eigene untere Position besonders oberkastig.

Die Abstiegssituation vermittelt ähnliche Affektlagen. Der primär Oberkastige muß sich sekundär mit einer Position bescheiden, die geringer ist als seine ursprüngliche. Er trägt nun unter Umständen ein Gehaben zur Schau, das die alte Oberkastigkeit betont und festhält, während er sich realiter schon unten befindet. Unter Nichtanerkennung der realen Gegebenheiten benimmt auch er sich möglicherweise arroganter als die Oberkastigen, die sich noch in oberkastiger Funktion befinden. Hierzu ist wieder das Verhalten von Angehörigen entthronter Herrscherhäuser interessant, die ja auch unter Umständen betont

oberkastige Verhaltensweisen zeigen, unter Verdrängung ihrer sekundären Unterposition. Wenn es sich hier auch nicht um Snobs im Wortsinn handelt, so handelt es sich doch um eine unechte Oberkastigkeit.

Den Eltern der Abgesunkenen ergeht es ähnlich auf Grund ihrer Sohnidentifikation. Auch hier liegt die Rettung aus der Ambivalenz darin, von der Kastenwertung unabhängig zu werden. Damit verliert auch der Abstieg seine zentrale Tragik.

In der komplizierten Problematik der Zwischenpositionen, die jene in ihr Stehenden sehr leicht zum Exzeß neigen läßt, liegt der berechtigte Kern des aristokratischen Ideals, wie wir es vor allem bei 2/305 vorfinden:

Nicht ohne psychologisches Raffinement entdeckte die Versuchsperson (vergleiche S. 100 ff.) überall die Sekundärhaftigkeit, nur nicht – und dies macht ihre Beurteilungen unter anderem schief – in den abgestiegenen Schichten. Es ist natürlich illusionär, in der auf Grund der wissenschaftlichen und technischen Entwicklungen sich außerordentlich stark in Fluß befindlichen Gesellschaftsstruktur von allen Menschen alte Berufstraditionen zu verlangen und ein entsprechend typisches Verhalten. Die durch Zwischenpositionen bedingten oft schweren psychischen Konflikte erfordern eine Überwindung, die den Gegebenheiten einer sich tief wandelnden Gesellschaft Rechnung trägt. Wie schwer und tiefgehend die Konflikte oft sind, zeigt etwa die Aussage des Kaplans 2/103:

»Meine Eltern waren nicht mehr so, weil meine Mutter einen Bürgerlichen geheiratet hat. Ihr ist es nicht schwer gefallen, sie hat ihn lieb gehabt. Aber mein Großvater konnte es *bis zum Tode nicht überwinden*. Ich habe ihm gesagt, daß ich Priester werden will, hat er gesagt: ‚No was bist denn dann, Luftinspektor.' Er hat geglaubt an den Herrgott, aber er war sein irdischer Repräsentant.«

Eine gut verlaufende Ehe war also dem armen alten Herrn bis zum Tod ein Greuel. Und trotz seines Christentums hielt er den Priesterberuf für minderwertig.

Diese Konflikte gibt es überall, und die Menschen leiden ein- und uneingestandenermaßen an ihnen. Die Lösung und Erlösung liegt in keinerlei Kastenwechsel, sondern in einem Punkt außerhalb der Kasten, von dem aus die Bewertung von Gesellschaftsgruppen in der Schwebe gehalten wird.

IDENTIFIKATIONSPROBLEME

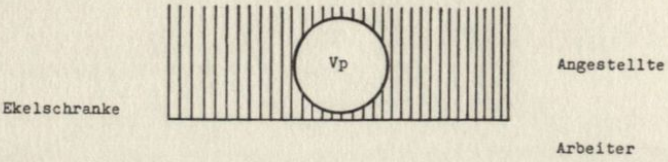
Die Identifikationsgruppe

Wenn wir gesehen haben, daß sich die Identifikationen überschneiden können, daß hier also Über- und Unterlagerungen stattfinden, so bekamen wir einen ersten Einblick in die Komplexität des Problems. Wenn ein Mädchen, wie 2/307, die dem Arbeiter (vgl. S. 24) nur bis zu einem »gewissen Grad« die Möglichkeit zugesteht, »vornehm« zu sein, sich als Angestellte fühlt, so dürfen wir ihre Aussage nur bedingt als richtig nehmen. Sie meint es zwar so, ist sich aber im Augenblick nicht über den Umfang des Begriffs im klaren. Genau genommen identifiziert sie sich nur mit subalternen Angestellten, während die Angestellten vom Abteilungsleiter an aufwärts nicht mehr zu dieser Identifikationsgruppe zählen.

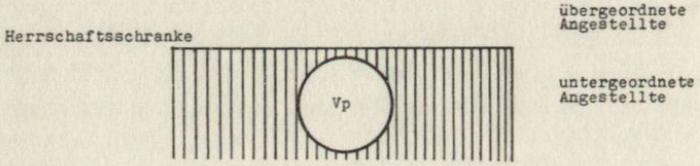
Es ist allerdings auch nicht so, als ob etwa »die Beamten« eine einfache Einheit abgäben. Vielmehr stellen die B-Beamten – jene mit Matura – eine Gruppe dar, die sich weder mit den A-Beamten – den Akademikern – noch mit den C-Beamten, die nach unten angrenzen, identifizieren.

Der Identifikationskreis jener Gruppe, der sich eine Person in besonderer Weise verbunden fühlt, wird so bestimmt, daß er durch eine Reihe von Kastenpositiva oder -negativa eingegrenzt wird. Sieht man von jenen Gemeindeangestellten ab, die eigentlich Arbeiter sind, so sind alle Angestellten Rein-Arbeiter. Diese Eigenschaft hebt sie alle gemeinsam von der Arbeiterschaft ab.

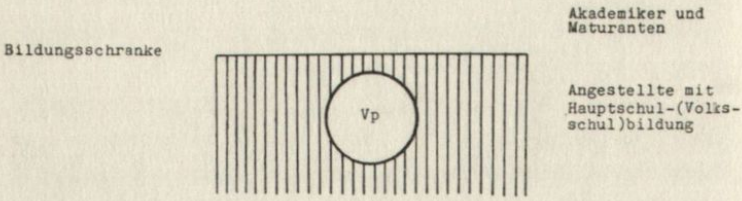
Allerdings darf nur ein Teil der Angestellten anordnen, besitzt also Herrenfunktion. Ein Teil der Beamten wiederum besitzt einen höheren, ein weiterer Teil einen noch höheren Bildungsgrad. Hier wird mehrmals unterschieden; schließlich bleibt eine relativ kleine Gruppe übrig, mit der sich die Person identifiziert. So trennt sich etwa 2/307 zunächst auf Grund der Ekelschranke von den Arbeitern:



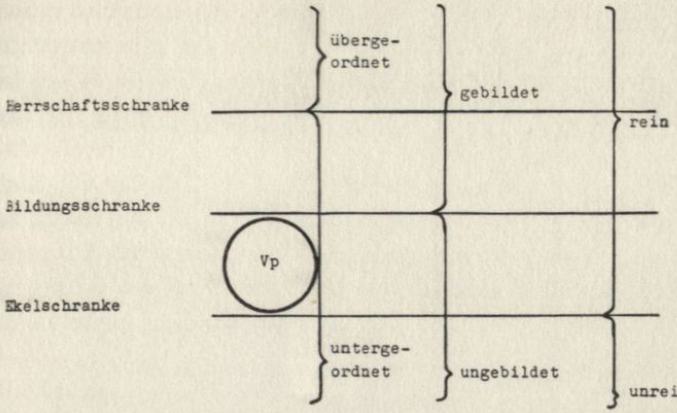
Andererseits trennt sie sich auf Grund der Herrschaftsschranke von den übergeordneten Angestellten.



Schließlich trennt sie sich nach dem Bildungsgrad von den Maturanten und Akademikern, die zum Teil mit den übergeordneten Angestellten zusammenfallen.



Konkret bleibt für sie eine Gruppe übrig, die sauber (reine Arbeit) ist, untergeordnet und wenig gebildet.



Wir erhalten so eine relativ kleine Gruppe, mit der sich die Versuchsperson nach mehreren Richtungen hin identifiziert. Zwar fühlt sie sich mit allen Nichtschmutzigen identisch gegenüber den Schmutzigen, aber auch mit allen Untergeordneten gegenüber den Übergeordneten. Und mit allen Ungebildeten gegenüber den Gebildeten. Durch die verschiedenen Trennungslinien wird eine engere Gruppe eingegrenzt.

Fern- und Nahdistanzen

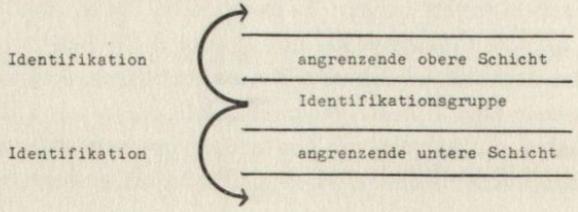
Soziale Fern- und Nahdistanzen spielen bei der Ressentiment- und Überheblichkeits-Affektausbildung eine bedeutende Rolle. Die politischen Schlagworte sollen oft Ressentiments erzeugen, zum Beispiel gegen die »Kapitalisten«, »Agrarier« usw. Die in der Nahdistanz gebildeten Ressentiments erregen ungleich intensivere Affekte als die in der Ferndistanz erzeugten.
Für den B-Beamten stellen die A-Beamten die nächst-höhere Schicht dar, die C-Beamten die nächst-untere. Die Ressentiments der B-Beamten richten sich nun konzentriert gegen die zunächst angrenzende Schicht der A-Beamten. Nach 2/116 sagen die Polizeioffiziere mit Matura von den fertigen Juristen, diese hätten nur deshalb weiterstudiert, »weil sie zu dumm gewesen wären,

die Sachen schon so zu kapieren«. Die Abwehrtendenzen richten sich also gegen die angrenzende Schicht der A-Beamten. Zugleich aber werden die Aggressionen geringer, wenn es sich um Sektionschefs handelt oder gar um Minister, zu denen eine weit größere Distanz vorliegt.

Ebenso richten sich die Ressentiments der Arbeiter vor allem gegen wenig gebildete Angestellte, die für sie die nächst angrenzende Schicht verkörpern. Bei den meisten Versuchspersonen könnte man jene Gruppe bestimmen, mit der sie sich intensiv identifizieren, und jene Gruppen angeben, gegen die die größten Aggressionen bestehen.

Wie wir an Hand des Beispiels von den B-Beamten sehen konnten, wird häufig die Distanz nach oben bagatellisiert und verringert, zugleich wird jedoch Aggression entwickelt. Andererseits wird häufig die Distanz nach unten vergrößert und zur Kluft ausgeweitet. Man erkennt, daß auf diese Weise die eigene Identifikationsgruppe eine Aufwertung erfährt, die unten angrenzende eine Abwertung. Die zunächst angrenzenden Schichten können die stärksten Affektballungen erzeugen, nach oben Ressentiments, nach unten Snobismen.

In dieser Haltung liegt das dynamische Moment des Hinaufwollens. Die nächst-oberen Schichten sind jene, die man am ehesten meint erreichen zu können, die nächst-unteren wieder jene, die nachdrängen und am ehesten die eigene Schicht ersetzen könnten. Im Sinn solcher Aggressionen kommt es häufig zu einer Identifikation, bei der die nächst-obere oder nächst-untere Schicht übersprungen wird. Wir wollen sie daher überspringende Identifikation nennen.



Von daher kann man es verstehen, daß z. B. die ersten christlich-sozialen Ansätze während der Vorweltkriegsmonarchie in Österreich vom Adel her kamen (Freiherr von Vogelsang, der »rote« Liechtenstein, in Deutschland der Bischof von Mainz, Freiherr von Ketteler usw.). Der Adel übersprang den Bürger nach unten und identifizierte sich mit dem Proletarier. So werden Zwischenschichten gleichsam in die Zange genommen. – Merkwürdig mutet auf den ersten Blick die Einstellung von 2/218 an:

»Die ererbten Adelsprädikate, die größeren, hätten meines Erachtens nach nicht abgeschafft werden sollen, aber diese ganzen Von, die irgendein Großvater einmal geerbt hat – Edler von – auf Grund irgendeiner Leistung, den heute sein Sohn, der heute was weiß ich was für ein Idiot sein kann, auch führt...
(Große Adelsprädikate?) Das ist ja doch irgendwie ein Stand, eine eigene Rasse oder Kaste, der auf Grund seines Blutes immer wieder sagen kann: Ich bin ein echter von – weiß ich – weil die Familie sich ja nicht aufhört.«

Der Grund dafür, daß sich das Ressentiment allein gegen den niederen Adel richtet – der höhere fing ja genauso an wie der niedere –, liegt wohl in der geringeren sozialen Distanz, welche die Optik der Aggression vergröbert.
Die radikal snobistische Absetzung des angestellten Monteurs 2/504 von den Arbeitern, die er voll Arroganz und Ekel betrachtet, ist vor allem aus der geringen Distanz verständlich. Da er sich einerseits vom Arbeiter absetzen will, andererseits aber spürt, daß er selbst noch einer ist, führt die Verdrängung zu überkompensatorischer Arroganz. Er läßt seine Kinder nicht mit denen der »Arbeitermasse« spielen, denn dort »hören und sehen sie nichts Anständiges...« Er würde gerne mit »Angestellten Geselligkeit pflegen, aus einem besseren Kreis heraus, fühl ich mich zehn Mal besser als wie mit ganz gewöhnliche Arbeiter«.
Der Großbauer mit Matura 2/320 hat auch noch Minderwertigkeitsgefühle gegenüber den angrenzenden oberen Schichten. Dies

gilt nicht nur gegenüber den Adeligen und Gutsbesitzern, sondern auch gegenüber den Industriellen. Die Inferiorität gegenüber dieser Gruppe äußert sich darin, daß sein ganzes Bestreben daraufhinaus läuft, den bäuerlichen Betrieb nach industriellen Grundsätzen zu führen. Das affektive Grundgefühl seiner Position ist nicht so sehr das des Großbauern, nicht einmal das des Gutsherrn, sondern das des Direktors, der ein Unternehmen leitet. Natürlich ist es der heutigen Zeit angepaßt, eine Landwirtschaft nach rationalen, wissenschaftlichen Gesichtspunkten zu führen, aber es kann keinen Zweifel daran geben, daß auch affektive Gründe beteiligt sind, daß 2/320 nämlich Betriebsführer sein möchte und daher seine Aufgabe unter industriellen Gesichtspunkten sieht. Die Landwirtschaft ist für ihn weitgehend ein ebensolcher Betrieb wie eine Fabrik, und er versucht, den Unterschied möglichst zu verkleinern, indem er auch die äußeren Formen denen eines Industriebetriebs anpaßt. Dies geht bis zur Terminologie. So bezeichnet er seine Landarbeiter als »Mitarbeiter«, ein Ausdruck, der heute eher in der Industrie gebräuchlich ist. Ebenso ist die Assoziation »Gutsherr« — »Direktor« aufzufassen. Er versucht also seinen Hof in Analogie zum Fabrikbetrieb zu organisieren, wie auch folgende Bemerkung beweist:

»Jeder hat Rechte und jeder Pflichten, sowohl der Betiebsführer das Recht hat, anständige Arbeit zu verlangen ... und man hat selber die Pflicht, durch ein soziales Entgegenkommen jederzeit behilflich zu sein.«

Seine gesamte Einstellung zur Arbeiterschaft ist die des industriellen Arbeitgebers, der soziale Maßnahmen für seine Leute trifft, und es ist sicherlich kein Zufall, daß er auch eine Funktion im Arbeitgeberverband innehat, in einer Zuckerfabrik im Aufsichtsrat tätig ist und Verbindungen zur Industrie immer wieder sucht.

Der affektintensive Malermeister 2/319 richtet die schärfste Aggression gegen die Gruppe der Angestellten, noch mehr der

der Beamten, die er im Gespräch als seine »besonderen Lieblinge« bezeichnet. Er reagiert auch im Assoziationstest sofort mit einer Identifikation von »Angestellten« und »Beamten«; seine Empfindlichkeit für seine inferiore Position ist hier am stärksten:

»Sie sitzen alle dorten und glauben, sie sind der Kaiser. Wenn man ins Amt kommt, bleibens ruhig sitzen (er wünscht also, daß sich die Beamten erheben), plaudern miteinander, lassen an ruhig stehen, wie wenn man niemand wär.«

Durch ein solches Verhalten treffen die Angestellten und Beamten seine empfindlichste Stelle, nämlich das soziale Selbstwertgefühl, das von der Gruppe, die er unmittelbar über sich empfindet, am schwersten und tiefsten verwundet werden kann. Der konkurrenzierenden Gruppe, die in unmittelbare soziale Reichweite gerückt ist, wird die Oberkastigkeit am wenigsten gegönnt, darum erscheinen die Beamten auch immer als die Aufgeblasenen, Eingebildeten, die sich »wie der Kaiser« benehmen.
Der subalterne Angestellte ist überhaupt sehr angefeindet, besonders von den Arbeitern, aber auch teilweise von den Bauern. Der Grund dafür ist, daß er die niedrigste Gruppe knapp jenseits der Ekelschranke darstellt.

Das affektive Gesellschaftsbild

Für den Affekt besteht ein Gesellschaftsbild, das von der durch die Sprache nahegelegten Ordnung beträchtlich abweicht. Wie wir gesehen haben, existiert eine affektive Grobsichtigkeit (Makrooptik) und eine Feinsichtigkeit (Mikrooptik). Das scharfe Sehen gelingt natürlich vor allem in der Nähe der eigenen Identifikationsgruppe. Alle anderen Gruppen verschwinden mehr oder weniger im Nebulosen. Diese anderen Gruppen liegen affektiv über, unter, neben der Identifikationsgruppe.
Affektiv gibt es den »Angestellten«, den »Arbeiter« usw. nicht

im gleichen Maß wie rational, da sehr starke Unterschiede gemacht werden. Häufig sind die rationalen Vorstellungen propagandistisch-ideologisch gefärbt und geprägt. Die vielfältigen Identifikationen formen ein weitgehend unbewußtes Gesellschaftsbild, das bei jeder Person gegeben ist.

Die Identifikation nach oben

Für eine untenstehende Person gibt es die Möglichkeit, sich mit einer obenstehenden Person oder Gruppe zu identifizieren. So fühlt sich häufig der Hausmeister als Hausherr, der Lakai als Aristokrat usw., fühlen sich auch viele Monarchisten als Miniatur-Monarchen. Die Versuchsperson 2/305, von der wir anläßlich der Herkunftsschranke berichteten, läßt nur ererbte Titel gelten. Ihre Ablehnung des Akademikers hängt mit der Abwertung erworbener, insbesondere akademischer Titel zusammen, im Gegensatz zu den Geburtstiteln der Adeligen. Sie identfiziert sich in Lakaientradition mit dem Adel. Alle anderen Versuchspersonen lehnten eher die angeborenen Titel ab und ließen die erworbenen gelten.

Eine Reihe von Merkmalen kennzeichnet die Feudalkulturen und wird zum Teil von den nachdrängenden Schichten übernommen. So findet man in vielen ehemals »besseren Bürgerhäusern« im ersten Stock (dort ist die Hausherrnwohnung) einen Balkon, der nie benutzt wird, da es schon zur Bauzeit nicht angenehm war, auf einem zur Straße gehenden Balkon zu sitzen. De facto handelt es sich um eine geschrumpfte Hofburg- oder Schönbrunnbalustrade. (Man vgl. die beiden Tafeln 2 und 3 am Ende des Buches). Der Hausherr identifizierte sich mit dem Kaiser. Wie dieser an die Balustrade »vor seine Völker« hintreten konnte, hatte der Hausherr die Illusion, vor seine Mieter treten zu können. In anderem Zusammenhang kommen wir noch darauf zurück.

Wenn schließlich 1/21 erklärt, sie sei »so in die Finanzkreise

hineingekommen«, will sie damit nur sagen, daß sie bei einem Finanzmann Hausangestellte wurde. Sie nahm aber gewisse Formen an und glaubt nun quasi selbst »aus Finanzkreisen« zu sein. Das Verhalten vieler solcher Dienstleistender, die nun die Formen ihrer Herren annehmen, ist bekannt. So behandeln verschiedene Hotelportiers Leute von oben herab, wenn deren Auto und Koffer nicht entsprechend aussehen. Obwohl der Portier selbst weder das Geld noch die Titel oder ähnliche Kastenpositiva aufweist wie die »zweitklassigen« Besucher, so glaubt er doch Grund genug dafür zu haben, auf solche hinabschauen zu können. Er nimmt nur »erstklassige« Leute für voll. Aus der Identifizierung mit der Oberkaste bezieht der sich Identifizierende jenen Wert, den diese Kaste selbst besitzt.

Die Identifikation nach unten

Neben der Identifikation nach oben gibt es auch die nach unten. Der Identifizierende, ein Oberkastiger, fühlt sich dann als Unterkastiger. Viele Revolutionäre gehören dazu. Wir kommen später noch darauf zurück.

Diese Identifikation wird häufig durch ein spezielles Schicksal nahegelegt. So wird ein unterdrücktes Kind aus oberkastiger Familie geneigt sein, sich mit der Unterkaste zu identifizieren. Die andere Möglichkeit, das Überspringen der nachdrängenden Schicht, wurde an anderer Stelle schon angedeutet. So identifiziert sich gerne der Offizier mit der Mannschaft gegen die Unteroffiziere.

Der Vater der Baronin 2/314 war »Edler von«, seine Frau jedoch »Baronin«. Nun wurde er, da sein Rang in der Feudalgesellschaft niedriger war als der seiner Frau, von Familienmitgliedern »geschnitten«. Die Folge war, daß er sich mit dem Bürgertum identifizierte und vor allem unter Bürgerlichen verkehrte. Er verzichtete gewissermaßen auf seine Kastenposition aus Rache gegen die schlechte Behandlung, die man ihm in dieser Gesell-

schaft angedeihen ließ. Hier sehen wir deutlich den Mechanismus der Identifikation nach unten.

Die Anbiederung

Ein merkwürdiges, wenig geachtetes Verhalten ist der Versuch, durch Handlungen, die dem Kastenüber-ich einer bestimmten Kaste schmeicheln, in diese hineingenommen zu werden. Das besonders Devote enthält ein Identifikationsangebot an die Kaste. Um nicht zu enttäuschen, werden solche sich anbiedernde Personen häufig bedingt in die Kaste hineingelassen, ohne jedoch für voll genommen zu werden.
Diese Haltung nehmen Unter- und Oberkasten in der gleichen Weise ein. Versucht etwa ein Intellektueller in die Arbeiterschaft einzudringen, indem er sich demonstrativ wie ein Arbeiter gibt, wird er es sehr schwer haben. Sozialistische Intellektuelle gehen häufig diesen Weg; so verwenden sie, wie schon gesagt, demonstrativ den Dialekt.
Der sich Anbiedernde macht sich die Sache zu einfach, indem er meint, durch eine Übernahme des Gehabens einen echten Kontakt herzustellen, denn das ist keineswegs der Fall. Daher bleibt er meist trotz seines devoten Tuns isoliert und ein Außenseiter jener Kaste, der er sich anbiedert.

Zwischenpositionsprobleme nach Schicht und Fremdkastenidentifikation

Es gibt Positionen, die ihrer Natur nach Zwischenpositionen sind. In solchen steht der weitaus größte Teil der Menschen, so etwa, wenn sich durch bestimmte Schranken abgegrenzte Gruppen überschneiden.
Die Verhältnisse bei der Frau 2/314, die die Tochter eines »Edlen von« und einer »Baronin« ist, liegen z. B. so kompliziert. Die Versuchsperson ist, da im Adel die patriarchalische Form der

Vererbung des väterlichen Titels maßgebend ist, nur »von«. Das bedeutet aber in den höheren aristokratischen Kreisen eine sehr untergeordnete und kaum mehr zählende Position. Die Versuchsperson, mit den Verhältnissen in den streng konservativen adeligen Kreisen vertraut, schildert sie plastisch und interessant. Es herrscht ein »hundertprozent genaues Aufpassen auf den Rang«; man beachte genau, ob jemand »Baron oder schon Graf« sei oder ob vielleicht einer »einen Grad tiefer geheiratet« habe. Strikt geregelt sei die Frage, »wer wird wem vorgestellt, und wer darf wissen, wer es ist«, dem er vorgestellt wird. Der kleine Adelige zum Beispiel »ist nicht so hoch, daß er wissen darf (!), mit wem er redet, nur der andere (höhere) weiß es.« 2/314 ist durchaus gegen die Abschaffung der Adelsprädikate, und zwar aus affektiven Gründen, wie ihr gescheiterter Versuch einer rationalen Begründung beweist: »Daß man den Adel abgeschafft hat, finde ich absolut nicht richtig, denn letzten Endes ist es so ... ich finde es nicht richtig.«
Affektiv ist die Frau in einer doppelten Zwischenposition. Zunächst ist der mütterliche Rang höher:

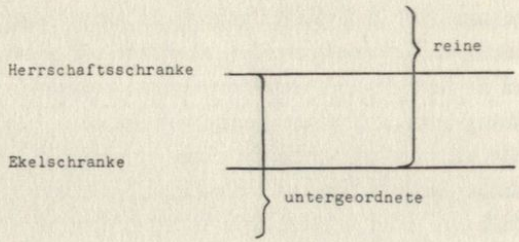
$$\text{Vp} \quad \frac{\text{Baronin}}{\text{Edler von}}$$

Andererseits ist aber im patriarchalischen System der Vater der Tonangebende:

$$\text{Vp} \quad \frac{\text{Vater}}{\text{Mutter}}$$

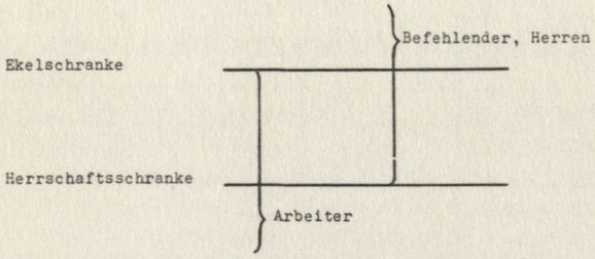
Höherrangigkeit der Mutter und Höherrangigkeit des Vaters überschneiden sich hier und gestalten eine sehr komplizierte Situation, die sie nicht zu verarbeiten vermochte.
Wenn jemand einerseits als Beamter zu den Reinen gehört, jedoch als subalterner Beamter zu den Untergebenen, so ist er

Mitglied einer Gruppe, die einerseits nach oben, andererseits nach unten Gemeinsamkeit besitzt.



Seine psychische Position liegt dazwischen. Ähnlich ergeht es einem Werkmeister, nur liegt hier die Herrschaftsschranke tiefer als die Ekelschranke; dasselbe trifft auch für die Bauern zu.
2/303 ist Schlossermeister in der Industrie und SPÖ-Wähler. Bei ihm macht sich eine gewisse Spannung zu den unter ihm stehenden Arbeitern bemerkbar, die er als belastend empfindet. Zwar benimmt sich der Großteil der Arbeiter, wie er sagt, dem Vorgesetzten gegenüber »sehr anständig«, aber es gibt andere, die im Vorgesetzten den »Antreiber« oder den »schlechten Kerl« sehen. Er ist damit also in eine affektiv ungünstige Zwischenposition hineingestellt. So meint er, »daß jeder typische Arbeiter bestrebt sei, zum Großteil seine Arbeitskraft so teuer wie möglich zu verkaufen«, »daß jeder versucht, daß er den größtmöglichen Vorteil herausschinden kann«, und fügt hinzu, das habe auch seine Berechtigung. Mit dieser Einstellung, seiner halben Identifikation mit dem Arbeiter, kommt er als Vorgesetzter in eine ambivalente Situation, in der er auch Schwierigkeiten hat, wie aus seinen Äußerungen hervorgeht. Ebenso ambivalent ist seine Haltung in der Abgrenzung seiner eigenen Kastenzugehörigkeit. Er gehört zum Arbeiter, aber er steht gleichzeitig darüber. Im Grunde macht ihm sein »Herrentum« zu schaffen. Der Nicht-Werkmeister wird für den Verkehr zwar nicht abgelehnt – es finden sich tatsächlich auch Bekannte in seinem Kreis,

die Facharbeiter sind –, aber er hat andererseits ein ganz ausgeprägtes und auch für die Affektivität sicherlich sehr wirksames Bewußtsein, Vorgesetzter zu sein, und zwar Vorgesetzter von Facharbeitern. Er befindet sich also in einer eindeutigen Zwischenposition.



Da sich 2/303 nun abwechselnd mit den einen und den andern identifiziert, ist er einerseits der gegebene Vermittler, andererseits der, der von zwei Seiten angegriffen wird.

Am Beispiel vom Werkmeister und subalternen Angestellten kann man die Intensität von Schrankenwirkungen erkennen. Der Werkmeister fühlt sich eher zu den Unterkastigen, der subalterne Beamte eher zu den Oberkastigen gehörig. Die Ekelschranke wirkt hier stärker als die Herrschaftsschranke. Diese Zwischenpositionellen sind in demokratischen Situationen die umworbensten Personen, da sie sich naturgemäß, wenn eine Partei die »Oberen«, die andere Partei die »Unteren« vertritt, zu jeder schlagen können. Je nachdem, ob die eine oder andere Schranke propagandistisch mehr in den Vordergrund geschoben wird, können sie sich auf die eine oder andere Seite stellen.

Anders liegt die Identifikation mit einer fremden Kaste, wie wir sie bei vielen Dienstleistenden finden. Bei der Überschichtung der eigenen realen Position durch eine Identifikation mit einer höheren oder niederen ergibt sich wiederum jene Zwischenposition, die leicht das Überschichtende überbetont, um das Unterschichtete nicht ins Bewußtsein kommen zu lassen. Von daher ist die manchmal bestehende Super-Hausherrnmanier bei Haus-

meistern zu verstehen und das Benehmen von Hotelportiers, wovon wir oben sprachen.
Ein hochinteressantes Beispiel für eine mit dieser Spielart verwandte Identifikation stellen jene Politiker dar, die sich mit Vorbildern identifizieren, wobei diese Identifikation bis in lächerliche Details gehen kann. Zu dieser Art von Sekundärtypen gehören etwa Ciano oder Ulbricht. Der erstere bemühte sich vor allem, Mussolini zu imitieren, war also ein Sekundär-Mussolini, während Ulbricht sich in allem bemüht, ein Sekundär-Lenin zu werden. Vom Spitzbart angefangen, bis zu einstudierten Formen wird von ihm Lenin kopiert. Vgl. hier die Tafeln 10 und 11.
Auch die Identifikation nach unten kann Extremverhalten zur Folge haben und unterkastige Formen überstark zur Geltung bringen (sozialistische Intellektuelle).
Bei der Anbiederung ist die Identifikation nicht echt, wird also nur opportunistisch vollzogen.

DER KASTENKAMPF

Die Objekte des Kastenkampfes

Die Gegenstände des Kastenkampfes sind natürlich vielfältiger Art. Alle Positiva, die wir als Gruppenwerte erkannt haben und die Überlegenheitsmomente bedeuten, erwecken Ressentiments und Aggressionen. Dabei sind alle diese Kastenwerte insofern Überlegenheitsmerkmale, Potenzmerkmale, als sie geeignet sind, im *Kampf um die Frau* wesentlich größere Chancen zu geben. Der Reiche, der Mächtige, der Überlegene in jedem Sinn, auch im sakralen, ist für die Frau interessanter, bietet einen erhöhten Anreiz. Und daher ist, ohne daß dies genügend bewußt ist, eines der wesentlichsten Objekte im Kastenkampf die Frau. Ein Beispiel für das Ressentiment, das die Überlegenheitsposition

der Frau gegenüber bietet, liefert 2/504 mit folgendem Ausspruch:

»Eine Frau, die im Beruf steht, füllt ihr Amt zehn Mal schwerer aus als ein Mann. Speziell bei öffentlichen Stellungen ist der Beweis hundertmal erbracht worden. Wenn sich die Frau nicht ihrem Vorgesetzten ergiebig zeigt, dann kann sie nicht weiter, auch wenn sie noch so tüchtig ist... Weil das ist das Gemeinste, was ein Mann jemals fertigbringen kann, und leider machen das intelligente, gebildete Akademiker, was heute Vorstand sind oder Direktor oder Oberbauräte, ist ja ganz egal, welchen Titel er hat. Aber die Frau, was dann Kanzleikraft ist oder Sekretärin, wenn die nicht zu seinem Willen steht, dann kommt sie nicht weiter, und wenn sie noch so tüchtig ist.
Andere Frauen wieder, die was ihren Körper hingeben ein paar Male, nach zwei, drei Jahren Dienstzeit avancieren sie schon auf den nächsten Posten und erreichen dadurch natürlich bedeutend mehr, aber ich persönlich verunehre eine solche Frau. Die meisten Frauen sind mehr als wie der Arbeiter, sie sind ein bißchen arrogant, sie verachten den Arbeiter. Sind wohl einige Frauen, was nett sind, aber das Gros glaubt mehr zu sein, als wie der Arbeiter ist.«

Worin zeigt sich hier das Ressentiment? Zweifellos sind die Behauptungen stark übertrieben. Ein ohne Zweifel wahrer Kern wird deutlich *über*bewertet. Wir gehen hier nicht in der Annahme fehl, daß sich die Versuchsperson die Position jener Vorgesetzten wünschen würde. Im Falle sie selbst in die Lage käme, eine ähnliche Position auszufüllen, würde sie sich am liebsten so benehmen, wie sie andere beschreibt.
Wir werden noch zeigen, in welcher Weise der latente Kampf um die Frau in den verschiedensten Systemen rationalisiert eine Rolle spielt. Hier sei nur auf die Tatsache selbst hingewiesen. Es ist nicht nur in den mohammedanischen Ländern so, daß die Oberkastigen mehrere Frauen haben. Auch in Europa tritt dieses Potenzmerkmal häufiger auf, wenn auch in die Illegalität gedrängt. Hielten sich früher etwa die französischen Könige Mätressen, so nunmehr häufig Wirtschaftskapitäne. Mehrere Frauen zu haben, wird zu einem Merkmal der Oberkastigkeit.

Ressentiments

Wir haben bereits des öfteren von Ressentiments sprechen müssen, um für die Aussage einer Versuchsperson Verständnis zu gewinnen. Beim Ressentiment handelt es sich um einen aggressiven Neid, der verschiedene Aspekte besitzt. Zunächst setzt der Neid etwas voraus, das als Wert anerkennt wird; das Geneidete hätte man gerne selbst. Er setzt auch das Bewußtsein der Distanz voraus. Während bei der introjizierenden Identifikation der gewünschte Wert in sich hineingenommen und so daran illusionär partizipiert wird, vollzieht der Ressentimentbehaftete die Identifikation nicht in derselben Weise. Der geneidete Wert ist uneingestandenes Wunschbild und wird abgewertet. Jener Wert, der den andern zukommt, wird herabgesetzt und dessen Träger angegriffen.

Ressentiment nach oben: Die Aggression, die im Neid der Hinaufschauenden liegt, führt zu abwertender Beurteilung. Das Ziel jeder Aggression ist darüber hinaus die Vernichtung des Aggressionsobjekts. Diese Vernichtungstendenz ist im allgemeinen gehemmt, zumindest vorläufig. Der mit Ressentiment Behaftete versucht nicht nur in der Wertung, sondern auch in der Realität, die Oberen hinabzuziehen, ihnen zu schaden. Nicht der eigene Aufstieg, sondern der Abstieg der andern soll die Menschen einander näherbringen.

Ressentiments sind überall dort anzunehmen, wo starke Abwertungstendenzen bestehen, deren Affektdruck spürbar ist und die gegen offenbar real bestehende Tatsachen verstoßen. Bei dem Malermeister 2/319 ist zu beobachten, daß ihn die Präposition »ober«, das die obere soziale Position andeutet, sofort reizt. Er assoziiert nämlich zu »Oberlehrer«:

»Na, ist genau so a Lehrer wie jeder andere . . .«

Die Modulation wirkt dabei gereizt und ärgerlich. Diese aggressive Gleichmacherei findet sich bei ihm überhaupt stark ausgeprägt: »Bürger« — »Das ist eigentlich a jeder« (patzige Modu-

lation), »Proletarier« – »Sind eigentlich alle« und »gewöhnlicher Mensch« – »Gewöhnliche Menschen san ma ja alle, hat kaner an Vorteil und kaner an Nachteil.« In der gleichen Assoziation findet sich jedoch die genau gegenteilige Behauptung: »... es gibt eigentlich gar kan gewöhnlichen Menschen.«

Es wird sich empfehlen, dem Ressentiment in der Bildung verschiedener Theorien nachzugehen. Dies gilt aber nicht nur für das Ressentiment nach oben, das sich in besonderer Weise etwa in den marxistischen Theorien niederschlägt.

Im Ressentiment liegt auch eine Identifikation mit dem Angegriffenen, obwohl der von Ressentiment Behaftete dies zu leugnen trachtet. Häufig ist der zur Verstaatlichung Drängende ein durch die Realität verhinderter Kapitalist. Dies pflegt sich besonders dann zu zeigen, wenn er Gelegenheit bekommt, de facto die Stellung eines Kapitalisten einzunehmen. Er bringt dann – in Sekundärposition – die kapitalistische Autorität besonders kraß zum Ausdruck. So können wir in Österreich etwa folgende Reihe in sozialistischen Familien feststellen:

P		F_1		F_2
Arbeiter	–	Arbeiterführer	–	»Kapitalist«
				Industrieller
				Geschäftsmann

In der F_1 Generation wird der Arbeiterführer Politiker, doch hat er, seinem Ressentiment entsprechend, eine stille innere Sehnsucht nach dem »Kapitalisten« und hegt Bewunderung für ihn. Einmal an die Macht gelangt, oder schon vorher, bringt er seinen Sohn in die Kapitalistenposition. Diese bedeutet die Realisierung des heimlichen Wunsches des Vaters, Kapitalist zu sein.

Ressentiment nach unten (Snobismus): So merkwürdig es scheinen mag, aber es gibt auch ein Ressentiment nach unten. Auch dieses kann wirklichkeitsverfälschende Rationalisierung erzeugen und damit entsprechende Fehltheorien. Es richtet sich gegen

die *Aufstiegspotentialität* der Unterkastigen. Man gönnt ihnen den Aufstieg nicht, dabei geht es wiederum keineswegs nur um Geld.

Reichlich unbeschwert äußert sich der schon einigemal zitierte Monteur 2/504, der bei den Stadtwerken angestellt ist und sich sehr viel darauf zugute tut:

»Es gibt Gruppen, die unter dem Niveau liegen. Schaue herunter auf die Putzfrauen bei den Stadtwerken. Man redet über mich allgemein schlecht bei den Putzfrauen. Es sind nur zwei darunter, die ich grüße, alle andern sind Tratschweiber bis dort hinaus, und die verachte ich. Obwohl ich damit nicht sage, daß ich weiß was ich bin und das sind nur Putzfrauen, sondern ich schätze eine Putzfrau genauso wie einen Abteilungsvorstand oder einen Höheren, aber was gar kein Benehmen hat, das lasse ich links liegen, das beachte ich gar nicht.
Es gibt genug Menschen, die Ekel erregen. Das ist nach wie vor der Arbeiter, weil er auf die Reinlichkeit nicht allzu viel hält.«

Er lehnt es als »Angestellter« ab, sich mit den Arbeitern zu identifizieren, obwohl er als Monteur beschäftigt ist, weil der Arbeiter »auf die Reinlichkeit nicht allzu viel hält«. Er schaut daher auf ihn herab, obwohl es gar nicht notwendig wäre, allzu viel von der Reinlichkeit zu halten. Es genügte ja schon, viel von ihr zu halten. Seine Aggression und Überheblichkeit haben hier den Zweck, sich möglichst deutlich von den Putzfrauen usw. abzuheben, die ihm innerlich viel näher stehen, als er sich eingestehen will. Sein Hochmut ist also stark mit der Angst verknüpft, die unterkastigen Personen könnten ihm so nahe kommen, wie er es heimlich fürchtet. Ähnlich verhält es sich mit der Aussage von 2/302:

»Denn wie gesagt, ist die Überheblichkeit eines Unintelligenten, aus niederer Stufe kommenden Menschen noch viel unerträglicher als die eines Menschen, der eventuell zugänglich ist für Vernunftgründe.«

Der affektive Hintergrund ist eindeutig: er lehnt die unteren Schichten ab, er projiziert auf sie, daß sie unintelligent seien,

und ist affektiv besonders gegen ihre Überheblichkeit eingestellt, das heißt dagegen, daß sie den Anspruch erheben, auch zu den oberen Schichten zu zählen. Er meint daher eigentlich: Der Unintelligente der niederen Stufe ist mir noch viel unerträglicher als der Unintelligente der Oberstufe. Im letzten Augenblick jedoch rationalisiert er, indem er hinzufügt: »... der eventuell zugänglich ist für Vernunftgründe.« Im Wort »eventuell« schlägt die affektive und eigentliche Meinung wieder durch; damit wird die Rationalisierung noch deutlicher erkennbar.

Dieses Ressentiment ist insofern von besonderer Wichtigkeit, weil es weniger erkannt wurde – die Psychologen sind Akademiker und identifizieren sich daher eher mit den »Oberen« – und weil das Ressentiment nach oben häufig als reaktiv gegen das Ressentiment nach unten entsteht. Die ressentiment-freie, offene Einstellung sollte man ja auch vom ursprünglich Stärkeren – und das ist der Obere – erwarten.

Wer Angst hat, Unterkastige könnten sich nach einem eventuellen Aufstieg als überlegen erweisen, wird die Tendenz haben, sie möglichst unten zu halten. Sie sollen dumm bleiben und auf jener Stufe, auf der sie sich befinden. Ein solcher »Konservativismus« braucht Theorien, die die konstitutionelle Dummheit der Arbeiterschaft, aber auch etwa »der Russen«, »der Neger«, »der Japaner« oder »der Chinesen« vertreten. So stammt etwa die Theorie, die Japaner besäßen nur nachahmendes Talent, aber kein schöpferisches, aus einem ähnlichen Ressentiment wie jene zum Teil unbewußte Annahme, »die Russen« wären zum wissenschaftlich-technischen Unvermögen verurteilt, weil sie aus rassischer Substanz dumm wären. Auch die auf Jahrtausende alter Kultur zurückschauenden Chinesen, die die ersten Raketen bauten, sollen wissenschaftlich-technisch völlig unbegabt sein, dasselbe soll auch für die Neger und Araber zutreffen.

Ebenso erklärte man zur Zeit der Bauernbefreiung, die Bauern wären zu einem freien Dasein völlig unfähig, und belegte diese

Behauptung mit den anfänglich de facto bestehenden Schwierigkeiten der ersten befreiten Bauern, die nicht gewohnt waren, frei zu sein (analog der sich selbstverwaltenden afrikanischen Neger).

Natürlich haben die Japaner zunächst alles nachgemacht und tun dies auch heute noch teilweise. Man darf aber nicht vergessen, daß auch die Kinder von den Erwachsenen lernen müssen, um dann selbständig handeln zu können. Eine solche Relation stellt sich überall her, wo jemand etwas kann, das der andere noch nicht kann. Das bedeutet keine Minderwertigkeit, sondern ein Entwicklungsstadium.

Die oben genannten Voreingenommenheiten entstammen einem Ressentiment und sind heute weltpolitisch sehr gefährlich, weil sie zu völliger Fehleinschätzung der geistigen Potenzen der sogenannten »unterentwickelten« Gebiete veranlassen. Insofern ist der durch die Raketenerfolge der Sowjets ausgelöste Schock der westlichen Welt verständlich und heilsam.

Umgekehrt haben die Ressentiments nach oben – in China sind sie, verglichen mit Rußland, viel geringer – bei den Sowjets die wirkliche Entwicklung stark gebremst, da die Liquidation ursprünglicher Führungskräfte unerfahrene Kräfte nach oben brachte, die erst bittere Erfahrungen machen mußten, um zu einer relativ adäquaten Form der Leitung zu kommen.

Umwertungstechniken

Die Bilder von der Gesellschaft und von einzelnen Gruppen der Gesellschaft werden meist mit Affektdruck entworfen, sie stellen vielfach sogar ausgesprochene Rationalisierungen dar. Oft sind Gesellschaftsbilder nichts anderes als Rechtfertigungsideologien einer uneingestandenen, unbewußten Affektdynamik, Affektkonstellation. Umwertend wird ein Bild von der Wirklichkeit entworfen, das geeignet erscheint, die eigenen Affekte zu rechtfertigen. In der Psychoanalyse sprechen wir in solchen

Fällen von »Abwehrmechanismen«, denen die Rolle der Selbstverteidigung des Ich gegenüber den Vorwürfen des eigenen Über-ich zukommt.

Sie sind etwa in dem Beispiel vorhanden, das von dem sozialistischen Versicherungsbeamten 2/507 zur Frage der Arbeitsmoral der Arbeiter gebracht wird. In einer Gewerkschaftsversammlung kreidet die Versuchsperson die Mißstände an und berichtet folgenden Vorfall: Fünf Arbeiter sind damit beschäftigt, eine Grube auszuheben. Einer steht im Schacht und wirft die Erde heraus. Die vier übrigen sollen die Erde auf einen danebenstehenden Wagen werfen. Natürlich kann damit nur einer beschäftigt sein, die anderen stehen herum und schauen zu. Auf die Passanten muß dies einen schlechten Eindruck machen. Und mit dem Brustton der Überzeugung:

»Die Arbeiter, die zum Nichtstun verurteilt sind, würden doch gerne zugreifen, aber schlechte Organisation hindert sie daran.«

Auf eine ernüchternde Bemerkung der Psychologin stutzt die Versuchsperson einen Augenblick und meint hierauf lachend, daß man in der Gewerkschaft nicht die Wahrheit sagen könne, sondern den Arbeiter lobend hervorheben müsse. Dieses Bestreben ist der Versuchsperson zur zweiten Natur geworden und wirkt wie ein bedingter Reflex auf das Wort »Arbeiter«. Trotzdem wird natürlich die Unmoral einer solchen Handlungsweise spürbar. Die Gruppe, mit der sich 2/507 identifiziert, verteidigt er, so wie er sich selbst verteidigt. Wir sehen deutlich, daß hier aus Kastengeist die Aufwertung einer Gruppe in moralischer Hinsicht stattfindet. Aus Kastengeist wird umgedeutet und umgewertet, also arrangiert. Dabei geht es um das Halten eines illusionären Selbstbildes einer Kaste.

In einer sehr typischen Weise zeigt sich die Umdeutungstechnik in einem hochinteressanten Ausspruch Mao Tse-tungs, auf den wir noch in anderem Zusammenhang zurückkommen:

»Die saubersten Menschen in der Welt sind die Arbeiter und Bauern:

Selbst wenn ihre Hände schmutzig und ihre Füße mit Kuhmist beschmiert sind, so sind sie doch sauberer als das Bürgertum.«[25]

Was geschieht hier? Mao Tse-tung verwendet sowohl die Worte »rein«, »sauber« als auch »schmutzig« in einem ursprünglichen und in einem übertragenen Sinn. Dabei findet aber eine Umwertung, ein Wechsel des abgewerteten Affektgegenstands statt, eine Wendung des Affekts, der das Schmutzigsein zum Fundament hat, von einer Gruppe weg auf eine andere hin. Mao nennt das Bürgertum schmutzig, die vorhandene Verachtung wird von den schmutzigen Proletariern weg auf das nunmehr schmutzige Bürgertum abgelenkt.

Ein ähnliches Beispiel ist der Gebrauch der Worte »Adel« und »Bildung«. Durch eine Sublimation des Affektgehalts des Wortes »Adel« wurde schon seit langem der Versuch gemacht, den konkreten Geburtsadel seines Wertes zu berauben. So kam es zur Bildung der heute sentimental klingenden Begriffe »Seelenadel«, »Herzensadel«. 2/519 assoziiert zum Beispiel zu »Adel« — »Seelenadel ja, mehr als Geschlechtsadel«. Ähnlich erklärten die alten Christlichsozialen in Wien, daß Lueger zwar kein Adeliger wäre, doch hätte er »Herzensadel« und wäre ein weit edlerer Mensch als die meisten Adeligen. Hier wird eine Veränderung des Wortsinns vorgenommen, eine Haltung von ihren institutionalisierten Trägern abgelöst; dadurch vermögen die alten Adeligen unedel zu werden und der Bürger zum Edelmann.

Das Wort »Bildung« erfuhr durch die »Herzensbildung«, die gegen das institutionalisierte Akademikertum ins Feld geführt wurde, ein ähnliches Schicksal. Denn nun konnten die Akademiker als ungebildet erscheinen.

Wenn auch in all diesen Fällen mit den neugeprägten Worten ein echter Sachverhalt getroffen wurde, also eine entlarvende, entdeckende Formulierung dargeboten wurde, so ist doch auch ein arrangierendes Moment am Werk. Der Spieß soll gewissermaßen umgedreht werden. Ein solches Umkehrmoment tritt

auch in der Gleichsetzung von Arbeit und Schmutzarbeit auf. Vielfach wurde erklärt, daß intellektuelle Arbeit eigentlich keine Arbeit sei. So berichtete sowohl ein Adeliger als auch ein Akademiker, daß ihre Frauen, von denen eine eine graduierte Akademikerin ist, ihren Männern gegenüber erklärt hätten:

»Du machst sowieso den ganzen Tag nichts.«

Die Hausarbeit ist demnach Arbeit, geistige Arbeit nicht. Auch hier finden wir eine Arrangierungstendenz am Werk, die die eigene Position aufwertet.

Die affektiv schwierige Lage der Zwischenpositionellen ermöglicht es am ehesten, ein entsprechend adäquates Gesellschaftsbild zu entwickeln, allerdings nur dann, wenn die Zwischenposition bewußt wird, wenn man sie bejaht und beiden Positionen Rechnung trägt. Führt eine Position zur Verdrängung der andern, wird die Position der Schicht, mit der man sich identifiziert, leicht verabsolutiert. Zugleich wird eine Theorie entwickelt, die geeignet ist, diese Schicht in besonderer Weise zu begünstigen.

Angriffstechniken

Die Akkumulations- und Aufsteigetendenzen einzelner Personen stoßen auf die Isolationen und Fixierungen von Gruppen der Gesellschaft. Die Vorzüge, die einzelne privilegierte Gruppen in Anspruch nehmen, wollen auch andere besitzen. So werden, wie schon Max Scheler bemerkte, die jeweils unteren Gruppen zu nachdrängenden Revolutionären — sie besitzen den »revolutionären Elan« —, während die jeweils oberen »konservativ« sind und eher an der gegebenen Ordnung festhalten[26].

Die nachdrängende revolutionäre Gruppe war im Zeitalter der Vorherrschaft von Adel und Klerus das Bürgertum: Adel und Klerus waren konservativ, das Bürgertum revolutionär. Bei den komplizierten Strukturen der gegenwärtigen Gesellschaft reichen diese Begriffe jedoch nur zu einer sehr approximativen Charakterisierung.

Die jeweils Benachteiligten versuchen vor allem Herrschaftsposition zu erlagen. Ist nun das Ausfüllen von solchen Positionen an bestimmte Bedingungen geknüpft, die von den Gruppen mit negativem Wertakzent nicht erfüllt werden können (Adelsprivileg, Bildungsprivileg usw.), müssen jene die jeweilige Oberkaste begünstigenden Gesetze von seiten der Unterkaste bekämpft und nötigenfalls mit Gewalt beseitigt werden. Die milde Form dieses Sachverhalts ist die Erkämpfung einer Modifikation des Gesetzes. Sie ist natürlich nur dort möglich, wo im Raum der Oberkasten genügend Verständnis für die Adaption gegeben ist bzw. wo jene bereits entscheidend entmachtet sind.

Wir können beim Kastenkampf verschiedene Methoden unterscheiden, die von den geistig-psychischen bis zu Krieg und roher Gewalt gehen. Das Herüberziehen von Personen, die sich mit den gegnerischen Kasten identifizieren, ist natürlich eines der wesentlichsten taktischen Ziele des Kastenkampfes.

Die verschiedenen Gesellschaftstheorien, aber nicht nur diese, sondern auch juristische Thesen, »naturrechtliche« Feststellungen, ja theologische Theorien können mehr oder weniger intensiv von kastenkämpferischen Tendenzen unterlagert, unterströmt sein. So hat August M. Knoll gezeigt, daß die thomistische Gnaden – Freiheitslehre sich an dem Modell Gutsherr – Leibeigener orientiert, wobei der *Mensch* die Rolle des Leibeigenen spielt, der vom Feudalherrn – Gott – *alles aus Gnade* erhält. Die in ganz anderen soziologischen Konstellationen wurzelnde jesuitische Lehre, die die Freiheit akzentuiert, steht dem thomistischen Schema entgegen[27]. Wir sehen, die thomistische Lehre ist geeignet, den feudalen Status zu fixieren bzw. zu rechtfertigen. Da Gott zum Feudalherrn gemacht wurde, wird letzterer durch Gott legitimiert.

Zweifellos war der Zweck der bewußten thomistischen Gnadenlehre nicht die Fixierung des Feudalstatus, doch war sie diesem willkommen.

Nietzsches These[28], die Morallehren des Christentums hätten den Zweck, die »Herrn« zu zähmen, und seien so aus dem Ressentiment der Tschandala zu erklären, steht die marxistische These gegenüber, daß die religiöse Moral zur Zähmung der Unteren da und im Grunde nichts anderes sei als »Opium des Volkes«[29]! Beide Thesen beinhalten, obwohl typische Umwertungs- und Arrangierungsprodukte, insofern Wahrheiten, als Religion und Moral zum Kastenkampf mißbraucht werden können, mißbraucht wurden und werden. Sie treffen jedoch diese geistigen Realitäten nicht in ihrer zentralen Substanz. Derartige Argumentationen gehören jedoch zum Kastenkampf. Man muß auch beachten, daß sich im konkreten Klerus ständig eigensüchtiges Interesse mit religiöser Aufgabe vermengen und religiöse Aufgaben mit Herrschaftsanspruch kollidieren können. Der Kastenkampf bedient sich nach Ausbildung entsprechender Lehren natürlich auch entsprechender demokratischer Mittel, wie Propaganda, Überstimmung, um entsprechend günstige Gesetze zu erreichen usw., bis zum Kampf mit den Waffen um die Macht.

Im psychologischen Kampf geht es darum, verschiedene Personen zur Identifikation mit der angreifenden oder abwehrenden Gruppe zu veranlassen. Die angreifenden Gruppen versuchen Teile der Bevölkerung zu sich herüberzuziehen. Beim Angriff der Unterkasten sollen vor allem jene Unterkastigen, die sich mit den Oberkastigen identifizieren, von ihren Identifikationen loslassen und neue vollziehen. So sollen sich die »treuen« Lakaien nunmehr mit allen Nichtherrschaftlichen verbinden, um nicht nur einen persönlichen Aufstieg, sondern einen der gesamten Kaste zu erreichen. Wir können hier die Einzelheiten der propagandistischen Möglichkeiten nicht verfolgen, wir kommen auf einzelne wesentliche Momente jedoch noch in anderem Zusammenhang zu sprechen, besonders was die Aktivierungsmethoden verschiedener sadistischer Regungen betrifft, die im Kastenkampf die entsprechenden Energien liefern.

Aus Fixierung, Isolierung und Tradierung heraus versuchen die herrschenden Kasten den status quo gerne zu halten. Da die nachdrängenden Schichten als gefährlich empfunden werden, werden Abwehrmethoden entwickelt, die die Stoßkraft der Unterkasten schwächen sollen. Sie gleichen in vielem den Angriffstechniken. Natürlich müssen auch die angegriffenen Kasten versuchen, Personen auf ihre Seite zu ziehen. Wenn sie die gesamten Unterkastigen hinaufziehen wollen, handelt es sich nicht mehr um Kastenkampf sondern um eine Auflösung der eigenen Kaste und der gegnerischen.

Will man jedoch die eigene Kaste halten und sich doch gegen die Angriffe erfolgreich wehren, kann man als Kompromiß die gefährlichsten Führungsköpfe der Unterkasten in die Oberkaste hineinnehmen, sie dadurch ihrer Kaste entfremden und sie so zu Sekundärtypen machen, die sich oft besonders oberkastig aufführen. Sie erscheinen dann erfahrungsgemäß als unangenehme Typen. Auf diese Weise werden häufig die Unterkastenführer ihrer Gefolgschaft beraubt. So wurden durch Konstantin die christlichen Bischöfe in die byzantinische Führungsschicht herein- und hinaufgenommen und das Christentum durch diesen Akt seiner gesellschaftlichen Dynamik beraubt.

Bei einem Kastenwechsel wird der Aufsteigende dazu eingeladen, eine Umstellung seiner Identifikation zu vollziehen. Man ist bereit, *seinen persönlichen Anspruch anzuerkennen*, nachdem er ja durch seine persönlichen Leistungen bewiesen hätte, daß er würdig wäre, aufgenommen zu werden. Diese primär unterkastigen Personen, die, nachdem man sie aufnahm, zu sekundären Oberkastigen wurden, übertreiben nun gerne ihre Oberkastigkeit, und zwar, wie wir schon zeigten, aus innerer Unsicherheit, einem uneingestandenen Schuldgefühl gegenüber jener Kaste, die sie ursprünglich vertraten. Dieser Typus wird gewöhnlich mehr gehaßt als der ursprünglich Oberkastige und

somit zum sichersten Vertreter der Oberkasten, die ihn jedoch auch nicht für ganz voll nehmen. Er ist ein Verräter, und zwar insofern, als er ursprünglich die Hebung der gesamten, von ihm vertretenen Kaste vertrat und nun den Aufstieg der gesamten Kaste seinem eigenen opfert.

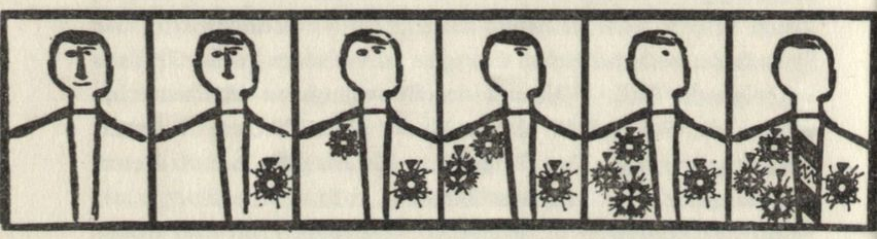
Die aus der Unterkaste neu Aufgenommenen sind die besten Helfer der Oberkasten, denn sie können nicht gut zurück, da sie von ihren eigenen Leuten abgelehnt werden. Von ihrer ursprünglichen Gruppe isoliert, sind sie nun gezwungen, oben mitzumachen. Freigelassene Sklaven geben die besten Sklavenaufseher ab. Nur solche, die es ablehnen, sich in die Oberkaste entsprechend aufnehmen zu lassen, vertreten auf die Dauer die Unterkaste so, daß diese als Ganze aufsteigt.

Im Feudalsystem wurden die bürgerlichen Spitzenköpfe »weggeadelt«, sie wurden zu kleinen mißachteten »Vons«. Im bürgerlichen System wird dementsprechend der Versuch gemacht, die Spitzen der nachrückenden Gruppen zu verbürgerlichen. Typisch ist folgender Fall: Während der Besatzungszeit in Österreich setzten die Sowjets in einem Markt einen kommunistischen Bürgermeister ein. Das Bürgertum des Marktes nahm diesen sehr elastisch in seine Gesellschaft auf. Er wurde betont mit »Herr Bürgermeister« angesprochen, eingeladen, mit ihm wurde also Tischgemeinschaft gepflegt usw. Die Folge war, daß der Bürgermeister sehr bald die typische Kleidung des dortigen Bürgertums anlegte und von seinen kommunistischen Genossen als von den »Proleten« zu sprechen begann. Diese waren natürlich darüber nicht sehr erfreut, denn dazu hätten sie keinen KP-Bürgermeister gebraucht. Im Gegenteil war es sogar wahrscheinlich, daß ein Primärbürger nicht von den »Proleten« gesprochen hätte.

Die Sekundärbourgeois in den marxistischen Parteien wurden vom Nationalsozialismus als »Bonzen« mit viel Erfolg gebrandmarkt. Solche Sekundärbourgeois sind zum guten Teil und in gewissem Sinn die bolschewistischen Führer noch mehr als die

sozialistischen. Ebenso wie sich die kleinen Neuadeligen in einer fragwürdigen Aufstiegsposition befanden, befinden sich die Sekundärbourgeois in einer solchen Zwischenposition.
Auch durch Auszeichnungen kann man Personen verpflichten und zur Identifikation mit der verleihenden Instanz anregen. Dadurch verliert der Mensch häufig sein Profil. Denn Titel und Auszeichnungen typisieren. Der Mensch ist nicht nur Person und Persönlichkeit, er wird zur Kategorie. Der Typus (die Persona C. G. Jungs) droht sogar die einmalige Persönlichkeit des Menschen zu überschichten, so daß man sie nicht mehr erkennen kann. Der polnische Zeichner Jan Lenica hat diesen Vorgang interessant illustriert:

Eine traurige Geschichte



Jan Lenica in »Swiat«

Das Gesicht, Symbol personaler Kontaktnahme, ist zu Anfang vollständig vorhanden, doch besitzt der Mann noch keinen Orden. Nachdem er einen Ordensstern bekommen hat, verliert er schon den Mund, vermag also nichts mehr zu sprechen. Zuletzt sieht, hört und riecht er nichts mehr, prangt aber voller Orden. Dort also, wo die Kategorisierung, der Typus, übermächtig wird, wird das unmittelbar Personale selbst überdeckt. Dieses Versinken der Person in die Anonymität des nunmehr oberkastigen Typus ist für jene, denen dieser Typus dient, sehr praktisch. Wird jemandem ein Orden verliehen, so gerät er

häufig in eine innere Abhängigkeit vom Verleiher, die über das ihm selbst bewußte Maß weit hinausgeht. So konnte man bemerken, daß Personen, die in der NS-Zeit militärisch ausgezeichnet wurden und vorher keineswegs Nationalsozialisten gewesen waren, nun ihr Herz für die deutsche Wehrmacht entdeckten. Natürlich bedeutet das Tragen von Auszeichnungen des NS-Regimes auch eine, zumindest unbewußte, Identifikation mit diesem.

Die Verteidiger der oberkastigen Position stehen, was naheliegt, auf dem vorgegebenen Gesetzesstandpunkt, jene, die die Gesellschaftsordnung ändern wollen, dagegen außerhalb dieser Ordnung und erscheinen so als potentielle Gesetzesbrecher, als Verbrecher. Dies besonders dann, wenn man das geltende staatliche Gesetz als göttlich absolutes ansieht.

Besteht in der Gesellschaft die Möglichkeit, die Gesetze ohne Gewalt zu ändern, dann ist ein revolutionärer Umbruch natürlich abzulehnen. Besteht diese Möglichkeit jedoch nicht, wird man die revolutionäre Möglichkeit nicht einfach ablehnen dürfen.

Daß die jeweiligen Oberkasten das staatliche Recht auf ihrer Seite haben, ist verständlich, denn es ist für sie leichter, die moralischen und religiösen Instanzen für sich zu gewinnen. Andererseits verfügen die Oberkasten nicht über jene Dynamik, die meist von unten nachdrängt, so daß die Unterkasten auf längere Zeit die größeren Chancen besitzen.

Schuldgefühle im Kastenkampf

Von den jeweiligen Oberkasten wird oft gefühlt, daß Adaptionsprozesse erfolgen sollten. Sie lassen aber lieber »alles beim alten«, da sie an die gegebene Situation fixiert sind. So entsteht bei ihnen ein Schuldgefühl, auf Grund dessen sie im entscheidenden Fall den nachdrängenden Gruppen auch dort keinen Widerstand entgegensetzen, wo diese zu weit gehen. Die Schuld-

gefühle spielen als *Lähmungsfaktor* im gesamten Gemeinschaftsleben eine bedeutende Rolle. So muß man auch den lange Zeit hindurch bestehenden geringen Widerstand der Alliierten gegen Hitler verstehen, dem sie gestatteten, sich im Handstreich das zu nehmen, was sie den gutwilligen deutschen Demokraten nicht zugestehen wollten. Die Schuldgefühle infolge eines leichtfertig und ohne entsprechende adäquate, sachliche Grundlagen oktroyierten Friedens hemmten ihre Entschlußkraft. Während die deutschen Demokraten vor Hitler nur ganz langsam Zugeständnisse erreichten, ließ man Hitler ohne entscheidende Gegenmaßnahmen gewähren.

Die Schuldgefühle als Lähmungsfaktor finden wir auch bei der französischen Feudalhierarchie vor der Revolution. Es ist interessant, daß die Zensur des ancien régime z. B. das revolutionäre Stück »Die Hochzeit des Figaro« nicht verbot.

Die Schuldgefühle entstehen aus der Relation zwischen Kastengeist und der tieferen Realität der menschlichen Gesellschaft. Weil bereits der französische Adel, einschließlich des Königs, weitgehend die Feudalherrschaft für ein Unrecht hielt, ohne jedoch von sich aus entsprechende Maßnahmen zu ergreifen, um Änderungen der Situation herbeizuführen, hielt er in einer tieferen Schicht der Psyche die Revolution für richtig, wenn auch vielleicht nicht bis in ihre letzte Konsequenz. Aber es spricht sogar sehr viel dafür, daß in der französischen Revolution auf Grund der Schuldgefühle der Herrenkaste bei dieser Strafbedürfnisse bestanden, die schließlich auch Untergangssehnsucht erzeugten, so daß ihr sogar die revolutionären Liquidationen, tiefer gesehen, nicht unwillkommen war. Dies zeigt sich in der geringen Fähigkeit der herrschenden Kaste, Gewalt anzuwenden, um die Revolution niederzuschlagen. Die herrschenden Kasten waren schon ideologisch zersetzt, ehe es zur eigentlichen revolutionären Aggression kam. Crane Brinton sagt – allerdings ohne entsprechendes Verständnis für die psychologischen Vorgänge – mit Recht:

»In den ersten Phasen unserer Revolutionen kann man noch eine Regelmäßigkeit erkennen, die wohl die deutlichste und wichtigste von allen ist. In jeder Revolution gibt es einen Punkt, wo die bestehende Staatsautorität von den Revolutionären durch illegale Akte herausgefordert wird. Jede Staatsmacht greift in einer solchen Stunde zur polizeilichen und militärischen Gewalt. Auch unsere Regierungen reagieren so, aber stets mit auffallendem Mißerfolg. Die Vertreter der herrschenden Klasse erwiesen sich als offenkundig unfähig, in angemessener Weise Gewalt anzuwenden.«[30]

Das ancien régime war offenbar unfähig, kraftvolle Reorganisationen durchzuführen, und wartete gewissermaßen unbewußt auf die Revolution.

Auch in Rußland waren die Maßnahmen der Zaren wohl von Schuldgefühlen mitbestimmt, denn man war sich in der russischen Gesellschaft schon seit einer Generation über die Möglichkeit einer Revolution vollkommen im klaren. Russen der Oberkasten sprachen seit einer Generation davon, daß sie »wie auf einem Vulkan säßen«, daß »der Sturm aufziehe« und »nach ihnen die Sintflut komme«[31]. Aber an der russischen Aristokratie nagten Schuldgefühle, Strafbedürfnisse und Todeswünsche, die sie statt zu kraftvollen Maßnahmen zur Verklärung des eigenen Untergangs anregten. Das spielerisch Graziöse der aristokratischen Lebensform war gerade in diesen Zeiten von solcher Melancholie unterlagert.

Zu spät einsetzende Adaptionen sind unglücklich und verschlimmern meist die Situation noch.

Schuldgefühle können jedoch auch zum Gegenteil führen, nämlich zu besonders intensiven Aggressionen, die überkompensatorisch ihr Bewußtwerden verhindern sollen. Der Blutrausch betäubt gewissermaßen die eigenen Schuldgefühle und zugleich damit auch die Strafbedürfnisse und autoaggressiven Todessehnsüchte. Dieser Typus findet sich allerdings mehr bei den nachdrängenden Revolutionären als bei den konservativ abwehrenden Gruppen. Wir kommen noch darauf zurück. Aber wir finden die sadistische Aggressivität auch bei den Konservativen, die

mit demonstrativer Verachtung gegen die plebejischen Gruppen vorgehen. Zu ihnen gehören meist die Konterrevolutionäre. Außerdem gibt es einen maßvollen und sinnvollen Interessenausgleich, der revolutionäre Aggressionen vermeidet.

REVOLUTIONÄRER KASTENWECHSEL

Im revolutionären Kastenwechsel übernimmt eine früher sich unten befindende Gruppe die Rolle der früheren Herren. Dieser, meist plötzlich vor sich gehende Wechsel bringt vor allem die führenden Persönlichkeiten der Revolution in die Leitungs- und Lenkungsfunktionen. Er birgt eine spezielle psychologische Problematik in sich.

Geht der revolutionäre Vorgang blutig vor sich, das heißt, entladen sich dabei sadistische Aggressionen, dann entstehen notwendigerweise, vor allem wenn das reale oder symbolische Haupt (König, Zar) »physisch liquidiert« wurde, intensive, jedoch aggressiv verdrängte Schuldgefühle. Gerade diese überlagerten Schuldgefühle aber machen es verständlich, daß schließlich auch gegen die eigenen nachdrängenden Schichten liquidativ vorgegangen wird. Denn neben dem Faktor der *Aggression* gegen die alte Autorität steht noch ein anderer: der einer uneingestandenen *Identifikation* mit ihr. Diese Identifikation vollzieht sich aus einer unbewußt wirkenden Anteilnahme an allen Personen der verdrängten Kaste, aber auch aus einer meist uneingestandenen Bewunderung für die alte Autorität.

Die Beseitigung der alten Autorität erweckt Schuldgefühle und Angst vor der Bestrafung, die als Folge der eigenen Tat erwartet wird. Ebenso wie die Schuldgefühle werden jedoch auch die Strafbedürfnisse verdrängt. Die revolutionäre Autorität erwartet ein ihrem Vorgehen analoges Verhalten von den nachdrängenden Schichten, dies macht die Aggression gegen die eigenen Leute verständlich. So »frißt die Revolution ihre eigenen Kin-

der«. Jene Nachrückenden, die sich potentiell genauso verhalten könnten wie der Revolutionär gegen die alte Autorität, werden umgebracht.

Nach gelungener Revolution, sagten wir, rücken die Revolutionsführer in die Position der früheren Herren. Hat die Revolution zunächst »Flitterwochen« und übernimmt der revolutionäre Stil die Führung, so hat die Revolution doch schließlich die latenten Vorbilder der vorrevolutionären Autoritäten. Der Herrschaftsstil klinkt bei Durchbruch der unbewußten Identifikationen meist plötzlich wieder in die alten Formen ein, und es kommt zu einer sekundären Auferstehung der primären Autorität. Die Revolution schlägt in ihrem Lebensstil auf die vorrevolutionäre Zeit zurück. So folgte auf den Zarismus und seinen Lebensstil in der bolschewistischen Revolution eine kulturell unerhört explosive, revolutionäre Zeit, in der zum Beispiel Marc Chagall Minister in einer Sowjetrepublik war. Stalin brachte dann in den Kunststilen die Rückkehr zum Zarismus, so daß gerade in der Sowjetunion das fin de siècle am besten fixiert und konserviert blieb (Wir behandeln dies an anderer Stelle noch ausführlich). Die latente Identifikation mit dem Zarismus brach durch und führte zu einem unbewußten sekundär-zaristischen Regime. Stalin brachte eine weitgehende Identifikation der neuen Führerschicht mit der alten; das zeigt besonders ein Stilvergleich. Dabei wird der alte Stil, sekundär natürlich, eher übertrieben als abgeschwächt, und es entstehen ambivalente Formen, die beides, Unter- und Überlagerungen, erkennen lassen. Dieser Sachverhalt kommt bei Orwells Schilderung des Diktators der Tierfarm zum Ausdruck (In »The Animal Farm«)[32]:

»Napoleon selbst erschien im schwarzen Rock, schmutzigen Reithosen und Ledergamaschen, während seine Lieblingsfrau sich in dem schimmernden Seidenkleid zeigte, das Mrs. Jones gewöhnlich Sonntags getragen hatte.«

Der Diktator heißt bezeichnenderweise Napoleon und imitiert

die ursprünglichen Herren, die Menschen. Dabei merkt man ihm an, daß er deren Stil noch nicht genügend beherrscht. An diesem sekundären Herrschaftsstil wird dann zäher festgehalten als am primären; das neue Regime erscheint sogar besonders reaktionär.

Die Problematik einer Überwindung dieser Situation wollen wir hier nicht weiterverfolgen. Nach der französischen Revolution wurde der Sekundärkönig Napoleon von außen gestürzt und der Versuch unternommen, den früheren Feudalismus zu restaurieren. Doch gelang dies auf die Dauer nicht.

Für die bolschewistische Revolution wollen wir eine Prognose auf Grund psychologischer Ablaufgesetze später versuchen.

Auf keinen Fall aber dürfen wir in den Fehler verfallen, in sekundären Herren »nichts als« die früheren zu verstehen. Die Revolutionsführer als sekundär oberkastige Typen vereinigen revolutionäre, dem alten Herrschaftsstil konträre Züge mit überspannten Zügen der primären Herrschaft. Ursprünglich sahen zum Beispiel die Revolutionsführer der sowjetischen Revolution im Zarentum eine spezielle Herrschaft und einen speziellen Herrschaftsstil. Dieser imponierte ihnen zum Teil, doch wurde er von ihnen in der Ideologie auch heftig bekämpft. Sie besaßen daher bewußt ein »proletarisches« Über-ich oder Leitbild, unbewußt jedoch eines der alten Herrenschicht. Nach Übernahme der Herrschaft nahmen sie langsam aber sicher einen Teil der alten, bekämpften Formen an, jedoch gegen ihr bewußtes Über-ich. Sie sind Sekundäroberkastige, mit doppelten Schuldgefühlen, einmal gegenüber der liquidierten Kaste, zum anderen gegenüber der eigenen Gruppe, die sie durch ihre Lebensweise verraten. Es kommt zu einer Schranke zwischen ober- und unterkastigen Lebensformen. So haben Sowjetführer zwar manchmal proletarische Formen, lassen aber barockartige U-Bahnhallen bauen.

Wie eben durch ein Zitat belegt, hat Orwell mit bester Ironie, doch unter Ausklammerung der Schuldgefühle, in seinem Buch

»*The Animal Farm*« den revolutionären Kastenwechsel dargestellt. Er zeigt, wie die neue Herrenschicht ebenfalls zu isolieren, akkumulieren, tradieren usw. beginnt, bis sich schließlich die neue Schicht nicht mehr von der alten unterscheiden läßt. Das letztere stimmt, wie wir zeigten, natürlich nur sehr approximativ, da die komplizierten Schuldgefühlsverhältnisse anders liegen als bei der Primärherrenschicht und der revolutionäre Stil immer noch, zumindest untergründig, lebendig bleibt.

JENSEITS DER KASTE

Vielen mag beim bisherigen Lesen der vorliegenden Arbeit einiges als zu negativ dargestellt erscheinen. Und es wird mit Recht empfunden, daß es doch auch positive Gefühle, Überlegungen, Imperative gibt. Natürlich haben nie *alle* Angehörigen der Oberkaste die Unterkastigen unten halten wollen. Der einzelne Mensch ist immer mehr als seine Kaste.

Franz von Assisi stammt aus einer Schicht, die man heute als »kapitalistisch« ansehen würde. Die Erklärung, letzterer sei aus antiväterlicher Unterkastenidentifikation zu verstehen, trifft wahrscheinlich etwas Richtiges, doch erklärt sie das Phänomen keineswegs ganz.

Zweifellos hat immer eine mehr oder weniger große Zahl der Feudalherren den Aufstieg ihrer Untergebenen gewollt, haben »Kapitalisten« sehr bald schon Schulen für die Kinder ihrer Arbeiter gebaut und andere höchst soziale Taten gesetzt. Ebenso haben römische Herren schon in vorchristlicher Zeit ihre Sklaven freigelassen und mit ihnen oft echte Freundschaft gehalten. Individuell wurden und werden immer Kastenschranken durchbrochen. Auch war vielleicht Konstantin *nicht nur* ein raffinierter ideologischer Zerbrecher der Dynamik des Christentums, sondern auch ein gläubiger Christ. Man darf nicht vergessen, daß im Kastenkampf, vor allem bei den Rationalisierungen,

vieles unbewußt geschieht und so viel Übles jenseits der Verantwortung liegt. Sicherlich haben auch in Indien Brahmanen die Kasten durchbrochen, Könige ebenso wie Buddha. Es geht uns auch nicht einfach um moralische Anklagen – die mögen dort und da berechtigt sein –, sondern um die Darstellung der vielfältig bestehenden Motivationskomponenten. Die aufgezeigten negativen Momente stellen eben reale Gegebenheiten dar. Es wäre aber ungerecht und unvollständig, würde man isoliert nur jene negativen Komponenten betrachten, während man die echte Kastentranszendierung übersieht. Über alle jene Gegebenheiten hinaus gibt es einen Affekt unmittelbarer Verbundenheit, der bei *jedem* Menschen das Trennende unterlagert und umgreift und den er, um eine Kaste zu verabsolutieren, *verdrängen muß.*

Wenn wir von Schuldgefühlen sprachen, zunächst bei den Ober- und dann bei den Unterkasten, dann zeigt sich schon durch deren Bestand – und man veranschlage dies nicht zu gering – jene verdrängte Natur, welcher die Probleme des anderen und der anderen nicht gleichgültig sind. Die Tatsache, daß sich auch Primär- und Sekundärherren genötigt sehen, ihre negativen Haltungen rational und moralisch zu rechtfertigen, ist ein Zeichen für die Existenz eben dieser Moralität[33].

Der Affekt der Grenzenlosigkeit

Das Gefühl, mit allem und jedem in einer Art mystischer Union zu verschwimmen, ist ein gewisses Faktum. Alle Differenzierung, Unterstreichung, Trennung und Analyse verschwindet darin und erlischt. Dieser Affekt der Grenzenlosigkeit ist keineswegs ein Sonderzustand, der nur ganz selten empfunden wird. Die »Hymnen an die Nacht« des Novalis etwa lassen ihn deutlich erkennen. Er tritt nicht nur regelmäßig bei den Ekstasen auf (»Seid umschlungen, Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt« – Schiller), sondern auch im Zustand vor und knapp nach dem

Schlaf. Das Erlebnis des Schlafes selbst stellt, ähnlich wie Ohnmacht und eine bestimmte Art von narkotischen Zuständen, ein solches ununterscheidendes Versinken im Unbewußten dar. Der Schlaf kennt keine trennenden Schranken.

Das Gefühl unmittelbarer Gemeinsamkeit und Ungehemmtheit kann auch Erlebnisse der Distanz und Unterschiedlichkeit durchwalten. Unter und hinter dem Trennenden gibt es dann das Erlebnis eines gemeinsamen Menschlichen, das die Differenzierung und Trennung unterströmt und relativiert. Die Trennungen werden sekundär und mehr oder weniger unwesentlich in ihrer Bedeutung, je nachdem, wie intensiv die Trennungserlebnisse unterströmt werden. Es ist ein Kennzeichen von »Kontaktschwäche«, wenn diese primäre Allidentifikation eine starke Verdrängung erfahren hat. Umgekehrt ist intensive Kontaktnahme, große Einfühlungsgabe ein Zeichen für die intensivere Wirksamkeit dieser affektiven Basis, obwohl die Einfühlung auch im Dienst egozentrischen Raffinements stehen kann.

Der Grundaffekt, besser vielleicht die Grundstimmung, die alle Einzelakte der Psyche verbindet, kommt in unmittelbarer Herzlichkeit, in selbstverständlicher Freundlichkeit direkt zum Ausdruck. Sie zeigt sich in dem angedeuteten Nicht-wichtig-nehmen grenzensetzender Formen und wird in der Bereitschaft, fremde Gedankengänge ernst zu nehmen und nachzuvollziehen, spürbar und wirksam. Der unmittelbare menschliche Kontakt, ein Eins- und Gemeinsamfühlen mit der Umwelt überhaupt, in einer differenzierteren Form mit den Lebewesen und schließlich speziell mit dem Menschen, unterlagert notwendigerweise die Differenzierungserlebnisse. Dieses der Selbstbeobachtung, der Introspektion durchaus zugängliche Phänomen ist, wie wir schon sagten, in dem psychischen Vorgang wirksam, den wir »Kontakt« nennen. Die vollständige Kontaktlosigkeit ist unmöglich, denn man kann auch bei schweren Geisteskrankheiten Reste von Kontaktnahme feststellen. Natürlich mag das Gefühl der Kon-

taktnahme von den verschiedensten Distanzaffekten überlagert oder verdrängt sein, doch kann dies über die darunterliegende Unmittelbarkeit nicht hinwegtäuschen.
Die Kontaktaffektivität ist differenzierter Natur. Sie reicht vom Erlebnis der verschwommenen All-einheit bis zum personalen Verständnis für fremde Eigenart und das Eingehen auf die individuelle Sonderart des andern, ohne jeden Gruppennarzißmus. Wir wollen versuchen, verschiedene Seiten und Stufen der kastentranszendierenden Affektivität aufzuzeigen. Dabei können und wollen wir keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Die wichtigsten und elementarsten kastenübersteigenden Momente scheinen jedoch erfaßt worden zu sein.

Schlaf, Rausch und Tod

Wenn wir den Affekten der All-einheit nachgehen, dann erkennen wir, daß das Gefühl des Unterschiedenen in jenen Zuständen der menschlichen Psyche aufgehoben wird, in denen eine eindeutige und deutliche Vorherrschaft des Unbewußten gegenüber dem Bewußten gegeben ist. Diese im Erlebnis sehr verwandten seelischen Zustände sind Schlaf, Ohnmacht, Rausch und Tod. Die Verwandtschaft von Schlaf und Ohnmacht ist naheliegend, sie braucht nicht näher erläutert zu werden.
Man kann einwenden, daß die Phänomenologie des Schlafes gerade das Umgekehrte aufweise wie die personale Kontaktnahme, nämlich eine ausgesprochene Kontaktlosigkeit gegenüber den anderen Personen. Dieser Einwand trifft Richtiges, übersieht aber zwei Momente. Erstens geht es um das subjektive Erlebnis. Dieses ist zwar nicht personal-verbindend, jedoch auf einer niedrigeren und doch auch tieferen Stufe universell. Denn das Erlebnis des Schlafes stellt gewissermaßen die Gemeinschaft im Vegetativen her. Es ist ein Erlebnis der Passivität des Ich und des abgeblendeten Bewußtseins.
Wenn man die scholastische, in manichäischer Tradition ste-

hende Abwertung der vitalen Basis des Menschlichen nicht teilt, dann wird man die unbewußte Geistigkeit und Weisheit, die in der Struktur des Vegetativen liegt, bewundern und das Erlebnis der unbewußten All-einheit im Vegetativen nicht zu gering veranschlagen. In den urvitalen Bezirken der Existenz gibt es eine Verbindung, die alles Leben mitumfaßt. Die Basis aller Menschen hat hier einen Zusammenhang, in dem die Abgrenzungen des bewußten Lebens aufgehoben sind. Man spricht nicht umsonst von der »Nacht des Bewußtseins«, insofern nämlich, als das Dunkel der Nacht ebenfalls alle Konturen verschwinden läßt. Die Nacht ist mit einem andern Symbol, dem Nebel, verwandt, doch ist sie ein intensiveres Symbol.

Zweitens gibt es verschiedene Stufen kastentranszendenter Affektivität; Schlaf und Ohnmacht stellen die umfassendsten und fundamentalsten, wenn auch undifferenziertesten Formen der Kastentranszendierung dar.

Wenn Nacht und Nebel ähnliche Symbole sind, legen sie nahe, daß Zustände, die durch den Nebel symbolisiert werden können, Verwandtschaft mit jenen aufweisen, die durch Dunkelheit und Nacht symbolisiert werden. Man spricht davon, jemand sei »vernebelt«, wenn er einen Rausch hat. Und tatsächlich besitzt der Rausch eine verwandte Wirkung wie Schlaf und Ohnmacht. Wenn auch die verschiedenen Narkotika nicht in der gleichen Weise wirken, so weisen sie doch Verwandtschaft auf. Alle Arten von Ekstasen haben in ihrem »Außer-sich-Geraten« einen verwandten Aspekt.

Es ist Tatsache, daß in den weitaus meisten Fällen der Rausch das Gefühl der All-einheit fördert und Schranken abbaut. Daher ist auch das »Bruderschaftstrinken« wohl ein sinnvoller Brauch. Der Rausch verbrüdert und hebt affektive und rationale Distanzen auf. Daher ist es leichter, sich bei einem Glas Wein zu einigen als ohne dieses.

Die Verwandtschaft des Rausches mit dem Schlaf besteht in der Abnahme des Selbststandes und der Affektivität des Ich. Dem

Unbewußten wird ein erhöhter Spielraum eingeräumt. Die verstärkte Affektivität des Unbewußten wirkt auf Kastendistanzen abbauend und vermindernd. Dies ist eine für die Tiefenpsychologie der kastentranszendierenden Zustände sehr wichtige Feststellung. Der Rausch lockert die feststehenden Bezüge und läßt die Abgrenzungen verschwimmen. Die Unterscheidungen, die verschiedenen Ausgangspunkte verlieren an Gewicht: damit aber auch Zentralwerte der Kasten. Zugleich werden meist – wenn der Rausch nicht aggressive Impulse freimacht – auch die Gefühle des Einsseins mit dem andern aktiviert.

Was schließlich den Tod betrifft, so fanden wir zunächst bei verschiedenen Versuchspersonen Hinweise darauf, daß unter Todesdrohung, in unmittelbarer Lebensgefahr, ebenfalls Schranken einen sehr starken Abbau erfahren. So meint 2/407, es gäbe »Momente, wo sich die Menschen verbrüdern – Lebensgefahr«. Die Differenzierungs- und Unterscheidungsmerkmale verlieren an Gewicht, und es kommt zu einer Beschränkung auf die fundamentalsten Lebensbedürfnisse. Dabei haben Kastendistanzen keine Bedeutung mehr und geraten zumindest stark in den Hintergrund. Die gemeinsame, intensive Bedrohung umklammert die Menschen und baut sonst gewichtige Unterschiede ab. Nur in extremen Fällen spielen dann Kastendistanzen noch eine Rolle.

Aber noch in einem viel weitgehenderen Sinn ist der Tod ein verbrüderndes Moment. Es gibt ein bekanntes, etwas sentimentales Bild mit vier Totenköpfen, unter denen dann die Frage steht, welcher wohl der Kaiser, der Bettler usw. sei: Der Tod machte alle ununterscheidbar gleich. Der folgende Vers aus Valentins Lied in Raimunds »*Verschwender*« drückt dies ebenfalls aus:

»Das Schicksal setzt den Hobel an und hobelt alle gleich.«

Nun wird der Tod keineswegs als etwas angesehen, das den Menschen wirklich in Nichts auflöst. Läßt man der Phantasie freien Lauf, so erhält man als aus dem Unbewußten aufstei-

gende Todesvorstellung auch nicht das Bild des christlichen Himmels, sondern vielmehr die eines endlosen Tiefschlafes, einer »ewigen Ruh«. Die Todesvorstellung ist, wie alle Tiefenpsychologen bestätigen, von Schlaf und Ohnmacht her gewonnen. Der Tod wird also als ein Versinken ins Unbewußte angesehen, und gerade damit entsteht wieder die Vorstellung der All-einheit. Somit hat der Tod einen zutiefst gleichmachenden Aspekt[34]. Also ist nicht nur die konkrete Konfrontation mit dem Tod, sondern die Vorstellung des Todes selbst kastenfremd.
Wie oben schon angedeutet, hat auch die Vorstellung des Todeskampfes insofern etwas Kastenfeindliches, als er jeden betrifft, ohne Rücksicht auf seine Kastenzugehörigkeit. Heideggers Hinweis auf das Alleinsein im Tode, auf das Verlassenwerden, ist in diesem Zusammenhang sehr beachtenswert. Der Tod nimmt keine Rücksicht[35]. Wir verstehen die mittelalterlichen Totentänze vielleicht dann von ihrer wesentlichsten Seite, wenn wir sehen, daß der Tod, der zum Kaiser kommt, auch zum Bettler geht, also unerbittlich ist. Diese Rücksichtslosigkeit des Todes, sein Vorgehen »ohne Ansehen der Person«, das heißt, ohne Ansehen der gesellschaftlichen Position, seine Kastenfremdheit macht ihn für die intensiv Benachteiligten sympathisch.
Der Tod hat verschiedene Seiten, doch sind alle kastenfremd. Wir sehen auch, daß ein gemeinsamer Zug vom Schlaf über Ohnmacht und Rausch zum Tod gegeben ist.

Das gemeinsame Mahl

Etwas außerordentlich Verbindendes ist das gemeinsame Mahl, das gemeinsame Essen und Trinken, wobei bestimmten alkoholischen Getränken eine Sonderstellung zukommt. Und es ist nicht nur das schon behandelte Moment des Rausches, das in diesem Zusammenhang bedeutend ist. Auch ist das wirklich Wesentliche und Verbindende nicht nur der gemeinsame *Tisch*, an dem man sich mehr *zusammen-* als *auseinander*setzt, sondern

die gemeinsame Schüssel und die gemeinsame Flasche, aus der man Speise und Trank bekommt.

Würde man sich in besonderer Weise durch eigene Speise und eigenen Trank isolieren (natürlich nicht, wenn es geschieht, weil einer etwa zuckerkrank ist), wie dies durch die jüdischen Speisegesetze geschieht, so reißt man zwischen sich und den anderen einen Abgrund auf. In mancher bäuerlichen Gesellschaft aß man und ißt man auch heute noch aus einer gemeinsamen Schüssel. Gerade beim Essen kommen oft alle möglichen Kastengegensätze als besonders krasse Hemmung zum Ausdruck. Deshalb wurden die Versuchspersonen gebeten, sich auszumalen, wie es wäre, wenn sie mit einem ... Essen gehen würden. Gelingt es, beim Essen eine gute Atmosphäre zu erzeugen, das heißt, wird der Kontakt gerade hier hergestellt, so ist dieser viel tiefer als bei einem bloßen Gespräch. Das Verbindende des Essens zeigen die vielen Sitten der Gastfreundschaft. Das Trinken weist noch tiefere Gemeinsamkeiten auf. Mit den tiefenpsychologischen Aspekten dieses Sachverhalts wollen wir uns erst später beschäftigen.

Die Trinksitten, Bruderschaftstrinken und ähnliches, haben tiefe Gründe. Bei verschiedenen Blutsbruderschaftsriten wurde gegenseitig jeweils das Blut des andern getrunken; in einer bestimmten Weise ist heute der gemeinsame Trunk ein Ersatz dafür: ein gemeinsamer Blutkreislauf soll symbolisch hergestellt werden.

Nicht nur die Gemeinsamkeit des Tisches, der Schüssel und des Kruges, die Andeutung der Blutvermischung, sondern bei den Stimulantia auch noch die schon behandelte gemeinsame Prägung eines Seelenzustands, der sich durch Lockerung der Ich-Prozesse und Aktivierung der Es-Prozesse auszeichnet, fördert den Affekt der Grenzenlosigkeit. Besonders der Wein baut Trennungslinien ab, aber auch das Bier und verschiedene Schnäpse. Den speziellen Stimmungsunterschieden, die den einzelnen Getränken entsprechen, können wir hier nicht nachgehen. Man

erhielte hier aber aufschlußreiche Erkenntnisse über verschiedene Möglichkeiten der Beeinflussung bei Verhandlungen.
Den alkoholischen Getränken ist jedenfalls, wie schon gesagt, gemeinsam, daß sie einen Zustand erhöhter Selbsttätigkeit des Unbewußten und einen Abbau von starren Prinzipien bedingen. So werden selbst orthodoxe Kommunisten weniger orthodox, wenn sie getrunken haben, und pflegen ihr brüderliches Herz zu entdecken.
Ein Professor, der in der Zeit zwischen 1934 und 1938 an der Universität antinationalsozialistische Vorlesungen hielt, wurde oft durch Zwischenrufe unterbrochen. Er lud daraufhin jeweils die größten Schreier zum Tee ein. Er trank mit ihnen und sprach mit ihnen persönlich über die aufgeworfenen Probleme. Obwohl es ihm nur zu einem kleinen Teil gelang, die Leute zu seiner Ansicht zu bekehren, fand sich doch unter diesen zum Teil nach 1938 prominente Stellen bekleidenden Personen keine, die ihm irgendwelche Schwierigkeiten gemacht hätte. Das gemeinsame Essen und Trinken hatte wohl eine Verbundenheit bewirkt, die die Aggression hemmte oder auflöste[36].
Umgekehrt ist natürlich die bewußte Distanzierung beim Essen – gegenüber den Dienstmädchen, die in der Küche essen müssen – etwas stark Kastenbetonendes. Vor allem wird dadurch die Ekelschranke betont. Auch die moralische Abwertung pflegt dadurch sichtbar zu werden: man setzt »sich mit so jemandem nicht an einen Tisch«. Der gemeinsame Tisch hat also etwas intensiv Kommunikatives, das auf seine tieferen Gründe hin noch untersucht werden muß.

Das gemeinsame Werk

Da die gemeinsame, strukturiert-organische Leistung viel erfolgreicher sein kann und ist als die einfache Summe von Einzelleistungen, die nicht aufeinander bezogen werden, bedeutet auch die gemeinsame Leistung ein stark verbindendes Moment.

Das Herausstellen der Gemeinsamkeit einer Leistung intensiviert oder erzeugt ein Bewußtsein des Zusammengehörens. Die gemeinsame Verantwortung für ein Werk ist dabei ebenso verbindend wie der gemeinsame Erfolg oder auch Mißerfolg. Das tief verbindende Moment des gemeinsamen Werkes ist verständlich, denn die Idee umfaßt alle, denen sie gemeinsam ist.

Nun sind die gemeinsamen Leistungen wiederum auf die anderer Menschen bezogen. Die Leistung einer Gruppe vermag wieder auf jene anderer Gruppen bezogen zu sein. So kann mit Recht von der Leistung ganzer Völker gesprochen werden. Durch stufenweise strukturierte Leistungsziele können immer umfassendere Zusammengehörigkeitsgefühle erzeugt werden. Will man eine Gemeinschaft aller Menschen auf der ganzen Erde stiften, so müßte auch eine gemeinsame Aufgabe angezielt werden. Überall, wo gemeinsame Aufgaben übernommen werden und die Gemeinsamkeit auch zum Bewußtsein gebracht wird, entsteht ein Verbundenheitsaffekt, der in einer noch zu untersuchenden Beziehung zur Größe der Aufgabe und Größe der Gruppe steht.

Der Zusammengehörigkeitsaffekt wird also durch eine Leistung, die durch ein strukturelles Ineinandergreifen vieler erreicht wird, stark gefördert. Er ist in besonderer Weise geeignet, trennende Affekte abzubauen und zu durchbrechen. Die Tatsache der gemeinsamen Leistung bei verschiedener Tätigkeit legt natürlich nahe, daß der einzelne nicht nur seinen eigenen Beitrag zum Gesamteffekt, sondern auch den jedes andern achtet und entsprechend einschätzt. Dies führt uns jedoch schon zum nächsten Kapitel.

Akzeptation und Gegenakzeptation

Die bewußte Achtung und Schätzung der fremden Leistung, darüber hinaus aber jede Bejahung einer anderen Person, nennen wir *Akzeptation*. Der Bejahung der fremden Existenz steht der

Wunsch gegenüber, selbst von den andern, von der Gesellschaft bejaht, akzeptiert zu werden. Wir wollen dies Gegenakzeptation nennen.

Die tiefere Anerkennung der Funktion des anderen im Ganzen der Gesellschaft ist ein stark kastenfremdes Moment. Der andere ist sozusagen ein gleichberechtigter Partner, seine Anliegen werden ernst genommen, und man erwartet umgekehrt, auch vom anderen ernst genommen zu werden. Anerkennung der Existenzberechtigung und Anerkennung seiner sinnvollen Mitgliedschaft in der Gesellschaft wünscht jeder Mensch und jede Gruppe, wenigstens uneingestanden. Der Affekt der Grenzenlosigkeit sucht, gerade nachdem die Verbundenheit mit allen anderen gegeben ist, die eigene und fremde positive Rolle im Insgesamt der Gesellschaft. Dort, wo wir über das Absinken und Funktionsloswerden von Gruppen sprachen, deuteten wir die Wichtigkeit des Problems an. Der Arbeitslose, dem die Gesellschaft zunächst gleichsam bescheinigt, er sei unnötig, bildet eine latente Gefahr für diese, einerseits, weil er wenig Geld hat, andererseits, weil er sich ausgestoßen fühlt. Dabei entstehen notwendigerweise Aggressionen gegen die Gesellschaft.

Auch jene Arbeitslosen, die entweder von reichen Verwandten leben oder eine bezahlte aber unnötige Funktion ausüben – wir wollen sie »Nobelarbeitslose« nennen –, sind eine Gefahr, da sie zum Teil, wie die übrigen Arbeitslosen, zu politischem Abenteurertum neigen. Dazu gehören zum Beispiel in Österreich die Heeresoffiziere. Auch Künstler sind, wenn sie nicht anerkannt werden, dazu zu zählen. Sie vermögen zum Beispiel bei Nichtakzeptation durch die Gesellschaft aggressiv zu werden. Die Idee, daß Genies notwendigerweise zunächst verkannt werden müßten und daß man sie daher vernachlässigen dürfte, ist menschlich gesehen gefährliches Unrecht. Auch Rentner und viele Pensionisten sind Funktionslose; sie könnten ein aufmunterndes Wort gut vertragen und dürften den Beistand der Gesellschaft nötig haben.

Es ist politisch wichtig, im Rahmen der Gesellschaft über die Funktion anderer nachzudenken und die Bedeutung dieser Funktion für die Gesellschaft auch zum Ausdruck zu bringen. Schon die Kinder freuen sich, wenn sie sich nützlich machen können und wenn dies anerkannt wird. Da die gemeinsame Basis der Menschen dann am wenigsten verlassen wird, wenn die positive Funktion des einzelnen oder einiger Gruppen wenigstens in ihrer Potentialität anerkannt wird, ist es nötig, deren positive Möglichkeiten für das Ganze zu zeigen und herauszuarbeiten. Gerade dort, wo Funktionslosigkeit droht, ist ein aufmunterndes Gespräch wichtig, und dort, wo auf Grund der Entwicklung der Technik eines Tages notwendigerweise Funktionslosigkeit eintreten muß, hat eine Umstellung vorbereitet zu werden, die eine neue Eingliederung der funktionslos gewordenen Personen ermöglicht.

Dort, wo eine Funktion gegeben ist, kann man diese herausstellen. Von hier aus wäre auch der gesunkenen Arbeitsmoral zu begegnen. Denn Anerkennung der Funktion verpflichtet und erweckt produktive Impulse.

Aber in einem noch tieferen Sinn gibt es Akzeptation und Gegenakzeption. Wer am anderen, Gegenüberstehenden, ein Negativum entdeckt, während er an sich nur das gegenteilige Positivum zu erkennen meint, unterliegt einem fundamentalen Irrtum. Dieser ist das Produkt einer Selbsttäuschung, denn in allen solchen Fällen, wo einer Seite ein bestimmter Wert zuerkannt wird und der anderen der vollkommene Mangel daran, wird *aus einem graduellen Unterschied ein absoluter gemacht.* Denken wir an die Rein-unrein-Dialektik. Auch der Schmutz des Kanalräumers ist bloß ein Grenzwert, denn schmutzig werden doch alle Menschen, nur jeweils mehr oder weniger.

Ähnliches gilt von der Dialektik zwischen Guten und Bösen. Bei der Moralitätsschranke ist es nämlich auch nicht anders als bei allen anderen Schranken. Nimmt man einen echten Wesensunterschied zwischen den Verbrechern und den übrigen Men-

schen an, ist man im Unrecht, denn eine Trennungslinie zwischen den Guten und Gerechten auf der einen Seite, den Bösen und Ungerechten auf der anderen, ist unzutreffend. Wo eine Abwertung in einer solch vereinfachenden Weise vollzogen wird, ist dies nur infolge des geringen Einblicks in die eigenen negativen Möglichkeiten möglich. Hier liegt Pharisäismus vor. Die Voraussetzung dafür ist ein Engelskomplex[37].

Als ein schweizer Autor ein Buch mit dem bezeichnenden Titel »Die Gesellschaft und ihre Verbrecher«[38] schrieb, ging es ihm dabei um das Problem der Integration auch der Verbrecher. Die Sucht vieler Menschen, in der Presse blutrünstige Mordstories zu lesen, um sich nachher über jene bösen Verbrecher moralisch zu entrüsten, spricht von der uneingestandenen Faszination dieser Dinge.

Die kastentranszendente Autorität

Den Autoritäten kommt natürlich auch in der echten Gemeinschaftsbildung eine Schlüsselposition zu. Nur von ihnen vermag die »kastenlose Gesellschaft« ihren Ausgang zu nehmen. So läßt sich die Herren*funktion* zwar nicht abschaffen, wohl aber kann die innere Distanz wegfallen und jegliches »Von-oben-herab«. Wesentlich ist wieder das Grunderlebnis gemeinschaftlicher menschlicher Basis, bei sekundärer Funktionsverschiedenheit. Die Zusammenarbeit für ein gemeinsames Werk erfordert oftmals autoritative Position, so daß sich auch als Mitarbeiter erlebende Personen im Bereich des Funktionellen einer anderen Person unterzuordnen haben. Besonders deutlich wird dies in einem Extrembereich, in dem die Unterordnungsfunktion zeitweise sklavenhafte Züge annimmt.

So selbstverständlich es ist oder sein müßte, daß ein Vorgesetzter normalerweise seine Anordnungen in die Form einer Bitte kleidet, um dadurch die Anerkennung einer freien Persönlichkeit kundzutun, so sehr gibt es doch Grenzfälle der Autorität,

wo die Bitte zu knappstem Befehl wird. Diese Grenzproblematik tritt dort auf, wo sich der Mensch in großen Gefahren bewegt. Während einer Operation nehmen die Anordnungen des Operateurs nolens volens Befehlscharakter an, da keine Zeit und die Situation zu ernst ist; dort wird die Operationsschwester quasi zum Sklaven.

Diese Grenzautorität tritt auch in der Industrie dann auf, wenn es sich etwa um die Montage eines gefährlichen Werkstückes handelt oder auch nur um das Aufstellen eines Gerüstes.

Die militärische Autorität ist insofern eine Grenzautorität, als sie für den Ernstfall sklavenhafte Befehlsausführung trainieren muß. Daher erschien auch in unsern Untersuchungen die militärische Autorität häufig als Inbegriff des Autoritativen. So ist wohl die nach 14 Sekunden erfolgende Assoziation von 2/207 zu »ein Herr« zu verstehen: »Ein Militärherr.«

Die Autoritäten haben, soll ihre innere Grenzenlosigkeit zum Ausdruck kommen, nicht nur offen und freundlich zu sein, sondern eine echte Aufgeschlossenheit zu besitzen. Sie sollten sich nicht vor dem gemeinsamen Essen und Trinken, vor dem Gespräch über eigene und fremde Probleme und schließlich auch über gemeinsame Probleme scheuen. Akzeptation muß ebenso zum Ausdruck kommen wie das Bedürfnis nach Gegenakzeptation (Papst Johannes XXIII. zu Journalisten: »Ich freue mich jedesmal, wenn ich über mich etwas Gutes in der Zeitung lese«).

Wir anerkennen also die Autorität als eine *»funktionelle Autorität«*, jedoch nicht als Autorität an sich!

Gegen das Bild einer solchen kastenfremden Autorität, die besonders geeignet ist, ein Mittelpunkt zu sein und keine Spitze, wird eingewendet, die Unterkasten würden sich einem solchen Durchbruch von oben widersetzen und gar nicht wollen, daß man mit ihnen Gemeinschaft pflegt. Vielfach werde kühl distanzierende Autorität erwartet und gefordert und keine menschliche Unmittelbarkeit.

Hierzu ist zu sagen, daß bei verschiedenen unterkastigen Gruppen ein zum Teil Jahrzehnte bestehendes Mißtrauen nicht von heute auf morgen durchstoßen werden kann. Die Unterkasten erwarten, man wolle sie nur »einfangen«, um sie »hineinzulegen«. Daher muß die Kontaktnahme schrittweise erfolgen, mit Geduld und Ausdauer, am besten zunächst mit einzelnen Personen. Nur eine verkrampfte Kontaktsuche – die weiter oben charakterisierte Anbiederung – wirkt abstoßend. Man darf den Unterkastigen nicht zum Hanswurst machen und ihn etwa allein zu einem Galadiner einladen, dessen Atmosphäre ihm völlig fremd ist.

Weiterhin ist zu sagen, daß es sicherlich genügend *infantile Typen* gibt, die eine quasi göttliche Autorität wünschen: diese sind jedoch keine echte Stütze der führenden Personen, denn sie sind geneigt, alle Entscheidungen nach oben zu schieben. Eine solche Autorität kann keine Zukunft haben. Die Entwicklung verläuft dahin, daß immer differenziertere und qualifiziertere Arbeiter, die also Entscheidungen auf sich nehmen und selbständig denken, gebraucht werden und keine Hilfsarbeiter.

Wir können hier natürlich nur die allgemeinen Grundlagen einer Autorität entwickeln, dagegen ist es unmöglich, auf alle speziellen Autoritätsfragen, wie etwa die des Offiziers, einzugehen. Die kastenfremde Autorität zeigt sich grundsätzlich dem Affekt der Grenzenlosigkeit verpflichtet, den gemeinsamen Anliegen, der Akzeptation und Gegenakzeptation und dem gemeinsamen Werk.

Wesentlich für die kastenfremde Autorität ist außerdem noch ein ganz bestimmtes Charakteristikum: es ist die Bejahung, ja Unterstützung und Erweckung des echten Aufstiegswillens der Unteren. Nicht das Untenhalten sondern das Hinaufziehen ist für sie typisch. Wenn hier ein entsprechender Wille bekundet wird und klar zum Ausdruck kommt, sieht sich der Untergebene eindeutig einer wohlwollenden Autorität gegenüber, die sich

nicht nur seiner gegenwärtigen Existenz, sondern auch seiner Potentialität verpflichtet fühlt. Hier geht es um eine entscheidende Grundhaltung, die von weittragender politischer Bedeutung ist.

Schuldfrage und Schuldbekenntnisse

Zur absoluten Autorität gehört ihre Unfehlbarkeit in allen Fragen, zur relativen Autorität das Irrenkönnen und die manchmal verfehlte Handlung. Falsche Handlungen erzeugen Schuldgefühle, die auch in Gruppen, anderen Gruppen gegenüber, bestehen können. Wir haben schon zu Anfang der Arbeit gezeigt, daß es bei Christen Schuldgefühle gibt, wenn sie sich kastenhaft verhalten. Die Aussage des Bauern 2/212 zu »Arbeiter« ist in einer andern Hinsicht, aber auch im Blick auf die Schuldgefühle illustrativ:

»Der eine Freud hat, diesen Beruf zu erlernen und auch hundertprozentig dann seine Arbeit leistet. Nicht daß einer herumgeht und denkt sich, der Chef sieht mich eh nicht... Das ist heute nur ein ganz *gewöhnlicher* Bruchteil. Die meisten sind doch so, daß sie ein Verantwortungsgefühl haben. Indem jetzt so wenig landwirtschaftliche Arbeiter sind, muß man sie haben, als wenn sie zur Familie gehören, sie haben ja Familienanschluß. Und der, was dann so halbwegs ein rechtschaffener Mensch ist, der halt dann zum Bauern.«

Es ist also »heute ein ganz *gewöhnlicher* Bruchteil« von Arbeitern, die schlecht arbeiten. Naheliegend wäre gewesen, ein »ganz kleiner Bruchteil« zu sagen. Was könnte man sich unter einem »ganz gewöhnlichen Bruchteil« vorstellen? Er wäre wohl kein ganz kleiner und kein ganz großer, sondern ein nur leicht bemerkbarer.
Heute besteht ein tradiertes, früher einmal adäquates Schuldgefühl gegenüber dem Arbeiter. Deshalb traut man sich öffentlich nicht, die mangelnde Arbeitsmoral anzuprangern, die natürlich auch bei Handwerksmeistern, Staatsbeamten und Aka-

demikern zu bemerken ist. Hier wäre wohl einiges an offenen Worten nötig.

Wenn wir anläßlich des Kastenkampfes von der lähmenden Wirkung der Schuldgefühle sprachen, so müssen wir auch noch eine Möglichkeit ihrer richtigen Verarbeitung zeigen. In Wirklichkeit bedeuten nämlich Handlungslähmung und revolutionärer Umsturz keine echte, psychologisch richtige Lösung, da bei den Revolutionären neue Schuldgefühle entstehen, die wiederum realitätsgemäßes Handeln erschweren. Ein Handeln frei von Schuldgefühlen kann viel normaler ablaufen als eines, das durch Schuldgefühle unterminiert ist. Durch das Eingeständnis der Schuld, und zwar jenen Gruppen gegenüber, die durch die Fehlhaltung betroffen wurden, vermögen sie aufgehoben zu werden.

Ein Beispiel aus der neueren Geschichte Österreichs mag dies verdeutlichen: Während eines Katholikentages wurde von offiziellen Vertretern der Kirche erklärt, daß diese im 19. Jahrhundert und zu Beginn des 20. Jahrhunderts den echten und berechtigten Anliegen der Arbeiterschaft nicht genügend Beachtung entgegengebracht hätte und daß man es daher verstehen müsse, wenn ihr die Arbeiterschaft den Rücken kehrte. Dies war ein vor allem an die Adresse der Sozialisten gerichtetes *Schuldbekenntnis*. Die Sozialisten mußten dies verarbeiten.

Der Entwurf zum neuen Parteiprogramm der österreichischen Sozialisten enthielt nun ein bedeutendes *Gegenschuldbekenntnis*. Es wurde nämlich gesagt, die Kirche wäre durch »Ansprüche auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet« mit dem Sozialismus in Konflikt geraten, jedoch sollte nicht verkannt werden, daß sich die »Kirchen durch manche sozialistischen, meist vom Liberalismus übernommenen Anschauungen *angegriffen* fühlten«. Bei dieser Feststellung handelt es sich um ein sehr bedeutendes Faktum, man hält zwar an der Schuld der Kirche fest, gibt aber auch die eigene Schuld zu[39]. Schuld- und Gegenschuldbekenntnis schufen eine *echte* und *entscheidende Brücke*.

Die Gesellschaft gesteht jemandem, der freiwillig und ohne Koketterie erklärt, daß er Fehler machte, grundsätzlich Ehrlichkeit und Anständigkeit zu.

In diesen Bereich gehört der Hinweis, daß die Kirche von heute ein Schuldbekenntnis für die Kirche, die vor 100 Jahren existierte, abzulegen vermag, der neue österreichische oder deutsche Staat für den alten, die Industriellenvereinigung für die Industrie und der Gewerkschaftsbund für die früheren Gewerkschaften. So könnte auch der Chef des Hauses Habsburg für seine Vorfahren sprechen. Wenn jedoch keine kontinuierliche Gruppenrepräsentanz existiert, ist eine Deklaration einer Schuld unmöglich. Das ist die Tragödie etwa der Liquidation der russischen Zarenfamilie. Denn es existiert kein Repräsentant der Zarenfamilie, der die eigenen Fehler bekennen und den Bolschewiken den Abbau ihrer Schuldgefühle erleichtern könnte.

Das Beispiel von Kirche und SPÖ zeigt auch, daß man sich nichts Zentrales vergibt, wenn man Fehler eingesteht, sondern damit im Gegenteil eine echte menschliche Annäherung vollzieht.

Ohne solche offene Schuldbekenntnisse gibt es keine Möglichkeit einer echten Gemeinschaftsbildung. Ist eine Gruppe nicht bereit, begangene Fehler zuzugeben, ist sie genötigt, Sündenböcke zu suchen und andere für ihre Defizienzen verantwortlich zu machen. Das Ende des Kastenkampfes könnte mit auf dem Weg über Schuldbekenntnisse geschehen. Daß hier die oberen Kasten anfangen müssen und nicht die unteren, ist wohl verständlich, da es für den in der stärkeren Machtposition Befindlichen leichter ist, ein solches Bekenntnis zu vollziehen. Den Schuldgefühlen und ihrer Dynamik kommt in der Gesellschaft, wie wir sehen, eine wesentliche Rolle zu. Ihre Beseitigung ist vom kollektiv-psychotherapeutischen Standpunkt von außerordentlicher Bedeutung.

Einem kastenbewußten Aristokraten kann kaum etwas Schlimmeres passieren als die Zumutung, die Gleichheit aller Menschen anzuerkennen. Natürlich haben auch die Theoretiker der französischen Revolution und auch jeder intelligente Kommunist niemals gemeint, alle Menschen seien in dem Sinn gleich, daß jeder eine gleiche körperliche Erscheinung oder ein gleiches seelisches Profil besitze. Mit dieser Gleichheit wurde nichts anderes gemeint, als daß die Menschen in ihrem *Wesen*, im *Wesentlichen* gleich, während die Unterschiede *unwesentlich* seien.

Nun könnte ein christlicher Aristokrat sagen: »Ja, vor *Gott* sind alle Menschen gleich, sonst nicht.« Nimmt man dieses »vor Gott« ernst, dann kann das Gleichsein vor Gott ja auch nichts anderes bedeuten, als daß er die Menschen nach gleichen Prinzipien beurteilt (Das Talentegleichnis Christi). Keineswegs aber kann es bedeuten, für Gott seien in primitiver Weise alle Menschen gleich. Dieses »vor Gott« kann heißen: Alle sind »Kinder Gottes«, es besteht also eine brüderliche Relation, eine Zusammengehörigkeit, die zu gegenseitiger Bejahung verpflichtet, ohne daß die Verschiedenheiten, partielle Über- und Unterlegenheiten geleugnet würden.

Glaubt man an Gott als den Schöpfer der Menschen, so muß man doch gerade von ihm annehmen, daß er die Unterschiede besonders klar sieht. Das oben genannte Zugeständnis ist kein echtes Zugeständnis, denn es vertritt die Ansicht, daß die Gleichheit vor Gott – die ja, wie wir sahen, einen Sinn hat – für das Leben der Gesellschaft belanglos sei.

Wenn dagegen die *Gleichheit* vor *Gott dem Vater* konsequenterweise als *Brüderlichkeit* unter den Menschen anerkannt wird, sind ihre Folgen für die Gesellschaft unabsehbar. Denn wie soll etwa ein Unter-sich-Heiraten aus der Brüderlichkeit abgeleitet werden? Unter diesem Aspekt sind auch die katholischen Ritterorden nicht existenzberechtigt.

Diese »polemischen« Bemerkungen hatten nur den Sinn erkennen zu lassen, daß das Bewußtsein, gemeinsam vor Gott zu stehen, in Verantwortung und Kindschaft, doch wohl eine Haltung nahelegt, die die Trennungslinien transzendiert. Die adäquate brüderliche Haltung erzeugt ein Gemeinschaftsbewußtsein.

Der Einwand, beim Bewußtsein der Brüderlichkeit handle es sich nur um die Bekenner der gleichen Religion, trifft zwar insofern etwas Richtiges, als er die leider häufig gegebenen konkreten Verhaltensweisen richtig erkennt. Aber er trifft insofern nicht die Essenz der Idee einer Gotteskindschaft, als diese eben in der konkreten Gesellschaft nicht entsprechend realisiert wurde. Denn die Gotteskindschaft muß auch dort gesehen werden und tragend sein, wo ein Mensch sich nicht danach verhält, ja diese nicht anerkennt.

Nun soll nicht geleugnet werden, daß auch ein falsches und illusionäres Absolutum eine gemeinschaftsbildende Kraft haben kann. Auch der Nationalsozialismus schuf Gemeinschaftsgeist. Doch schließt ein innerweltliches Absolutum nolens volens immer jene aus, die dieses Absolutum nicht als Zentralwert anerkennen. Die transzendente Haltung jedoch realisiert, nachdem sie alle Menschen, ob bewußt oder unbewußt transzendenzbezogen wahrnimmt, die menschlichen Unterschiede, sieht sie als unwesentlich an, weil sie neben der Transzendenzausrichtung der menschlichen Natur in ein Nichts zusammenschrumpfen.

Selbstverständlich gibt es genügend Fälle, in denen die konkrete Haltung entscheidend vom Sollen abweicht. Obwohl es kaum nötig ist, soll daher doch ein typisches Beispiel gebracht werden: Ein holländischer Feudaler, Malteserritter, besuchte mit einer österreichischen Dame ein Museum. Dort befand sich ein Bild, auf dem sich eine Frau vor ihrer männlichen Dienerschaft auszog. Auf eine verwunderte Bemerkung der Dame erklärte der Herr: »Du ziehst dich ja auch vor deinem Hund aus.«

Ähnlich berichtet 2/107 von einer aristokratischen polnischen Verwandten, Christin, die sich, obwohl sie unter ihresgleichen exzellente Formen aufwies, vor ihrer männlichen Dienerschaft ohne weiteres entblößte, da sie jene nicht als Menschen ansah. In beiden Fällen ist das christliche Verhalten natürlich fragwürdig, hier wurde gar nicht zum Kern christlichen Daseins vorgestoßen. Vielmehr besteht der Verdacht, daß die betreffenden Personen die Religion bejahen, weil sie die unteren Schichten weniger aggressiv macht, also im Zaume hält. Hier kann man an das Wort von Karl Marx über die Religion als »Opium des Volkes« denken. Religion ist diesen Personen nur eine Funktion ihrer Kastenposition, das heißt: weil etwa die Kirche sich bereit zeigt, ihre Privilegien zu achten, sind sie bereit, die Kirche nach außenhin anzuerkennen, obwohl sie von der christlichen Substanz in ihren wesentlichen Forderungen gar nicht erfaßt sind.

Nur der echte Transzendenzbezug, der nicht Mittel zum Zweck ist, vermag Kastenschranken abzubauen. Gerade das Offensein gegenüber der Unendlichkeit Gottes hat ein inneres Sich-öffnen zu den anderen Menschen hin und eine tiefgreifende Transzendierung von Kastenschranken zur Folge, wenn dieses Offensein genügend tief liegende Schichten der Persönlichkeit umfaßt.

TIEFENPSYCHOLOGIE DER TRENNUNGS- UND GEMEINSCHAFTSAFFEKTE

Betrachtet man das oft tief Verbindende des gemeinsamen Mahles, dann erhebt sich die Frage, was tiefenpsychologisch gesehen der Grund dieses Umfassenden ist. Wir müssen den Versuch unternehmen, das uns scheinbar Selbstverständliche in seiner Wurzel zu erhellen.

Die negativen Wertungen in der Gesellschaft sind ebenso wie die positiven keineswegs sofort verständlich. So ist die Abwertung eines Menschen, der Schmutzarbeit verrichtet, sachlich ebensowenig gerechtfertigt wie die Tatsache, daß man eine tiefe Sehnsucht nach einem Titel oder einer Auszeichnung hat. Schon die Tendenz, unter sich zu bleiben, ist in ihrer tieferen Wurzel erklärungsbedürftig, denn es handelt sich dabei um eine inadäquate Reaktion. Deshalb sind zumindest die wesentlichen Feststellungen der Trennungslinien-Problematik und der Kastendynamik verständlich zu machen und auf ihre tiefenpsychologische Wurzel hin zu untersuchen.

Der Mensch kommt nicht mit einer ungeprägten Psyche in die Gesellschaft, seine sozialen Relationen sind von urtümlichen

Affekten, die aus einem speziellen Kindheitsschicksal herrühren, unterlagert. Gerade die Verkastungstendenzen sind, ähnlich wie die kastenfremden Impulse, in jeder Psyche in irgendeiner Form gegeben. Tief in ihr verankerte Gegebenheiten müssen es sein, die zu Kastenbildung und Kastentranszendierung drängen. Wir wollen deshalb die Kastenaffektivität bis zu ihrem ersten Ursprung zu verfolgen trachten. Wir sind der Überzeugung, daß die durch die Tiefenpsychologie aufgezeigten infantilen Konstellationen ein echtes Fundament für die späteren differenzierteren Stufen der Entwicklung darstellen. Denn die Affektkonstellationen der ersten Lebenszeit werden ja in die späteren, viel differenzierteren gesellschaftlichen Konstellationen übertragen.

Jenen, denen es unerträglich ist, das Differenzierte vom Einfachen und Elementaren getragen zu wissen, sei hiermit nahegelegt, die durch die Tiefenpsychologie aufgezeigten Strukturen als *Modellvorstellungen* für höchst komplexe Gebilde zu nehmen. Zumindest als Strukturmodelle leisten die tiefenpsychologischen Vorstellungen viel, obwohl es naheliegt, durch das ständige Dasein des Unbewußten und seiner Formprinzipien mehr in ihnen zu sehen als bloß Modelle.

DIE EINORDNUNG DER ELTERN IN DIE GESELLSCHAFT

Bei der Entfaltung der Person erscheinen die Eltern zunächst als das summum bonum, mit göttlichen Attributen ausgestattet[40]. Bei der näheren Bekanntschaft mit der Struktur der Gesellschaft zeigt sich dem Kind jedoch sehr bald eine andere Einschätzung der Eltern. Die nunmehr einsetzenden Adaptionsprozesse nehmen einen verschiedenen Verlauf. Je oberkastiger der Vater ist, je demonstrativer er von den Angehörigen der Gesellschaft geachtet wird, um so mehr kann das quasi göttliche Bild des Vaters beibehalten werden. Wenn sich jedoch zeigt, daß

die Positiva des Vaters viel geringer sind als man glaubte, ist die Situation wesentlich komplizierter. Gegen den Adaptionsprozeß wehrt sich die fixierte Affektivität, die Folge ist der von der Psychoanalyse so genannte »Familienroman«: das Kind beginnt zu phantasieren, es wäre eigentlich höherer Herkunft und eines Tages würde sich herausstellen, daß seine Eltern nur Pflegeeltern seien. Das Kind hält also an dem Bild der großartigen Eltern fest und wertet die eigenen Eltern ab.

Andererseits legt die Ablösung von einer unterkastigen Autorität eine Identifikation mit einer neuen Autorität nahe, also ein Sich-Abstoßen von den primären Autoritäten. Eine weitere Möglichkeit ist jedoch, gegen die Gesellschaftsordnung, die den Vater geringschätzt, zu opponieren: die Gesellschaftsordnung soll sich ändern, damit die primäre Identifikation Bestand haben kann.

Der Typus, der geneigt ist, sich sekundär zu identifizieren, richtet seine Aggressionen gegen den Vater, der nicht so ist, wie man sich ihn vorstellt. Der Typus jedoch, der sich gegen die Gesellschaftsordnung wendet, richtet seine Aggressionen gegen die Gesellschaft, die seinen Vater nicht genügend achtet. Sich nach unten identifizierende Oberkastige – also Sekundärunterkastige – und sich primär identifizierende Unterkastige bilden dann miteinander die Revolutionäre. Primäre und sekundäre Autoritätsidentifikationen wirken häufig zusammen. Identifikation mit und Aggression gegen den Vater und Identifikation mit und Aggression gegen die Gesellschaft verbinden sich und ergeben miteinander einen wesentlichen Aspekt der Pubertätskrise.

Die Einordnung des eigenen Vaters in die Gesellschaft ist ein Großproblem der menschlichen Entwicklung. Die väterlichen Attribute – zunächst absolute Werte – werden relativiert und die Autorität durch verschiedene Aspekte zerlegt. Aus dem Erlebnis des monistischen Oben wird ein polyhierarchisches Bild verschiedenster Überlegenheiten, bzw. sollte es werden. Die ursprüngliche Absolutheit der Autorität läßt sich adäquat nur

im religiösen Raum wiederfinden. Nur eine welttranszendente Autorität kann wirklich alle jene gewünschten, dem Vater illusionär zugeschriebenen Autoritätsmerkmale besitzen. Die Zuerkennung totaler Autorität für einen Menschen hält den infantil, der anerkennt, und überwertet den, der verabsolutiert wird. Umgekehrt finden wir bei den Menschen mit sehr intensivem Transzendierungsbezug alle Schranken zwischen den Menschen stark entlastet, so daß ihm Kastenspannungen relativ wenig bedeuten.

Die Einordnung der Eltern bedeutet zugleich das Problem der Einlagerung der eigenen Person in die Gesellschaft, wie aus dem eben Gesagten ja hervorgeht. Nur um ein Beispiel zu bringen: Der auf Seite 155 f. erwähnte Fall des jungen Mannes, der mit seiner Dissertation nicht fertig wird, zeigt deutlich: Er identifiziert sich bewußt mit dem Vater, gibt jedoch auf Grund seiner unbewußten Aggression durch Übertreibung der Identifikation (hier Genauigkeit) mit einer Art psychischen Jiu-Jitsu-Taktik der Unterwerfung einen umgekehrten Sinn. Das heißt, er sabotiert seine Doktorarbeit und erreicht damit gegenüber dem Vater, daß er das Ziel nicht erreicht, das der Vater von ihm fordert. Da er seinen Vater intellektuell oberkastig einstuft und selbst gerade nicht oberkastig werden will, tendiert er in die – vom intellektuellen Standpunkt gesehen – Unterkaste hinein. Er identifiziert sich also mit der Unterkaste aus Antipathie gegen den Vater, der für ihn ja die Repräsentanz der Oberkaste ist. Damit wird ein bisher nicht erwähnter Zug bei ihm erklärlich, nämlich seine kommunistischen Tendenzen. Daß er sich vordergründig doch mit dem Vater und damit mit den Oberkasten identifiziert, zeigt die Ambivalenz und damit die Komplexität des Sachverhalts. Abgesehen von den Ambivalenzen haben wir also folgende Möglichkeiten:

Vater oberkastig	Sohn: Identifikation mit Vater
	Identifikation mit den Oberkasten
	Abwehr der Unterkasten

Vater oberkastig		Sohn: Aggression gegen den Vater Identifikation mit den Unterkasten Aggression gegen die Oberkasten
Vater unterkastig		Sohn: Identifikation mit dem Vater Identifikation mit den Unterkasten Aggression gegen die Oberkasten
Vater unterkastig		Sohn: Aggression gegen den Vater Identifikation mit den Oberkasten Aggression gegen die Unterkasten
Vater	oberkastig unterkastig	Sohn sieht Vater kastenfremd und ordnet sich unabhängig vom Vater ein.

Der letzte Fall ist der normale im Idealsinn des Wortes, kommt jedoch konkret höchst selten vor.

Der »Familienroman« entsteht, wenn eine primäre Identifikation mit dem ganz großen Vater – scheinbar oberkastig – besteht, die dann – sobald erkannt wird, daß die Eltern nicht die erwartete Position haben – nicht aufgegeben wird, sondern dazu führt, die Realität illusionär abzuwerten. Die Primärillusion wird gehalten, natürlich mit Aggression gegen den Vater. So erzählte eine Dame, sie habe als Mädchen erwartet, die Eltern würden ihr nach der Matura eröffnen, sie sei eigentlich das Kind eines Grafen. Wir sehen hier die Schwierigkeit der adäquaten Einordnung der Eltern in die Gesellschaft, wie gesagt, *eine Seite der Pubertätskrise, die als solche noch nicht erkannt wurde.*

Daß die konkrete Wirklichkeit natürlich noch viel mehr Dimensionen besitzt, ist klar. Die aufgezeigten Typen sind nur Orientierungsmarken. Schon die Tatsache, daß es eine Reihe von oberkastigen Wertdimensionen gibt, macht dies deutlich.

Während zunächst dem Vater alle oberkastigen Attribute zugeschrieben werden – wir kommen bald darauf zurück –, sieht das heranwachsende Kind bei ihm nicht die Werte vorhanden, die zunächst angenommen wurden. So ist der Vater vielleicht

intellektuell, aber nicht reich usw. Seine Oberposition kann dadurch gehalten werden, daß man den vorhandenen Wert verabsolutiert, die andern Werte, die ihm nur in geringerem Grade zukommen, jedoch abwertet. Damit kommen jene Werte, die der Vater aufweist, zu besonderer Ehre.

Daß die Verhältnisse auch durch andere Situationskomponenten höchst kompliziert werden können, zeigt folgender Fall: Eine Frau hatte vier Töchter. Die vierte war nicht erwünscht, und sie entwickelte gegen diese Tochter heftige Aggressionen. Sie erklärte dem damals fünfjährigen Kind sogar, es wäre gescheiter gewesen, man hätte es »rechtzeitig abgetrieben«. In der Tochter setzte sich nun das Gefühl des Nichtgewolltseins fest. Sie trat allen Menschen mit einer masochistischen Aufforderung nach Zurückstoßen entgegen. Dieser kamen einige Menschen tatsächlich nach, nachdem sie in ihre Rolle ja hineingetrieben wurden (Identifikation mit Wertung der Mutter).

In der Art des Verhaltens vermag ein Aufforderungscharakter zu liegen, der in den Nuancen des affektiven Ausdrucks sichtbar wird. Man denke hier an Kinder, die allen Leuten freundlich entgegenkommen, und an andere, die dies nicht tun. Die freundlichen fordern die Leute gleichsam auf, auch freundlich zu sein, die unfreundlichen legen es nahe, daß man sie auch unfreundlich behandelt. Die im Verhalten zum Ausdruck kommende Verhaltenserwartung treibt andere in eine Rolle hinein, gegen die sie sich nur schwer zur Wehr setzen können. Man denke hier an das in der Literatur und im Film oftmals behandelte Problem, daß auf diese Weise eine Person von ihrer ganzen Umwelt für wahnsinnig gehalten wird, obwohl sie es nicht ist. In allen seinen Äußerungen belauert, kann ein psychisch relativ gesunder Mensch durch ein solches Verhalten seiner Umwelt in schwere, innere Konflikte hineingeraten.

Die oben genannte junge, recht intelligente Frau fühlte sich ständig von der Gesellschaft zurückgestoßen und rang ernstlich mit dem Problem des Selbstmords. Da sie von der Gesellschaft,

deren erster Repräsentant die Mutter war, nicht akzeptiert wurde, erschien ihr das Leben sinnlos, und sie glaubt Grund genug zur Selbstliquidation zu haben. Dieser Extremfall soll nur dazu dienen, die Bedeutung der Akzeptation durch die Primärrepräsentanten der Gesellschaft deutlich werden zu lassen. Hier liegt die primäre *Identifikation* mit der Mutter im Kampf mit einer *Aggression* gegen die Mutter. Weil sich die Tochter primär mit den Intentionen der Mutter identifiziert, hatte sie eine Aggression gegen sich selbst. Weil sie sich jedoch auch gegen die Aggression der Mutter wehrte, hatte sie auch eine gegen die Mutter. Die Aggression führte nun zur Kastenidentifikation gegen die Kaste der Mutter. Die Mutter hatte einen Akademiker ohne abgeschlossenes Studium geheiratet, war aber selbst nach verschiedenen Dimensionen hin unterkastig. Die antimütterlichen Aggressionen führten zur Identifikation mit den Oberkasten. Die um acht Jahre ältere Schwester, die Ärztin geworden war, wurde zum Identifikationsobjekt, das den Weg zur Übertrumpfung der Mutter zeigte. Die Frau wurde ebenfalls Ärztin.
Ist der Kontakt mit dem Vater, der oberkastig ist, positiv, dann ist das Kind natürlich auch eher bereit, die Herkunftswertung anzuerkennen, als jenes, das diesen positiven Kontakt nicht hat. Dieses schätzt dann eher die bürgerliche, persönliche Leistung.

DIE INFANTILEN WURZELN DES KASTENGEISTES DUAL- UND HIERARCHIESTRUKTUREN

Der oben skizzierte »Familienroman« führt uns in besonderem Maß zur Problematik dieses Kapitels. Denn wir können an ihm sehen, daß ursprünglich die elterliche – im patriarchalen System väterliche – Autorität für ein summum bonum gehalten wird. Die väterliche Autorität ist das absolut Überlegene, und zwar in jeder Hinsicht. Erst in der Pubertätskrise tritt normalerweise die tiefgreifende Relativierung ein, doch sind auch schon

vorher entsprechende Ansätze da. Dazu wären noch Untersuchungen anzustellen.

Primär jedoch ist die elterliche Autorität oberkastig par excellence, denn gegenüber dem Kleinkind besitzt der Vater alle Attribute der Oberkastigkeit, während das Kind alle Attribute der Unterkastigkeit auf sich vereinigt, unter anderm etwa die Reinlich-schmutzig-Konstellation.

Welchen Sinn könnte nun die Ekelbesetzung der Schmutzarbeiter haben? Die Verachtung, Geringschätzung der Schmutzarbeiter hat keinen vernünftigen Grund. *Aber die Verachtung des Schmutzes und des schmutzigen Kindes wird auf den Schmutzarbeiter übertragen.* Zugleich gelangt der Verachtende in die elterliche Position. Somit wird die Verachtung des Schmutzarbeiters zwar verständlich, ist jedoch weder vor der Vernunft noch vor der Menschlichkeit gerechtfertigt. Auch dieser selbst fühlt sich der übrigen Gesellschaft gegenüber wie ein schmutziges Kind und hat entsprechende Minderwertigkeitskomplexe, die er nun auf spezifische Weise zu verarbeiten trachtet.

Das Ekelinvestment kann sich von den Arbeitern, den Proletariern auch auf jene ausdehnen, die sich mit diesen Gruppen identifizieren, also auch auf die intellektuellen Kommunisten und die Sowjets. Dies erweist wiederum die Übertragungsmöglichkeit eines Affekts auf die verschiedensten Sekundär- und Tertiärobjekte. Ein Ekelaffekt etwa gegenüber den Sowjets – man kann sich nach Rußland einen eigenen Koch mitnehmen – stellt keinen den politischen Ideenreichtum, den menschlichen Kontakt und konstruktive Maßnahmen fördernden Sachverhalt dar. Im Gegenteil werden die vernünftigen sachlichen Bezüge damit negativ gefärbt, der Verhandlungspartner wird überschätzt oder unterschätzt usw.

Gerade in der Über- oder Unterschätzung zeigt sich die pathologische Wirkung der infantilen Affekte, die eine sachliche Beurteilung und einen echten menschlichen Kontakt stören. Die infantilen Affekte gegen die elterliche Autorität werden auch

auf jene übertragen, die sich in der Herrenposition befinden. Sie sind höchst bedeutsam, wenn die eigene Person selbst in Herrenposition gerät.

Betrachten wir die verschiedenen Schranken und die sie fundierenden Wertungen, so stellen wir fest: Sie lassen sich sämtlich auf die Eltern-Kind-Relation zurückführen.

	Vater	*Kind*
	überlegen	unterlegen
Sakralwertung	sakrosankt	unheilig
Herrschaftswertung	Herr	Knecht
Freiheitswertung	frei	unfrei
Ekelschranke	rein	unrein
Vermögensschranke	besitzend	besitzlos
Herkunftsschranke	immer schon da	erst begonnen
Bildungsschranke	gescheit	dumm
Kraftwertung	kräftig	schwach
Moralitätswertung	gut	böse
Mengenbewertung	wenige	viele
	oben	unten

Wir müssen diese Bewertung natürlich relativ vom Standpunkt des Kindes aus sehen: der Vater ist sakrosankt, das Kind nicht. Der Vater ist der Herr, der anordnet, dem Kind wird befohlen. Der Vater ist scheinbar frei in seinen Entschlüssen, er kann scheinbar alles tun, was er will, das Kind nicht. Der Vater besitzt und darf über den Besitz verfügen, das Kind nicht. Die Eltern sind rein, die Kinder schmutzig.

Einen besonderen Fall stellt die Herkunftswertung dar. Das durch die Tatsache entstandene Ressentiment, daß ein anderer von vornherein bessere Startbedingungen besitzt, unter wesentlich günstigeren Voraussetzungen antrat, finden wir ebenfalls in der Kind-Vater-Relation. Der Vater ist scheinbar a priori groß, während das Kind klein beginnen muß, er ist also auch überlegen, was die Herkunft betrifft. Er ist weiterhin gebildet, er weiß schon alles und jedes, während dem Kind all das abgeht. Der Vater ist stark, das Kind schwach, der Vater »brav« und gut in dem Sinn, daß er sich scheinbar nicht nach Prinzipien

zu richten braucht, während das Kind »brav« sein soll, jedoch ständig Schuldgefühle besitzt, weil es eben nicht »brav« ist.
Was die Schranke der Zahl betrifft, so sind die Eltern auf jeden Fall »Elite«, selbst dann, wenn sie in der Überzahl sind. Bei kinderreichen Familien sind die Kinder in der Mehrzahl, damit fallen Überwertigkeit und geringe Zahl zusammen. Wir dürfen nicht übersehen, daß die Gesellschaftsbilder aus Zeiten stammen, in denen die kinderreiche Familie den Durchschnittstypus bildete. Große Zahl und Infantilität fällt dann ebenso zusammen wie Elite und geringe Zahl.
Wir erkennen, daß das Urschema aller *Dualstrukturen* im Unterschied von Eltern und Kindern begründet liegt, so daß in der Gesellschaft die Tendenz besteht, immer wieder zu solchen Dualstrukturen hinzusteuern.
Dabei zielt die Akkumulationstendenz von Kastenpositiva zur *Herstellung einer absoluten Autorität*, die mit allen Positivitäten ausgestattet ist. Es handelt sich dann, falls man sie für sich selbst anstrebt und die Realitätszensur recht schwach ist, um eine Inflation des Größenwahns. Die totale Kastenüberlegenheit des Vaters soll gewissermaßen wieder realisiert werden. Die infantile Sicherheitstendenz kann aber auch von unten her nach einer absoluten Autorität rufen und sich nach einer in jeder Richtung unfehlbaren Autorität sehnen, nach einer Autorität also, die der väterlichen als Ganzes entspricht.
Beispiele für Dualstrukturen führten wir genügend an. Die Zweierschichtung zeigt sich zum Beispiel in der affektiven Ordnung (im Widerspruch zur rationalen Lebenauffassung) von Sakralität und Profanität, im Gegensatz von Klerikern und Laien.
Hinsichtlich des Vermögens besteht keinerlei ähnliche Institutionalisierung einer Zweierschichtung, höchstens in der marxistischen Unterscheidung von Produktionsmittel-Besitzern und Produktionsmittel-Nichtbesitzern. Wenn der Gebildete mit einem akademischen Grad »oben« ist, dann kommt durch diesen

Grad die Bildungsschranke auch institutionell zum Ausdruck. Die Vermögensschranke ist demgegenüber nicht in diesem Maß institutionalisiert. Die Trennungslinie wird individuell verschieden gezogen. Sie besteht als affektive Realität jedoch ähnlich wie die andern Schichtungen auch.

Mit der Dualstruktur konkurriert die hierarchische Vorstellung. Wie wir sahen, gibt es hier die Vorstellung der Pyramide und die der linearen Überlegenheitsordnung. Die Vorstellung der Pyramide hat mit der linearen Ordnung die Rangreihe gemeinsam – einer über dem andern –, nur verlangt das Pyramidenmodell, daß jedem höheren Typus weniger Personen angehören als dem nächst unteren – eine durchaus illusionäre Vorstellung. Die lineare Rangreihe findet ihre Primitivform in der Reihe der Kinder – »wie die Orgelpfeifen« –, eines größer als das andere. Das hierarchische Pyramidenprinzip geht jedoch wohl auf die Vorstellung ständig an Zahl wachsender Nachkommen zurück. Eltern, Kinder, Kindeskinder stellen, wenn sie, wie es ja in der Zeit, in der das Bild geprägt wurde, der Fall war, sich immer mehr vermehren, eine Pyramide dar.

Die lineare Reihe hat schon eine tierische Vorform. Die berühmten phänomenologischen Beobachtungen von Schjelderup-Ebbe[41] auf dem Hühnerhof sind bekannt. Unter den Hühnern gibt es eine Peckreihe, nach der es einem Huhn gestattet ist, eine Reihe von Hühnern zu pecken, andere nicht. Die »Höherstehenden« pecken die »Tieferstehenden«. Das oberste der Hühner darf alle pecken, das unterste, das »Aschenbrödel«, wird von allen gepeckt und darf kein anderes Huhn pecken. Somit entsteht eine lineare Peckreihe, die verschiedenen naiven Gesellschaftsvorstellungen entspricht. Allerdings wird schon im Hühnerhof eine Mehrdimensionalität der Wertungen angenommen werden müssen, denn die Peckreihe ist oft nicht einfach linear. Wenn A B und B C, und wenn wiederum C D pecken darf, so kommt es vor, daß D wiederum B peckt.

Wir führten anläßlich der Rangzeichen schon die Autonum-

mern, die konkurrierenden »niedrigen« und die »schönen« an, ein Sachverhalt, der durchaus der Hühnerhofmentalität entspricht.

In der konkreten Gesellschaft ist die Überlegenheitsreihe innerhalb der Kinder auch nicht absolut gegeben. Denn in der Bewertung spielt zwar das Alter eine gewichtige Rolle, doch auch das Geschlecht, die tatsächliche Intelligenz usw. Der Altersunterschied hat bei Kleinkindern sehr große Bedeutung, je älter allerdings die Kinder werden, um so weniger gewichtig wird der Unterschied. Nun ist bekannt, daß die Stellung in der Kinderreihe typische Verhaltensweisen in der Gesellschaft zu fundieren vermag. So weiß man, daß das zweite Kind, wenn die Distanz zum ersten nicht zu groß ist, gerne »ich auch« sagt, also das haben will, was das erste Kind besitzt. Diese Position, auf die Gesellschaft übertragen, ergibt eine besondere Ehrgeizhaltung, bei der immer gegen andere, in sozialer oberer Nahdistanz, Eifersucht entwickelt wird. Umgekehrt hat das erste Kind seine durch das zweite bedrohte familiäre Position zu verteidigen. Investiert später das erwachsene Kind seine Affekte in die Gesellschaft, dann verteidigt es sich primär gegen nachdrängende Personen in sozialen Nahdistanzen. Sein Blick ist weniger auf jene ihm nahen oberen Gruppen gerichtet als auf jene ihm nahen unteren Gruppen. Ein also primär konservativer Typ.

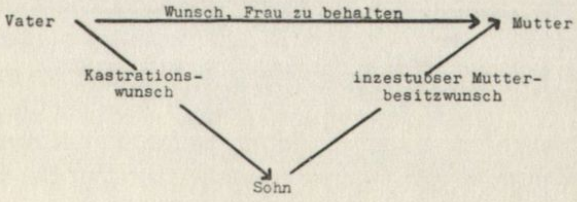
DIE ÖDIPALDYNAMIK IN DER GESELLSCHAFT

Ursprünglich umsorgt und umhegt, wächst das Kind unmündig heran; in einem Wachstumsprozeß, der allerdings notwendig die Forderung nach zunächst selbständiger leiblicher und dann immer mehr geistiger Eigenexistenz beinhaltet. Das Ja-sagen zu dieser Eigenexistenz von seiten der Autorität, ohne daß sie ihr abgerungen wird, ist zugleich ein Ja zum schöpferisch Neuen, Eigenen und doch Anderen. Die Aufgabe der Autorität ist freu-

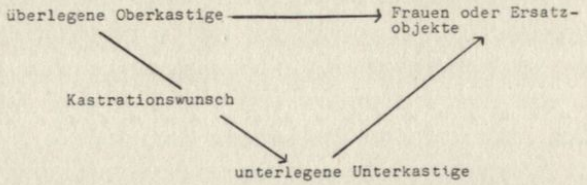
diges Ja-sagen zu dem Neuen, Kommenden, das Ja-sagen zu Selbständigkeit, Mündigkeit, souveräner Existenz.
Dort, wo eine solche Autorität vorliegt, gibt es keine Revolution. Die Bejahung der Aufstiegsdynamik aus Freude über das Schöpferische und Neue, die Anteilnahme am Aufsteigenden und die Stützung des kleinen schmutzigen Kindes sind wichtig für die gute Beziehung vom Untergebenen zur Autorität. Die positiv-negative Dialektik von guter und böser Autorität begleitet den einzelnen Menschen und die einzelnen Menschengruppen im Lauf ihrer gesamten Existenz. Böse ist an einer Autorität das Sichverschließen gegenüber der unteren, kleinen Existenz, gut das Sich-Eröffnen ihren echten Anliegen gegenüber.
Jede Autorität verschließt sich, wenn sie das Kind dumm und infantil halten möchte. Diese Haltung nennen wir nach Gustav H. Graber: *Sohnkomplex*[42]. Der Gegensatz läßt sich also auf die Formel bringen: *Infantilhalten oder Bejahen des Erwachsenwerdens*. Eine Autorität, die das Erwachsenwerden bejaht, sieht die Trennungslinien zwischen Kind und Erwachsenen als eine relative Linie an und arbeitet durch das Heraufholen auf ihr Verschwinden hin. Sobald das Kind erwachsen ist, verschwinden dann die Trennungslinien ganz. Die bisherigen Autoritäten werden zu gleichberechtigten Partnern, die Achtung vor ihnen bleibt. Die Eltern sind liebe, gleichberechtigte Freunde, deren Rat und Erfahrung noch Geltung haben.
Alle fundamentalen Dualstrukturen in der Gesellschaft, die irgendeinen Gegensatz beinhalten, stellen eine Realität dar, deren Überbrückung von oben her – gegen den Sohnkomplex – vollzogen werden muß. Man muß versuchen, von oben nach unten entgegenzukommen, um die Unteren zu sich hinaufzuziehen. Der Sohnkomplex, die Angst, von den Nachdrängenden überrundet zu werden, treibt in jedem Rangvorzug sein Unwesen und erschwert die Bemühungen echter väterlicher Autoritäten. *Diese Fakten gehören zu den zentralen Feststellungen dieser Arbeit.*

Es ist nicht Sache der Intellektuellen, die Nichtintellektuellen dumm zu halten, vielmehr sie zu intellektualisieren, also Bildung im steigenden Maß zu vermitteln. Ebenso ist es Sache der Vermögenden, Sinn für Vermögen und seine adäquate Verwendung nach unten zu tragen, Vermögensbildung zu unterstützen und einer Hebung des Lebensstandards Nachdruck zu verleihen. Man muß nur diese Frage im Zusammenhang sehen. Der Sohnkomplex der Väter entsteht aus der – mehr oder weniger uneingestandenen – Angst, vom Sohn übertrumpft zu werden. Es ist die Angst vor der Potentialität des Kindes, das vielleicht die Möglichkeit in sich trägt, sich überlegen zu erweisen. Bei schwacher Potenz des Vaters ist es naheliegend, daß er die Potentialität des Kindes fürchtet.

In diesem Fall kann man in einem übertragenen Sinn von einem Kastrationswunsch der impotenten Autoritäten sprechen, die die Aufstiegspotentialität der Unteren fürchten und daher deren produktive Entwicklungsfähigkeit abzuschneiden trachten. Daß sich diese Kastrationswünsche nicht nur unbewußt gegen die schöpferisch-geistige Kraft richten, sondern auch eine Realität im wörtlichen Sinn haben, werden wir später bei der Behandlung der Ideologien besonders klar zeigen können. Dies ist auch verständlich, wenn wir uns vor Augen führen, daß die sexuelle Potenz beim Vater geringer wird, die der Söhne jedoch zunimmt. Die Angst, der Frau gegenüber ins Hintertreffen zu geraten, führt zu den Kastrationswünschen nach unten, um den inzestuösen Tendenzen der Söhne zuvorzukommen. Das seit Freud bekannte, von ihm jedoch einseitig gegen das Kind gesehene Ödipaldreieck ist folgendermaßen strukturiert:



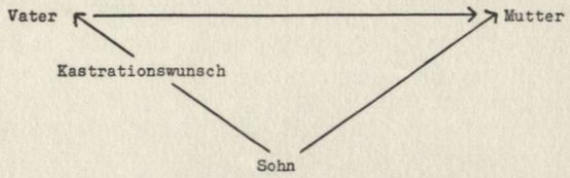
In die Gesellschaft investiert sieht das von der Autoritätsposition her konstruierte Ödipaldreieck folgendermaßen aus:



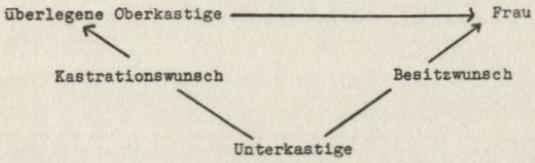
Noch extremer gesehen, wird der Kastrationswunsch zum Todeswunsch. Der Oberpositionelle hat, statt den Aufstieg der unteren Schichten zu wünschen, Angst, vom Unterlegenen, der jedoch die erhöhte Entwicklungspotentialität besitzt, überrundet zu werden. Er hat aber auch auf Grund eines Sohnkomplexinvestments Angst, die Frau bzw. die Ersatzobjekte an den Jüngeren und Potenteren zu verlieren. Mit Investment meinen wir das Hereintragen infantiler Konfliktsituationen in meist wesentlich kompliziertere gesellschaftliche Beziehungen. Die Sublimation der Kastrationswünsche stellen nun die verschiedenen Entwicklungsbremsen dar. Wir können diese Haltung unfreundlich die Kastrationswünsche der Impotenten nennen. Sie spielen in diversen Prüfungssadismen eine entscheidende Rolle. Es gibt positive Pädagogen, die den Aufstieg, die Entwicklung ihrer Schüler wollen, bejahen, und jene, die sie uneingestandenermaßen verneinen und immer wieder ihre eigene Überlegenheit demonstrativ vorführen.

Betrachten wir nun die Problematik umgekehrt, vom Sohn aus. Von diesem, meist jedoch reaktiv in der Aggression, entsteht als Antwort auf den Sohnkomplex der Väter ein Vaterkomplex. Der Vater ist im Besitz der Mutter, auf deren Besitz sich nun das kindliche Streben richtet. Dieser inzestuöse Mutterbesitzwunsch sucht sein Ziel jedoch über eine Identifikation mit dem Vater, das heißt, so wie der Vater will der Sohn die Mutter besitzen[43]. Der böse Vater, der die Mutter besitzt, soll entfernt – Todeswunsch – oder wenigstens kastriert werden. Der Ödipal-

sadismus richtet sich gegen den Vater, dabei geht es um den alleinigen Besitz der Mutter:



In die Gesellschaft übertragen, wird dieser Vaterkomplex beim Kampf um die Frau oder um Ersatzobjekte aktiviert:



Da die Mutter ursprünglich als Inbegriff des Weiblichen erlebt wird, sieht es so aus, als ob der Vater die Frau als solche besitzen würde und der Sohn nichts.

Tatsächlich glauben, auf Grund dieser infantilen Annahme, Oberkastige häufig das Recht auf mehrere Frauen zu besitzen. Sie haben oft eine oberkastige Frau und daneben mehrere unterkastige. Während sie dem Unterkastigen nur das Recht auf »zusätzlichen« Besitz der unterkastigen Frau zugestehen, haben sie das ausschließliche Recht auf die oberkastige und das mit dem Unterkastigen geteilte auf die unterkastige Frau. De facto hat im allgemeinen der jeweils Oberkastige größere Chancen bei den Frauen, ähnlich wie die Mutter primär den Vater als Mann für voll nimmt.

Nun ist auch der Besitz einer *schönen* Frau eine Auszeichnung. So wechselten viele NS-Größen, nachdem sie an die Macht gekommen waren, ihre Frauen gegen Mannequins aus.

Kehren wir zu den Unterkastigen zurück: um der Frau willen richten sich ihre Aggressionen gegen die oberen Schichten, die sich, wenn es sich um Vermögende handelt, mehrere Frauen »leisten können« und besser in der Lage sind, sie zu »befriedigen« (2/507), ganz abgesehen von der körperlichen Kraft. Wir zitierten schon den Ausspruch von 1/302:

»Stalin, einer der größten Diktatoren, er hatte sechs Frauen.«

Die Tendenz der Frau zu den Oberkasten hin erweckt große Ressentiments, besonders deshalb, weil auch die Oberkasten in einer Konkurrenzsituation ihre Oberposition entsprechend einsetzen. So wird die Ödipaldynamik aktiviert. Es kommt zu sadistischen Affekten von seiten der Unterkastigen und sadistischen Abwehrreaktionen von seiten der Oberkastigen.
Da wir später eine Reihe von Beispielen mit Ödipalinvestments und Frauenkampfmotiven bringen werden, wollen wir uns hier mit einem einzigen begnügen, und zwar einem aus der neueren mitteleuropäischen Politik. In einem Dorf, das praktisch seit Existenz des allgemeinen Wahlrechts zum weitaus größten Teil christlich wählte, entschied sich plötzlich bei einer Wahl der Großteil der traditionellen Bauernschaft für die Linkspartei. Entsprechende Untersuchungen ergaben, daß der konservative Bürgermeistersohn ein Verhältnis mit einem armen Mädchen begonnen hatte und dieses, als es von ihm ein Kind erwartete, nicht heiratete. Alle sonst politisch bedeutungsvollen Momente spielten für einen Großteil der Bevölkerung plötzlich keine Rolle mehr. Kein Wirtschaftskurs interessierte, auch nicht die christliche Tradition einer Partei, die natürlich gerade in diesem Punkt, wo sich einer ihrer Vertreter als unchristlich erwies, keine Rolle spielen konnte. Mit der Linkswahl wurde der Bürgermeistersohn quasi »kastriert«, seiner Macht und somit seiner Potenz beraubt.
Der Einsatz von Propagandamethoden mit ödipalen Grundakzenten ist sehr gefährlich, weil sie Impulse wecken wie Kastra-

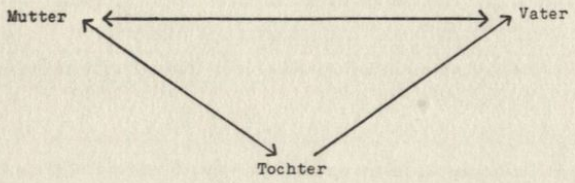
tions- und Vergeltungswünsche, die außerordentlich verrohend auf die politischen Sitten wirken.

Der Potenzkampf, der beim Sieg der Revolution in der Vergewaltigung der Frauen gipfelt und in der Kastration des Vaters oder – in der Gegenrevolution – des Sohnes (der sadistische Kern des Sohnkomplexes), wird oft mit den grausamsten Mitteln geführt. Im Sohnkomplex fürchtet der Vater die Potentialität des Sohnes und will sie rechtzeitig verringern. Er erfindet auch entsprechende Theorien über die konstitutionelle, immerwährende Impotenz des Sohnes.

Im ursprünglich hethitisch-churritischen Mythos – er wurde von den Griechen übernommen – von Uranos, Chronos und Zeus zeigen sich interessante Aspekte der Revolutionsdynamik. Wir müssen bei ihm vor allem die in der ödipalen Konstellation entstehenden Schuldgefühle beachten: Uranos hat auf Grund eines Sohnkomplexes seine Söhne, die Titanen, unterdrückt. Einer seiner Söhne, Chronos, kastriert den Vater mit einer diamantenen Sichel und tötet ihn schließlich.

Chronos hat nach der Tat Schuldgefühle und Angst, in seinen Söhnen könnten dem Vater Rächer erstehen, die Söhne könnten mit ihm das gleiche tun, was er mit seinem Vater getan hat. Daher verschlingt er jedes Kind, das er gezeugt und seine Frau geboren hatte, und gewinnt damit seine Frau zum Feind. Diese gibt ihm anstelle des letzten Kindes einen in Windeln gewickelten Stein zum Schlucken. Chronos verfällt dieser Täuschung. Diese Fehlleistung wäre aus seinem Strafbedürfnis zu erklären, das aus seinem Unbewußten – mit der Frau übereinstimmend – arrangierend eingreift. Zeus, herangewachsen, stürzt den Vater, tötet ihn jedoch nicht und kastriert ihn auch nicht, läßt ihn aber alle Kinder wieder ausspeien. Zeus gibt Chronos sogar – quasi als Ausgedinge – die Insel der Seligen als Herrschaftsgebiet. Da Zeus aufhört zu töten, durchbricht er den Zirkel von Schuld und sadistischer Aggression und schafft die Grundlage zu einer – sadismusfreien – Herrschaft[44]. Wir erkennen hier

die tiefenpsychologische Fundierung der Revolutionsdynamik. Daß auch eine Rivalität zwischen Mutter und Tochter im Blick auf den Vater besteht, ist bekannt. Sie veranlaßt viele Mütter, darauf zu drängen, daß die Tochter »unter die Haube« kommt. Das Dreieck lagert folgendermaßen:



Die Folge wäre der Sterilitäts- und Todeswunsch und entsprechende Sublimationsformen, wie der Wunsch, daß die andere nicht genug anziehend sei. In die Gesellschaft investiert, zeigen sich Mutter- und Tochterkomplexe im Kampf um den Mann; dabei meint die oberkastige Frau das alleinige Recht auf Faszinationskraft im Blick auf den oberkastigen Mann zu haben. Zumindest darf sie allein ihn heiraten. Umgekehrt schmeichelt die Huldigung unterkastiger Männer, doch wird sie großartig übersehen.

Die unterkastige Frau hingegen genießt einen Triumph besonderer Art, wenn es ihr gelingt, einen oberkastigen Mann zu »erobern«. Sie ist stärker als die Mutter. Von den oberkastigen Frauen wird sie jedoch als »unverschämte Person« angesehen. Dieser Tatbestand veranlaßt uns, nochmals zu den Männern zurückzukehren: wenn es einem unterkastigen Mann gelingt, eine oberkastige Frau zu erobern, ja sie einem Oberkastigen wegzunehmen, so gilt dies als besondere Heldentat (»Lady Chatterly und ihre Liebhaber«)[45].

Nachdem wir die Dreieckssituation Eltern – Kind in ihrer Bedeutung für Sozialinvestments dargelegt haben, ist es nötig, die fundierenden Erlebniskonstellationen noch um eine Stufe weiter zurückzuverfolgen. Denn dem Drama zwischen Kind und Autorität kann man noch weiter in die Kindheit nachgehen.

In einer bestimmten Phase der Entwicklung wird die Reinlichkeit besonders akzentuiert. Würde das Kind nicht zur Reinlichkeit dressiert und zu einer Ablehnung seiner Exkremente gezwungen, würde es ohne weiteres damit spielen, herumschmieren, ja sie sogar in den Mund nehmen. Denn es besteht eine narzißtische Identifikation mit den Produkten des eigenen Leibes – Speichel, Urin und Kot, bei der Frau auch mit der Milch. Verwandt damit ist die Identifikation mit dem eigenen Kind, das ja auch ein Produkt des eigenen Leibes ist. Das Kind ist gleichsam ein Stück des Ich. Dadurch werden alle Tradierungswünsche verständlich.

Den narzißtischen Tendenzen tritt jedoch die autoritative Umwelt entgegen. Die Reinlichkeitsdressur bekämpft die narzißtische Identifikation mit den Ausscheidungen des eigenen Leibes, und das Kind ist genötigt, sich nolens volens zu beugen. Es kann sich aus Liebe zu den Eltern der Reinlichkeitsdressur unterwerfen, aber es kann sich auch andrerseits trotzig widersetzen. Die liebevolle, verständnisvolle Autorität wird zwar auch die Reinlichkeit als einen Wert hinstellen, doch gewissermaßen als einen relativen Wert, so daß die Durchbrechung der Reinlichkeitsschranke keine Katastrophe darstellt. Wenn sich das Kind aus Liebe zu den Eltern der Reinlichkeitsdressur unterzieht, vermag sogar die Tendenz zum Schmutz bewußt zu bleiben, ohne daß man sich ihr überläßt. Die Ekelschranke, die so zwischen den Produkten des eigenen Leibes und der Person aufgerichtet wird, wird in diesem Fall keine aggressive Unbedingtheit erhalten.

Im Falle aber große Gewalt bei ihrer Entstehung mitwirkt und die Übertretung des Reinlichkeitsgebots als ein kolossaler Fehler hingestellt wird, pflegen reaktiv Trotz und Eigensinn zu entstehen. Gegenüber der Autorität entsteht Zurückhaltung und Reserve. Das Kind läßt nichts aus sich heraus, hat die Tendenz, den Stuhl bei sich zu behalten. Eigensinn verbindet sich mit Zurückhaltung. Der reaktive Trotz wird einerseits durch die Autorität, andererseits durch die organischen Notwendigkeiten gebrochen. Die Gebote der Eltern werden introjiziert, und das eigene Über-ich wird ebenso starr wie das der Eltern sein. Die Person geht dann auch sadistisch gegen sich selbst vor. Die Reinlichkeits- und Ordnungstendenzen (Disziplin) werden überkompensiert und überspitzt und mit großer Angst aufrechterhalten. Die eigenen Identifikationen mit dem Schmutz werden innerlich verfolgt, ähnlich wie die äußeren.

Als Kompromißbildung zwischen Trotz nach oben und gleichzeitiger Hereinnahme der autoritativen Forderungen ist jene zwangsneurotische Eigenschaftsgruppe zu verstehen, wie sie Freud aufzeigte: akzentuierte Reinlichkeit, Genauigkeit, Gründlichkeit (Identifikation mit den autoritativen Forderungen), Eigensinn, Aggression, Sparsamkeit (Trotzhaltung gegen die Autorität), schließlich Darmstörungen (als somatische Folge der verzögerten Ausscheidung)[46].

In dem Seite 155 zitierten Fall wollte der zwangsneurotische Student den Vater mit der zu genauen – und damit endlosen – Leistung schikanieren. Die Leistung wurde ihm vom Vater abgefordert und erregte seine analsadistischen Aggressionen, die er nun entsprechend seinem introjizierten Vaterbild rationalisierte. Durch seine Leistungsverweigerung quälte er den Vater, er schützte übergroße Genauigkeit als Grund vor. Die Genauigkeit diente der antiväterlichen Aggression als Realisierung und Entschuldigung zugleich.

Die Dialektik zwischen den beiden sich gegenüberstehenden Instanzen, zwischen Autorität und Kind, ist wie folgt gelagert:

Autorität oben	rein, reich, fordernd, befehlend
Kind unten	unrein, arm, Forderungen unterworfen, gehorsam

Diese Gegenüberstellung sagt nur formal etwas über die Ausgangslage der dialektischen Auseinandersetzung aus.
Nehmen wir den negativen Fall der harten, intensiv Disziplin fordernden Autorität, dann entwickelt sich folgende Konstellation: Die Autorität fordert Reinheit, fordert die Herausgabe der Fäkalien, fordert Disziplin, Genauigkeit in der Beobachtung und Ausführung der Befehle. Sie erzwingt die Realisierung dieser Forderungen. Gleichzeitig bilden sich Trotz, Eigensinn, revolutionäre Tendenz, die mehr oder weniger verdrängt sein können. Die revolutionäre Tendenz verweigert die Herausgabe der Fäkalien und zeigt demonstrativ Schmutz. Wenn wir die revolutionäre Seite betrachten, so finden wir folgende Symptomgruppe (Syndrom): Schmutz, Reserve gegenüber der Autorität bis hin zu massiver Aggression (Analsadismus), Verweigerung der Erfüllung autoritativer Forderungen und Disziplinlosigkeit.
Aber diese revolutionäre, antiautoritative Seite existiert praktisch nie allein, sondern geht vielmehr mit der autoritativen Identifikation einher: Reinheit, Disziplin, Genauigkeit, Gründlichkeit, Erfüllung autoritativer Forderungen (Hergabe der Fäkalien), Bejahung der Autorität.
Dieses Syndrom über- oder unterlagert die vorher angegebene Schicht. Die beiden Schichten gehen miteinander die verschiedensten Legierungen ein. So gibt es den radikalen Konservativen, der sich mit der reinen Autorität identifiziert, seinen Sadismus gegen die Kleinen, Schmutzigen richtet, sie zu kujonieren trachtet, enorme Disziplin und Unterwerfung verlangt, Leistung

und Opfer. Diese bewußt sich mit der Autorität identifizierenden Typen (Faschisten) stehen psychologisch den radikalen Revolutionären sehr nahe, so daß ein psychologisches Kippen von einer Seite auf die andere leicht möglich ist (Mussolini, Malraux). Beim rabiaten Konservativen werden die antiautoritativen Aggressionen zum Teil gegen die eigene Person gewendet (asketische Disziplin), zugleich nach außen gegen die Disziplinlosen.

Die Identifikation mit dem Aggressor kann jedoch auch so vor sich gehen, daß man zwar auch die Herrschaft will, jedoch für die Unterdrückten: die Schmutzigen, Kleinen sollen herrschen. Es kommt dann zur Ausbildung ganz analoger Eigenschaften wie bei den radikalen Konservativen, nur besitzen die Aggressionen eine andere Richtung. Der Typ ist »rein« im sublimierten Sinn und erklärt die Oberen als schmutzig. Er ist diszipliniert, demonstrativ schmutzig im primitiven Sinn, jedoch puritanisch-asketisch, aggressiv gegenüber den alten Autoritäten sowie gegenüber jenen, die nicht wie er selbst aggressiv gegenüber den alten Autoritäten sind. In ihm rächt sich gewissermaßen das schmutzige Kind für seine schmutzige Position, haßt die Reinen und denunziert sie als schmutzig.

Bleibt beim radikalen Konservativen die revolutionäre Aggression unbewußt und erfährt sie eine Wendung im Sinn der alten Autorität, so ist sie beim Trotzig-Aggressiven gegen die Autorität Vorgehenden bewußt, die Identifikation mit der Autorität iedoch unbewußt.

radikale Konservative Identifikation mit der Autorität	bewußt	*radikale Revolutionäre* Aggression gegen die Autorität
Aggression gegen die Autorität	unbewußt	Identifikation mit der Autorität

Bei Wendung der »Drehbühne« wird der radikale Konservative radikaler Revolutionär und umgekehrt.

In dem Dargelegten kam es darauf an zu zeigen, daß die Dialektik zwischen schmutzig-ausgebeutet (anale Abforderung) und rein-ausbeutend eine intensiv infantile Basis besitzt und daß diese Affekte in spätere gesellschaftliche Bezüge investiert werden können.

Einen sehr interessanten Fall stellt der sozialistische Malermeister 2/319 dar, der eigentlich ein Kapitalist im marxistischen Sinn ist, denn er akkumuliert Kapital und besitzt die Produktionsmittel, um demonstrieren zu können, daß er oberkastig ist. Um möglichst viel Kapital anhäufen zu können, lebt er bescheiden, kauft aber Häuser auf. Er hat es sehr schwer, mit seinen Affekten nach oben zurechtzukommen. Dies gilt vor allem gegenüber Tätigkeiten, die in irgendeiner Form leitend sind, weil er sich selbst als Gewerbetreibender in leitender Stellung fühlt. Diese leitenden Funktionen sind mit Oberkastigkeit verbunden, er muß sie auf heftigste abwerten und gerät so affektiv in eine Zwickmühle, die sich z. B. bei den Produktionen zum Stichwort »Generaldirektor« prompt äußert:

»... wenn der Arbeiter fünf Minuten länger am Klo bleibt, san scho Sicherheitsmaßnahmen da, da leucht' a Licht auf, so wie richtige Sklaven ...« (Und die Arbeiter werden zu ihm sagen) »Er ist ein Hundeschwein.«

Andrerseits erwähnt er, daß es auch angenehme Generaldirektoren gäbe, jedoch:

»*Gefühlsmäßig* wird's schon mehr Schweine (!) geben.«

Auf die rein-schmutzig Problematik weist hier das »Klo« hin und danach wohl der Ausdruck »Hundeschwein« für Generaldirektor. Seine maßlosen Aggressionen gegen die Oberkastigen sind an Derbheit und Ungezügeltheit kaum noch zu überbieten. Er hielt sich im Rahmen der Untersuchung noch relativ zurück, aber im anschließenden Gespräch zeigte sich, daß er vor Tätlichkeiten nur aus Angst vor den Folgen und aus intellektueller

Beherrschung zurückschreckt. So erzählte er die Geschichte von einer Frau, die ihm den Auftrag erteilt hatte, ihre Wohnung auszumalen. Sie war dann jedoch mit der Arbeit nicht zufrieden und ließ ihn offenbar ihre sozial überlegene Position spüren. Wie er selbst berichtete, war seine Reaktion die, daß er sie anbrüllte, sie sei nicht um so viel besser als er »Dreck unter einem Fingernagel« habe. Er haßt die Oberkastigen tief und grimmig, sie sind »Hundeschweine« und so wie sein »Dreck unter dem Fingernagel«. Sie lassen den Arbeiter nicht einmal auf dem Abort in Ruhe. Andererseits sucht der Malermeister selbst oberkastig zu sein, indem er »einen Haufen Geld« sammelt. Wir erkennen die Kombination von Aggression und Identifikation hier besonders gut.

Die Beziehung der Vermögensproblematik zur Analität zeigte einmal eine interessante Karikatur in einer Wiener Zeitung, die sich mit den Wünschen der einzelnen Ressortminister befaßte. Die Wünsche des Finanzministers wurden in Anknüpfung an das Märchen vom »Esel streck dich!« so dargestellt, daß der Finanzminister vor einem aufgebreiteten Tuch auf die Produkte des Esels wartet. Die Identifikation von Geld und Kot wurde hier ganz deutlich:





Der Einwand, es handle sich dabei um einen Witz, ist, wie wir schon zeigten, tiefenpsychologisch nicht stichhaltig, sondern dient gerade als Bestätigung. Er wurde schon von Sigmund Freud in seinem Buch »*Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*« eindeutig geklärt. Im Witz vollzieht sich nämlich ein Bewußtwerden einer unbewußten Tendenz unter ästhetisch-formaler Rückendeckung.

Daß Besitz in jeder Form *oral-anale* Akzente aufweist, zeigt auch eine andere interessante Karikatur: »Es geht um die Wurst« (siehe oben):

Diesmal knüpft die Karikatur an eine Redewendung an. Die Wurst hat einerseits orale Akzente, ihrer Form nach jedoch auch anale und genitale. Die Tatsache, daß bei den Würsten Därme als Haut verwendet werden, ist hierbei ein wertvoller Hinweis. Der Wahlsieg wird nun durch eine Wurst symbolisiert. Dieser

Wahlsieg bedeutet den Besitz der Macht, und – man sollte dies nicht vergessen – für die Politiker auch noch sehr konkreten Besitz (anal). Das oral-anale Symbol ist also sehr treffend. Der männlich genitale Aspekt der Wurst hat als Penissymbol zudem noch die Bedeutung von Potenz, also Macht; auf diese Weise wird die Wurst zum Symbol der Macht.

DIE ORALDYNAMIK IN DER GESELLSCHAFT

Während in der analen Phase das Kind jene Seite darstellt, von der gefordert wird, und vom Gesichtspunkt des Kindes aus den gebenden Teil, ist in der noch tieferen Schicht, der oralen Phase, die Relation umgekehrt. Denn in der Stillperiode (orale Phase) ist das gewaltig übermächtige Du (wir wollen nicht mehr sagen: »Autorität«) der ausschließlich gebende Teil, wobei das Kind, allerdings hungrig, einfach begehrt, was ihm zusteht. Das Genießen des Empfangens und die ekstatische Sättigung nennt die Psychoanalyse Oralerotik. Die Oralerotik fundiert spätere genitalzentrierte Sexualität, das Begehren der Mutter in einem differenzierteren Sinn. Das gierige, beißende Saugen, das besonders aggressiv wird, wenn zu wenig Milch da ist, nennen wir Oralsadismus. Es begründet das gierig-aggressive Habenwollen, Habsucht also und Raffgier. Ein überdeterminiertes, aggressives Habenwollen und Fordern von einer Autorität, der man vorwirft, daß sie zu wenig gibt, hat oralsadistische Fundierung.
Andererseits hat, wie wir oben andeuteten, das orale »Gestilltwerden« etwas ekstatisch Beglückendes, wenn eine echte Sättigung eintritt. Die Oralität besitzt etwas tief Einigendes mit der Mutter. Von daher verstehen wir die vereinigende, verbrüdernde Wirkung der Tischgemeinschaft. Denn alles Essen und noch mehr Trinken setzt unbewußt eine gemeinsame Mutter voraus. Man erhält gewissermaßen etwas von der gemeinsamen Mutter und verbrüdert sich dadurch wiederum mit dem andern. Beim

entsprechend gute Führer eines *oraltraumatisierten Kollektivs* erweisen. Insofern sich aber die gleichen Typen auch gern unternehmerisch betätigen und »kapitalistisch« raffen, finden wir sie oft auf beiden Seiten.

Die Raffgier kann sich jedoch auch auf nichtfinanziellem Gebiet zeigen, so, wenn jemand nicht nur zwei, sondern gleich drei oder vier Doktortitel errafft, eine Reihe von Orden zu erlangen trachtet und andere Kastenpositiva sein eigen zu nennen wünscht. Die gesamten Akkumulationstendenzen sind also oralsadistisch fundiert. Doch kommt in diesen Fällen zur Habtendenz auch noch ein Großseinwollen, die Tendenz, oben zu sein, die aus anderen tiefenpsychologischen Quellen gespeist wird.

Der Oralsadismus braucht sich kollektiv jedoch keineswegs nur gegen die sogenannten Kapitalisten zu richten. Er kann sich genauso gut einem sozialistischen Staat gegenüber bemerkbar machen.

Wir haben in der positiv-oralen Affektivität die Fundierung der Brüderlichkeit durch gemeinsames Essen und Trinken, ja durch gemeinsam Empfangenes überhaupt erkannt. Die gemeinsam Genießenden – Genossen – sind oral verbunden. Nach Wasserzieher ist ein Genosse etymologisch jemand, »der mit andern das Vieh auf der gleichen Weide hat«, – auch hier ein oraler Akzent[48].

Die negative Seite der Oralität ist, wie wir zeigten, der Oralsadismus, das heißt, die Aggression gegen eine zurückhaltende Autorität, die die Kleinen wirklich oder eingebildet (durch Übertragung) hungern läßt bzw. ihnen zu wenig gibt.

Die Mutter kann auf Grund einer analsadistischen Affektivität tatsächlich die Milch psychogen zurückhalten. Die neurotische Form des Nichtstillenkönnens ist bekannt. Daneben kann sie natürlich, wenn sie selbst hungert, zu wenig Milch haben. So wäre der Oralsadismus eine Folge einer analsadistischen Haltung der Mutter, also reaktiv entstanden, oder die Folge der kollektiven Situation der Mutter. Gerade die letzte Schädigung

müssen wir beim sogenannten Proletariat annehmen. Die anal-sadistische Affektivität des sogenannten Kapitalismus führte zu einer hungernden Arbeiterschaft und damit wohl zu erhöhter Oraltraumatisierung der Arbeiterkinder. So führen kollektive Fehlhaltungen zu individuellen Fehlhaltungen; diese aber werden infolge ihrer großen Zahl wieder kollektiv wirksam.

Im analen Trotz ist auch ein Widerstand gegen die Abhängigkeit gegeben. Das Ich der oralen Phase ist jedoch noch völlig triebabhängig, hat keinen Selbststand gegen die Triebe. Diese richten sich auf die Mutterbrust, die weiteren auf die Mutter, und so bilden die oralen Tendenzen und die Mutter eine assoziative Einheit. Mit Mutter, mit Erhalten, Empfangen wird auch der entsprechende Trieb aktiviert. Wie den eigenen Trieben in der oralen Phase, so ist das Kind auch der Mutter ausgeliefert – alles empfangend und nichts gebend.

Als gegensätzliche Zustände stehen in der oralen Phase einander gegenüber:

schenkende, überquellende Autorität, Inbegriff aller (unverdienten) Gnaden	notwendige, ungenügend spendende Autorität, zurückhaltende, nicht genug spendende Muttter
ekstatisch empfangendes, gnadenhaft beglücktes Kind	gierig hungerndes, verkümmertes Kind

In der Psyche bestehen oft beide, positive und negative Autoritätsbilder nebeneinander, eines bewußt, eines unbewußt oder beide bewußt.

Die natürlich gestillten Kinder müssen sich, um gestillt zu sein, anstrengen, die Flaschenkinder weit weniger. Die Arbeitsabforderung ist also bei den natürlich gestillten Kindern größer. Allerdings gibt es hier unter Umständen eine vergebliche Anstrengung, eine Anstrengung ohne rechte Befriedigung, ohne entsprechenden Lohn, eine tiefe Vergeblichkeit. Hier mündet

gemeinsamen Essen und Trinken klingt die oralerotische Selbstvergessenheit an.
Die oralsadistischen Tendenzen bedingen Aggressionen gegen jene Autoritäten, von denen man Substanz zu erhalten hat. Sie bedingt zugleich leicht Aggressionen gegen jene, die gemeinsam von einer Autorität etwas zu bekommen haben.
Nun darf man nicht vergessen, daß in frühkapitalistischen Zeiten de facto Menschen hungerten. Im Kollektiv entstand entsprechend ein orales Trauma, das sich nun in einer überspannten Habtendenz fortsetzt. Das auf Grund einer Unterversorgung entstandene orale Trauma erzeugte eine erhöhte Habtendenz, die tradiert wurde. Ein Beispiel aus der Tierwelt:
Eine bestimmte Vogelart bekommt normalerweise vier Junge. Diese Anzahl kann die Mutter noch gut ernähren. Sie ist aber nicht gut imstande, fünf zu atzen. Kommt nun ein fünftes Junge zur Welt, stirbt es gewöhnlich. In einem tierpsychologisch gut beobachteten Fall wurde es zwar mit aufgezogen, bekam aber zu wenig. Die Folge war, daß dieses fünfte Junge einen schlechten Charakter bekam, es drängte die andern rücksichtslos von den Futterbehältern weg und kannte beim Fressen keine Grenzen. Wir sehen, daß hier Freßgier mit Aggression verbunden ist[47].
Der typische Oralsadist hat immer zu wenig. Da seine Tendenz mehr auf die Quantität der zu erwerbenden Güter ausgerichtet ist als auf die Qualität, zeichnet sich diese Raffgier auch durch Wahllosigkeit aus. Innerhalb der ödipalen Konstellation kommt der Oralsadist in eigenartig akzentuierter Form auch in Konflikt mit dem Vater. Die Aggression richtet sich insofern gegen diesen, als er die Mutter besitzt und nicht hergeben will. Die ödipale Aggression hat somit eine oralsadistische Fundierung. Wird der ödipale väterliche Widerstand überwunden, so fühlt der Oralsadist ein außerordentliches Anwachsen des Selbstbewußtseins.
Nun verstehen wir, daß sich *oraltraumatisierte Personen* als

dann die Anstrengung in Aggression, in den Oralsadismus. Die tiefe affektive Untermauerung der Trennungslinie zwischen jenen, die haben, und jenen, die nicht haben, liegt wohl hier. Daß sich orale Tendenzen auf anale Objekte richten, ist naheliegend, denn die auftauchende anale Problematik hebt die orale nicht auf. Hat Kot die Bedeutung von Geld und richten sich darauf orale Tendenzen, dann werden diese sublimiert zu Geldsucht. Wir werden davon noch zu sprechen haben.

DIE UTERINE PHASE UND DIE GEBURT
LIEBE, NARZISSMUS UND SCHÖPFERISCHE KRAFT

Gerade zu Anfang dieses Kapitels wollen wir nochmals an das erinnern, was wir zu Beginn des speziell tiefenpsychologischen Abschnitts bereits empfahlen: Jene, die nicht bereit sind, die Überzeugung zu teilen, daß die psychischen Akte der erwachsenen Menschen durch infantile fundiert sind, mögen sich im folgenden gerade auf jene Stellen konzentrieren, die, abgesehen von ihrem tiefenpsychologischen Gehalt, auch als reine Modellvorstellung dienen können. Besonders im Blick auf die Bedeutung der Zuständlichkeit der Uterinität und der Geburt zeigen viele Menschen ein besonderes inneres Widerstreben, obwohl es unlogisch ist, die Bedeutung der Kindheit zuzugeben, den Stil der Geburt und das Erlebnis der Uterinität jedoch als bedeutungslos für die künftige Lebensgestaltung anzusehen. Zwischen der Bedeutung von Erlebnissen und der Nähe zum Ursprung des Lebens besteht ein direktes Verhältnis[49]. Aber offenkundig müssen besonders harte Widerstände überwunden werden, um Uterinität und Geburt als höchst bedeutsame und gewichtige Grunderlebnisse des Menschen zu akzeptieren. In einem solchen Fall kann die Modellvorstellung dazu dienen, ein Grundgerüst geistiger Ordnung für hochkomplizierte Sachverhalte abzugeben. Nach dieser besonders wichtigen Vorbemerkung wollen wir uns der Problematik selbst zuwenden:

Die befruchtete Eizelle teilt sich, und diese Teilung wird ständig wiederholt; dadurch verdoppelt sich jeweils die Zahl der Zellen. Das ständige Verdoppeln kommt einem Wuchern gleich. Erst etwa nach zwei Monaten verringert sich das stürmische Wachstum. Die Selbstexpansion des Lebewesens wird gedämpft, kanalisiert, wird von der Quantität mehr auf die Qualität umgestellt. Die Entwicklungsdynamik wird mit Hilfe von Hemmfeldern (Woltereck)[50] gesteuert. Die Quantität der Entwicklung nimmt zugunsten intensiver Formqualitäten ab. Der Größenwachstum ist, gemessen an späteren Stadien, zwar noch bedeutend, wird jedoch nach etwa zwei Monaten geringer. Die Sinnesorgane entwickeln sich, und damit wird die qualitative Expansion intensiv. Besonders Tastsinn und Gehör existierten schon in embryonalen Stadien, während der Sehsinn erst nach der Geburt wirksam wird.

Für dieses uterine Stadium ist der Zustand tiefer Unbewußtheit charakteristisch. Nicht umsonst hat Freud gezeigt, daß der Schlaf ein Regreß in die Zuständlichkeit der Uterinität darstellt[51].

Die Grenzenlosigkeit, die im Anfangsstadium der Uterinität erlebt wird, der Mangel an Abgrenzung und Isolation, zugleich mit dem totalen Versorgtsein und dem Mangel an jeglicher Verantwortung und Belastung, lassen im affektiven Rückblick diesen ursprünglichen Charakter der Uterinität als paradiesisch erscheinen. Der ursprüngliche Zustand des uterinen Einsseins steht jenseits aller Dialektiken von arm und reich, rein und schmutzig. Er ist ein Zustand, in dem noch nichts von der Existenz des Bösen bewußt ist. Insofern ist der uterine Affekt nicht nur der der Grenzenlosigkeit, Unendlichkeit, der einer möglichen uferlosen Expansion, der sich keine Widerstände entgegensetzen, er ist der Affekt jenseits der Gegensätze, jenseits der Dialektiken. Die Intensität der Verschmelzung mit dem Du, das im tief Unbewußten nicht vom Ich unterschieden wird, wird auch von der Sexualität nicht erreicht. Vielmehr unterlagert das uterine Erlebnis des Einsseins das der Sexualität. Es

ist nur natürlich, daß alle Gemeinsamkeitsgefühle eine uterine affektive Unterlagerung besitzen, nicht nur Schlaf, Ohnmacht und Rausch.

Gemeinsam in eine strukturelle Ordnung eingefügt zu sein, aktiviert die Affektivität der Uterinität. Die Verwurzelung in der uterinen Anonymität, in der Ununterschiedenheit, gibt auch dem »Man«, der »Masse« das Entlastende und Entspannte[52].

Die Aktivierung der uterinen Affekte durch die moderne Rhythmik ist erklärbar durch die erlebten Herztöne der Mutter, die den Zustand der Uterinität durchpulsen. Auch die einschläfernde Wirkung des Wiegens und des Dunkels läßt sich aus der Regression zur Uterinität erklären.

Das All-Einheitserlebnis unterlagert alle spätere Differenzierung. Gustav Hans Graber verwendet zur Bezeichnung des Uterinitätserlebnisses das von C. G. Jung in die Tiefenpsychologie eingeführte Wort »Selbst«[53]. Das Selbst ist »kollektiv unbewußt« und höchst individuell zugleich. Wir haben in früheren Arbeiten vom »Herz« als Symbol für das Selbst und Zentrum des All-Affekts gesprochen[54]. Es ist nur verständlich, daß dieser All-Affekt, der das Moment der Unendlichkeit beinhaltet, von Freud »ozeanisch« genannt wurde. Er bildet die Grundlage der religiösen Affektivität. Denn in jeder Numinosität ist dieser Unendlichkeitsaspekt enthalten. Er durchpulst die Erlebnisweisen der sogenannten »Archetypen«[55]. Jeder trennungsfremde Affekt hat einen Bezug zur Uterinität. Die Aktivierung der uterinen Affektivität fördert das alle Trennungsaffekte unterlagernde Gemeinschafts- und Zusammengehörigkeitsbewußtsein. Das religiöse Allgefühl ist damit ganz natürlich verbunden.

Die Geborgenheit in der Unendlichkeit und Grenzenlosigkeit ist typisch für die religiöse Affektivität wie auch für das Gemeinschaftserlebnis. Dieses Gemeinschaftserlebnis sollte die Differenzierung spürbar unterlagern und umfassen, damit die Unterschiede keine Kluft schaffen. Mit der Uterinität haben wir jene Affektivität erreicht, die alle Grenzen transzendiert. Die

Allidentifikation ist die Basis für umfassendes Verständnis und für das, was man »Kontakt« nennt. Sie ist die vitale und geistige Integrationsbasis. G. H. Graber verlangt, daß die Integration der Psyche durch eine Aktivierung dieses Grundaffekts herbeigeführt werde. Nach Jung soll das »Selbst« diese Integration vollziehen.

Auf die Gesellschaft übertragen, kann die Transzendierung aller Verschiedenheiten auch nur durch den gleichen Affekt erzeugt werden: durch den Liebesaffekt in seiner umfassendsten Form, der alle Differenzierung nur als unwesentliche Unterschiedlichkeit ansieht. Dieser gemeinschaftsintegrierende Affekt kann die intellektuellen Akte adäquat steuern und fundieren.

Der religiöse Aspekt der Allidentifikation ist eine wichtige Seite dieses Erlebnisses.

Auch das Erlebnis der Grenze tritt in der uterinen Existenz auf. Bei zunehmendem Größenwachstum wirkt der Uterus hemmend und beengend. Gerade in dem der Geburt unmittelbar vorausgehenden Stadium tritt die andere Seite der Ambivalenz der uterinen Existenz intensiver hervor. Der bergende mütterliche Schoß wird zum Kerker, zum Gefängnis, in dem man zwar total versorgt, doch zugleich im Bewegungsspielraum stark eingeengt wird. Das »Gefängnis« zeigt gewissermaßen die negativen Aspekte der uterinen Existenz. Die bergende Höhle, die Wohnung, ist der positive Aspekt dieses Stadiums, der einengende Kerker der negative. Die Grenze und Einengung, die Beschränkung und Umgrenzung legt die Umbiegung des Liebesimpulses nahe, die Rückwendung auf sich selbst und damit die Konstituierung dessen, was Freud Narzißmus nannte. Der von einer als viel stärker und überlegen empfundenen Instanz kommende Entfaltungswiderstand löst also die Abwendung des Liebesimpulses aus, so daß sich dieser auf das Wesen, von dem er ausgeht, zurückwendet. Erich Neumann hat als Symbol für diesen Urnarzißmus den »Uroboros« erkannt[56], die Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt. Dieses Symbol diente etwa

im Barock für die Unendlichkeit, ein interessanter Hinweis auf die gemeinsame Assoziationsbasis – die Uterinität – von Unendlichkeitsgefühl und Narzißmus[57]. Dem Gefühl einer Unendlichkeit folgt das der Einengung, dies lenkt die zentrifugalen Tendenzen zurück. So erhält das Ich selbst Unendlichkeitsbedeutung: die narzißtische Fixierung.

Soweit jedoch von der Person wegstrebende Tendenzen die Einengung transzendieren, erwarten sie die Unendlichkeit gewissermaßen hinter der einengenden Mauer, die es zu durchbrechen gilt: durch die Geburt. Die von der Person wegstrebenden Tendenzen transzendieren die Schranken, zielen in Richtung auf die offene Welt. Der Ausbruch aus der Pressung – der aggressive Durchbruch – und die positive Möglichkeit – das Entlassen in differenzierte Freiheit der dazu Reifen – sind die beiden Seiten der Geburt.

Aus zum Teil spezifisch neurotischen Gründen gibt es ein psychisches Zurückhalten, Nichtherauslassen des Kindes durch die Mutter. Dieses Insichhaltenwollen führt zu einer Intensivierung der Isolations- und Pressungsgefühle, der Unfreiheit und des Kerkerhaften und intensiviert sowohl den Narzißmus als auch die Durchbruchsaggression.

Die existentielle Bejahung des produktiven Durchbruchs, der Selbstentfaltung des Kindes durch die Mutter entspricht der Bejahung des Größer- und Selbständigerwerdens des Kindes überhaupt. Der Sohnkomplex der Väter, wie wir ihn beschrieben, hat eine Analogie im *Kindkomplex* jener *Mütter*[58], die ihre Kinder nicht von sich entlassen wollen. Das Ansichhalten und Ansichbinden stellt die übertriebene Form der Mütterlichkeit dar und fordert zur Revolte heraus. Diese Form der Mütterlichkeit stellt sich gegen den natürlichen Lauf der Dinge, gegen den vorgesehenen Entwicklungsablauf und damit gegen die Produktivität des Lebens. Die Folge ist verstärkte Aggression oder Narzißmus beim Kind, also Insichbleiben. Das Risiko des Ausgriffs der Geburt erscheint als zu groß. Die Kontakthemmungen

erklären sich aus einer erhöhten Angst vor dem Umgreifenden. Die Geburt als Pressung durch einen engen Schlund und als Umstellung auf eine neue Lebensform ist als tiefgreifende Umorganisation aufzufassen. Ein neuer Anfang wird gesetzt, bei dem sich die Entwicklung analog fortsetzt. Die Geburt wird eingeleitet durch eine Steigerung der Herzrhythmik der Mutter, durch stoßartige Wehen, die dann zur intensiven Pressung führen. Die Umstellung des Herzens, das Einsetzen der Atmung stellen intensive Umlagerungen dar, die die gesamte Existenz des Kindes betreffen. Die außerordentlich starke Wirkung, die von sich in Tempo und Lautstärke steigernden Rhythmen ausgeht, mag hier ihre Ursache haben.

Wenn wir die verschiedenen psychischen Stadien der Uterinität und Geburt aneinanderreihend aufzeigen, dann sind sie roh etwa folgendermaßen zu charakterisieren:

Uterinität		Geburt	Zeit nach der Geburt
Frühstadium	Spätstadium besonders akzentuiert bei Kindkomplex der Mutter		
Allidentifikation			
Grenzenlosigkeit	Begrenzung	extreme Einengung	neue Unbegrenztheit
Weite	Einengung Narzißmus	Explosion	Gesichtsfreiheit
ruhige, monotone Rhythmik		stoßartige Wehen	Bewegungsfreiheit
Ununterschiedenheit	Spüren des Eigenseins	intensive Umstellung	neue, differenzierte Geborgenheit
Expansionsfreiheit	Expansionshemmung		
Geborgenheit Sicherheit	Isolation	Geworfenheit	
Wohnung	Kerker	Befreiung	
	wilde, steigernde Rhythmik		
Wasser, Dunkel			

Wenn wir diese Abfolgen betrachten, dann drängt sich uns die Verwandtschaft, Analogie zwischen der uterinen Dialektik von Allidentfikation und Selbstidentifikation, von All-Einheit und Narzißmus mit All-Gemeinschaft und Kaste auf. Wir haben hier wohl die tiefste Wurzel dieser Gemeinschafts- und Isolationstendenzen gefunden.

Nach der zutiefst vereinzelnden Geburt setzt sich die Dialektik differenzierter fort zwischen der oralerotischen Union von Mutter und Kind und dem trennenden Oralsadismus, der zwischen gebender Mutter und nehmendem Kind die Bande zertrennt.

Daß in allen Fällen die ursprüngliche Allidentifikation die Kommunikation unterlagert, ist aus dem Vorangegangenen voll verständlich, aber auch die Identität der Allidentifikation mit dem zentralen religiösen Akt. Unsere Erkenntnis ist nun so tief in die menschliche Natur eingedrungen, daß wir eine geschlossene tiefenpsychologische Deutung des *kasten-neurotischen Syndroms zu geben vermögen.*

TIEFENPSYCHOLOGIE DER KASTE

Als zentrales, affektives Moment der Kaste haben wir das »Unter-sich« erkannt, die Geschlossenheit eines Menschenkreises im Blick auf wesentliche Momente des Lebens. Die Abgrenzung erfolgt so, daß Essen und Trinken, Handgeben, also körperlicher Kontakt bei der Begrüßung, vermieden werden. Schließlich wird nur in der eigenen Kaste geheiratet, und die Kinder werden in Erziehung und Spiel von Anderskastigen getrennt.

Wenn wir die tiefenpsychologische Grunddetermination der Schaffung von Wesensunterschieden bei den Menschen zu fassen trachten, dann empfiehlt es sich, die Extremisierungen dieser Haltung zu beobachten. Dabei bietet sich die immer gesteigerte Verringerung des »Heiratsmarktes« für Adelige höherer Stufen als Extrembild an. Ein gekröntes Haupt findet, soweit es sich nach dem Normenkodex des Feudalismus zu verhalten wünscht,

schon einen sehr eingeschränkten »Heiratsmarkt« vor. Nun sind die Wertzentren in der Feudalhierarchie zwar primär durch die Herkunft bestimmt, doch stünde nach diesem Kodex z. B. der König von England, bei gleich langem Stammbaum mit dem König von Albanien, immer noch weit über diesem. Die Werthäufung beim König von England ist größer.

Konsequent blieb für die ägyptischen Pharaonen, die die umliegenden Könige an Position weit überragten, nur die Inzestehe als Ehe unter »Ebenbürtigen« übrig. Die Geschwisterehe ist das realisierbare Maximum des kastenhaften »Unter-sich«. Diese Tatsache bedeutet nicht, daß sie auch das Maximum der Vorstellbarkeit, der Wunschbildhaftigkeit, des Dranges zum »Unter-sich« bedeutet. In der Phantasie ist das Kastenhafte noch zu steigern. Diese Steigerung finden wir in der ägyptischen Mythologie, wenn es etwa vom ägyptischen Atum heißt:

»Atum, der zum Selbstbefriediger geworden ist in Heliopolis, er nahm seinen Phallus in seine Faust, um damit Lust zu erregen. Ein Geschwisterpaar war erzeugt, Shu und Tefnet.«

Oder:

»Ich begattete in meiner Faust, ich vereinigte mich mit meinem Schatten, und ich ergoß aus meinem eigenen Munde. Ich spie aus als Shu und spuckte aus als Tefnet.«[59]

Der ägyptische Gott braucht also nicht einmal eine Frau. Diese Reinkultur des Narzißmus, der Selbstverliebtheit und Selbstverabsolutierung stellt als Extremwert des In-sich-Bleibens – dessen sanfte Erweiterung das Unter-sich-Bleiben ist – das Maximum des Denkbaren dar und ist als solches instruktiv. Strenggenommen ist jedoch der mythologische Endpunkt im Fiktiven kein Unter-sich mehr, sondern ein In-sich, aber der innere Zusammenhang beider ist offenkundig.

Der Narzißmus ist aber nicht nur in der Basis für die Ehebindung zu finden. Denn wenn das Essen mit einem Andersartigen das Unter-sich verletzt, so zeigt sich hier in der schon erwähnten Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt, das narzißtische, mythologisch-fiktive Maximum. Nur das eigene Fleisch essen,

nur die eigene Substanz für wertvoll genug zum Essen zu halten, ist die Entsprechung zur onanistischen, mythologischen Zeugung. Wir finden in Psychoanalysen Träume, in denen zum Beispiel ein Tier seinen eigenen Kot frißt. In diesem fiktiven Grenzpunkt wird nicht nur das In-sich, sondern zugleich damit die Isolation am intensivsten. Und die kastenhafte Isolation bedeutet ja auch die Not des Eingeschlossenen und Eingekerkerten.

Wir zeigten, daß der Narzißmus eine ungeheuer tiefe Wurzel besitzt, daß er als Rückwendung des Entwicklungsimpulses auf die eigene Person zu verstehen ist und eine unendliche Intention haben kann. Wir können auch die *Fixierung* aus dem Narzißmus verstehen, der sich gegen die Erweiterung der Entwicklungsdifferenzierung richtet.

Die biologische Entwicklung geht jedoch eigengesetzlich vor sich und ist durch den narzißtischen Affekt nicht aufzuhalten. Der Narzißmus kann sich aber gegen die Entwicklung richten. Auf diese Weise lassen sich auch verabsolutierte Werte und ihre Stellung in der Kaste verstehen. So gründet das Reinheitsmoment und seine Verabsolutierung im Narzißmus. Die Rein-Unreinheitsdialektik, wie sämtliche Kastenwerte, die entweder Auszeichnungen der Autorität sind oder solche der Infantilposition, können narzißtisch besetzt sein.

Der Kindkomplex der Mütter – das In-sich, An-sich- und Unter-sich-Halten des Kindes und des Kleinen – folgt aus demselben Narzißmus wie die Identifikationen derer, die für sich oder für eine Gruppe sekundär die Kastenposition der Oberen haben wollen. Wenn zum Beispiel die unteren Schichten in einem sublimierten Sinn für »rein« erklärt werden, wobei man paradoxerweise diese Schmutzigen von Nichtschmutzigen »rein halten« muß, so ist das ein Werk des Narzißmus.

Der spezifische Wertinhalt der Kaste ist von sekundärer Bedeutung. Jedenfalls aber wird er mit jenem Unendlichkeits- und Absolutheitsakzent versehen, den wir als Kern der uterinen Existenz aufzeigten, und wird dann heilig gehalten und im Sinn

des Narzißmus unter und in sich bewahrt und behalten. Gegenüber der übrigen Gemeinschaft isoliert sich die Kaste.
Das Unter-sich zeichnet sich gegenüber dem reinen In-sich dadurch aus, daß der Narzißmus sich nicht auf die einzelne Person sondern auf die Gruppe richtet. Damit ist das Zielobjekt des Narzißmus differenzierter als beim Urnarzißmus Die Kaste ist somit ein Kompromißprodukt – und damit sozialneurotisch – zwischen Narzißmus und Gemeinschaftsaffekt. Nicht allein der primäre Narzißmus, dessen Liebesobjekt die Person selbst ist, noch die ursprüngliche Allidentifikation, sondern die narzißtische Besetzung der Gruppe, mit der sich die Person identifiziert, führt zur Kastenbildung. Die Kaste ist ein Produkt des Gruppennarzißmus. Theodor Reik schrieb in »Der eigene und der fremde Gott«:

»Was sich als Differenz zwischen den einzelnen Menschengruppen brüstet, ist narzißtischer Stolz, der die gemeinsamen Wurzeln ignorieren möchte, ist das Sträuben gegen die unbewußte Erinnerung an jene Zeit, da alle eine homogene Masse waren.
Alle Differenzierung ist doch nur eine partielle, alle Trennung nur kurzlebig. Es geht den Völkern ähnlich wie den Personen Nestroys, die beschließen: ‚Wir wollen uns zusamm' separieren'.«[60]

Das Paradox von »zusammen« und »auseinander« beherrscht die Kaste. Der Gruppennarzißmus ist ihr zugrunde liegender ambivalenter Affekt. Nur in diesem Sinn wollen wir das Wort »kastenhaft« verstehen.
Nicht nur dort, wo eine Kaste im Vollsinn existiert, ist der Gruppennarzißmus am Werk. Er setzt schon viel früher ein und wirkt sich in subtilen Details des Verhaltens aus. Daher gibt es die Kaste als Ansatz, mit latentem Ziel, als wirksamen Faktor auch dort, wo noch keine voll ausgebildete Kaste existiert.
Der Gruppenwert bildet gewissermaßen den gemeinsamen Nenner, doch kommt es zu immer wieder analogen Phänomenen, wenn die Verkastung fortschreitet. Der Gruppennarzißmus verquickt sich mit Überlegenheitssymptomen, die an die Autoritäten in der Kindheit anknüpfen.

Zweiter Teil

KASTE UND ANDERE POLITISCH-PSYCHOLOGISCHE KOMPONENTEN

KASTE UND BERUF

Wir wollen nun versuchen, den Kollektivnarzißmus und seine komplexhaften Überbauten in ihren Investments in die Gesellschaft zu untersuchen. Die Vielschichtigkeit des gesellschaftlichen Lebens erleichtert uns hierbei keineswegs die Aufgabe der Darstellung: die verschiedenen Komponenten der Gesellschaft durchdringen sich gegenseitig so, daß man keine isolierte Darstellung der einzelnen Komponenten zu geben vermag, vielmehr nur eine akzentuierende Behandlung erfolgen kann. In diesem Sinn sind die folgenden Abschnitte aufzufassen. Wir beginnen dabei mit dem Beruf.

Wenn wir genau sein wollen, ist es gar nicht einfach, die Gesellschaft nach Berufen zu klassifizieren. Denken wir zum Beispiel an die Akademiker: diese stellen keineswegs nur eine Berufsgruppe dar, auch ihre Stellung ist sehr verschieden. Es gibt Selbständige und Angestellte unter ihnen, solche mit vielen Untergebenen, solche mit gar keinen usw. Gemeinsam haben sie nur das Formale des Bildungsgangs, und dazu eventuell einen Titel, der diesen dokumentiert. Alle übrigen Wertdimen-

sionen können ganz verschiedene Größen aufweisen. Daran zeigt sich die vieldimensionale Struktur der Gesellschaft besonders deutlich.
Bestimmte Berufe – ganz gleich, ob man den Begriff nun weiter oder enger faßt – pflegen aber mit ganz bestimmten Wertakzenten versehen zu sein, die kastenhafte Abtrennungen zur Folge haben. Man könnte hier alle Berufe untersuchen, doch ginge das weit über das Ziel vorliegender Arbeit hinaus. Hier sollen nur einzelne Beispiele herausgegriffen werden, um zu zeigen, in welcher Weise Kollektivwertungen zusammentreffen. Dabei untersuchen wir nur solche Berufe, die nicht in anderem Zusammenhang schon ausreichend behandelt werden.

DER INDUSTRIELLE

Die Kastenposition des Industriellen ist maximal günstig. Abgesehen von der körperlichen Kraft, die eher vom Handwerker oder Bauern erwartet wird, kommen ihm mehr oder weniger alle Kastenpositiva zu; auch die akademische Bildung ist häufig gegeben. Die Herkunft ist, wenn es sich nicht um einen der wenigen Unternehmer handelt, die allein hochgekommen sind, meist schon positiv akzentuiert, wenn es auch relativ wenige Adelige unter ihnen gibt.
Der Industrielle vereinigt Herrentümlichkeit mit Selbständigkeit, denn ihm befiehlt niemand etwas. Auch sein Reichtum, seine reine Arbeit schaffen Distanz um ihn. Er ist affektiv eine Schlüsselfigur der gegenwärtigen Gesellschaft, und sein Herrschaftsstil kann von außergewöhnlicher politischer Bedeutung sein.
Da der Industrielle bei mehreren Wertpyramiden Gipfeleigenschaften verkörpert, erscheint er als der eigentliche »Herr« der heutigen Zeit. Ein Durchbruch von seiner Seite nach unten wäre auf die Dauer von größter Bedeutung.

Wichtig ist die Auflösung eventuell bestehender Sohnkomplexe, denn diese behindern seinen Durchbruch nach unten am meisten. Betrachtet man den Erfolg Rockefellers bei den Wahlen in New York und seine politische Popularität, dann kann man die bedeutende Wirkung eines kastenfremden Verhaltens beobachten. Die Heirat eines Rockefeller mit einem norwegischen Mädchen, das wesentlich geringeres Vermögen besitzt, liegt auf der gleichen kastenfremden Linie wie das Verhalten des Vaters im Wahlkampf.

DER BAUER

Der Bauer wird affektiv als schmutzig, wenig gebildet, jedoch als selbständig und frei und mit einer gewissen Herrentümlichkeit ausgestattet angesehen. Er selbst hat oft Minderwertigkeitsgefühle, weil man ihn für dumm und schmutzig hält. Bei der Behandlung der Problematik zwischen Stadt und Land kommen wir noch darauf zurück. Die Minderwertigkeitsgefühle des Bauern gehen oft so weit, daß den Söhnen empfohlen wird, nicht auch Bauern zu werden.

Zwischen Bauer und Arbeiter besteht keinerlei Ekelschranke, doch besitzt der Bauer dem Arbeiter gegenüber gewisse Vorzüge. Der Arbeiter meint aber aus Gründen, die mit den Vorteilen der Stadt gegenüber dem Land zusammenhängen, einen größeren intellektuellen Horizont zu besitzen. Dies gilt natürlich nur für Stadtarbeiter. Aber auch die Fabrikarbeiter auf dem Land haben gewisse Überlegenheitsgefühle, weil sie ihre Arbeit als »intellektueller« ansehen als die des Bauern.

Innerhalb des Bauern»standes« ist der Besitz besonders akzentuiert und ein entscheidendes Wertkriterium. So kennt I/113 einen »Großbauern«, der sich im Gasthaus nicht zu den anderen setzt: »Er setzt sich auch nicht zu jedem Bauern. Er schaut erst herum, wohin er sich setzen soll.« Auch der gute Sitzplatz im Wirtshaus hat rangsymbolische Bedeutung.

Für die Bäuerin 2/317 gibt es eine Gruppe, der gegenüber sie sich unsicher fühlt und mit der sie keinen Kontakt haben möchte, weil sie sie als überlegen betrachtet. Es sind diejenigen, die bedeutend mehr Besitz haben als sie selbst. So assoziiert sie immer wieder mit dem Begriff »Besitzer«, namentlich natürlich im Zusammenhang mit dem »Bauern«, den »Großbauern«, interessanterweise aber auch den »Grafen«. Gegenüber dem Großbauern und dem Gutsherrn (dieses Reizwort erregt einen Stupor, und sie assoziiert erst nach 23 Sekunden »Besitzer«) zeigt sich deutlich eine affektive Empfindlichkeit. Sie meint auch bei den Phantasieproduktionen, daß es Bauern, und zwar vorzugsweise Großbauern gäbe, die eingebildet seien und glaubten, »weiß Gott was zu sein.« Der Gutsherr ist einerseits funktionell die höchste Spitze der Bauernschaft, doch stimmt dies wiederum insofern nicht, als er meist eine differenziertere Bildung hat, sich selbst nicht mehr schmutzig macht und auch eine andere historische affektive Besetzung hat.

DER GENERALDIREKTOR

Der Generaldirektor hat eine ähnlich starke Kastenposition wie der Industrielle, nur besitzt er nicht den gleichen Vermögensrückhalt und Freiheitsgrad. Das Unternehmen, das er leitet, gehört ihm nicht, er verwaltet es nur. Daher besitzt er auch nicht im gleichen Grad die Unabhängigkeit wie der Industrielle. Im allgemeinen hat natürlich der Generaldirektor – den es ja nur in großen Unternehmungen gibt – einen außerordentlich affektiven Nimbus, der sich aus stark akzentuierter Herrentümlichkeit, Reinlichkeit, überlegener Intellektualität, Vermögen, geringer Zahl und häufig auch besserer Herkunft zusammensetzt. Wie intensiv die Position eines Generaldirektors erlebt wird, zeigt sich gerade in folgendem Beispiel deshalb sehr deutlich, weil der Aussagende dies sich und der Psychologin nicht

eingestehen will. Bei der Versuchsperson handelt es sich um den gemeindeangestellten Monteur 2/504. Er meint zu Generaldirektor:

»Wenn ich heute das Wort Generaldirektor höre und daran denke, ist es für mich gar kein besonderes Gefühl. Wenn auch der Generaldirektor unmittelbar nach dem Bürgermeister der erste Vorgesetzte ist, aber wegen dem, wenn ich dienstlich mit ihm zu tun habe, ist er für mich der gleiche Mensch, wie jeder... (?) oder sonst jemand, weil ich mir sag, er ist auch nur ein Mensch und, wenn ich mich ihm gegenüber anständig benehme, wird er auch mich anständig behandeln.
Und wenn wir so weit kommen, daß wir zusammen auch einmal ein Essen haben, was im Jahr etliche Male vorkommt, dann muß ich natürlich besonders aufpassen und schauen, wie ich meine Haltung einnehme, daß nichts passiert, daß ich mich genauso benehmen kann wie der Generaldirektor selber. Weil ich den Standpunkt vertritt – der Generaldirektor ist nur ein gewöhnlicher sterbender Mensch, ansonsten nichts.«

Auch hier flattert die Logik. Der Monteur muß zwar eine solche »Haltung einnehmen, daß nichts passiert«, muß sehen, daß er sich »genauso benehmen kann« (?). Dann aber kommt eine völlig sinnlose Begründung: »Weil ich den Standpunkt vertritt, der Generaldirektor ist nur ein gewöhnlich sterbender Mensch, ansonsten nichts.« Weil er also diesen Standpunkt vertritt, nimmt er Haltung an, »daß nichts passiert«.
Den autoritativen Charakter des Generaldirektors hat natürlich auch der Lehrer, nur nicht so intensiv, denn die Autorität über Erwachsene wiegt schwerer als die über Kinder. Wir sehen, wie die verschiedenen Dimensionen eingeschätzt werden.

DER STRASSENKEHRER

Obwohl es sich beim Straßenkehrer nur um einen kleinen Kreis von Personen handelt, wollen wir ihm doch unser spezielles Augenmerk zuwenden. An ihm lassen sich die affektiven Wer-

tungen in besonderer Weise studieren, da sich zwei verschiedene überschneiden.

Der Straßenkehrer ist einerseits Schmutzarbeiter und deshalb in besonderer Weise verachtet. Andererseits ist er, und das macht seinen Fall besonders interessant, meist Gemeindeangestellter, das heißt, die Gemeinden verpflichten sich zu einer intensiveren Bindung an ihn. Er erhält vielfach Monatslohn, und gerade das nehmen ihm verschiedene Menschen übel.

Intensive Schmutzarbeit und Angestellter – eine höchst ambivalente Kombination. Der Straßenkehrer besitzt alle Merkmale des Angestellten bis auf das der Sauberkeit. Das stört den Affektgehalt des Angestelltseins, da bei ihm die Ausnahmestellung in besonderer Weise akzentuiert erscheint. Diese Situation führt zu Ressentiments bei den Arbeitern und Angestellten. Die Arbeiter neiden ihm sein Angestelltsein. Sie empfinden es als Unrecht, daß sie, obwohl sie oft eine weniger unreine Arbeit verrichten, nicht wie die Straßenkehrer angestellt sind. Sie haben häufig auch eine Arbeit, die mehr Intelligenz erfordert, und sind trotzdem nicht angestellt. Man hilft sich damit, daß man sagt, der Straßenkehrer sei »eigentlich kein Angestellter«.

Für den angestellten Monteur, 2/504, ist ein Proletarier im negativen Sinn der Straßenkehrer, der schlampig und mürrisch ist. Durch sein schlechtes Benehmen macht er seine *Abstammung* deutlich ... Peinlicherweise ist er Gemeindeangestellter (wie die Versuchsperson selbst) und macht der Gemeinde keine Ehre.

Der Straßenkehrer 1/4 wagte nicht, zur Hochzeitstafel seiner Tochter zu gehen, die den Sohn eines mittleren Geschäftsmannes heiratete. Er konnte sich offenbar nicht vorstellen, daß die Leute nichts dabei finden würden, mit ihm Tischgemeinschaft zu pflegen. Er legte großen Wert auf die Feststellung, daß er Gemeindeangestellter sei. Man erkennt: Die Selbstwertung des Straßenkehrers ist jene der Gesellschaft.

KASTE UND HISTORISCHE GRUPPENPRÄGUNGEN

Die Spannungen zwischen Gruppen haben oft sehr reale Gründe in der Gegenwart, jedoch besitzen sie fast immer auch historische Akzente. Manchmal ist eine Spannung fast nur historisch begründet. Man hat also auf Grund von historischen Vorgängen zu einem späteren Zeitpunkt noch Affekte, für die zwar in der Vergangenheit gute Gründe vorliegen mochten, die jedoch in der Gegenwart illusorisch sind.

Wir haben bisher, obwohl wir uns bemühten, möglichst davon abzusehen, wiederholt historische Bemerkungen machen müssen, z. B. wenn wir darauf hinwiesen, daß Herrentum traditionell mit dem Attribut »Stiefel« verknüpft ist. Wir können zwar versuchen, bestimmte Sozialwerte abstrakt zu behandeln, doch kommen sie in der konkreten Wirklichkeit nie isoliert vor, sondern nur kombiniert. Und Gruppen, die eine bestimmte Eigenschaftskombination besitzen, erleiden oder erlitten eine Schicksalsprägung, die nur historisch erläutert werden kann. Wir wenden uns nun solchen historischen Gruppen zu, die man gewöhnlich als Stände bezeichnet, manchmal aber auch als Klasse.

Der Begriff des Standes überschneidet sich mit dem der Kaste. Er hat mit ihm verschiedene Berührungspunkte, aber auch bedeutende Differenzen. Wenn es im Mittelalter Adel, Klerus und Bürgertum gab, wobei jeder Stand in sich hierarchisch strukturiert war, so lag darin ein stabilisierendes Moment, aber auch eines, das die produktive Kraft der Individuen oft hemmte.

Daß mit dieser Begriffsbildung heute sehr wenig von der gegebenen Gesellschaft wirklich erfaßt wird, liegt auf der Hand. Spricht man jetzt vom Akademikerstand, so umfaßt man damit die institutionalisiert Gebildeten, deren Zusammengehörigkeitsgefühl jedoch oft nicht sehr stark ist. Der Begriff Ärztestand ist enger gefaßt; auch ist hier ein Zusammenhalten, etwas Verbindendes sichtbar.

Nun gab es, und hier kommen wir wieder der mittelalterlichen vertikalen Trennungslinie der Stände nahe, im nationalsozialistischen Sinn: Wehrstand, Nährstand, Lehrstand usw. Der Lehrstand umfaßte alle jene, die lehrten, also eine analoge Funktion hatten. Unter diesem Begriff war von den Kindergärtnerinnen bis zu den Hochschulprofessoren alle zusammengefaßt. Ähnlich umgriff der Nährstand vom Bauernknecht bis zum Gutsbesitzer (Mühlen, Molkereien, Marmeladefabriken) eine gewisse funktionelle Gemeinschaft, deren psychologischer Konnex, deren Gemeinschaftsgefühl also, äußerst schwach war.

Sobald man den Zusammenhang von Stand und Standesbewußtsein in den Blick nimmt, kommt man, so man den Begriff auf die heutigen Verhältnisse anwendet, zu einer engeren Begriffsfassung. Zum Standesbewußtsein gehört eine spezielle Moral, wenn auch nicht unbedingt in dem Sinn, daß man eine andere Moral hätte als die übrige Bevölkerung. Vielmehr gehört dazu ein Moralkodex unter dem Aspekt der speziellen Aufgaben und speziellen Situationen, denen man als Angehöriger des Standes gegenübersteht. Zum Richterstand etwa gehören Moralprinzi-

pien besonderer Weise: innere Abschirmung gegenüber Affekten, sowohl Mitleid als auch Aggressionen, eine betonte Unbestechlichkeit, begriffliche Schärfe usw. Zu diesem Berufsbild können seitens der Richter Abwertungen anderer Stände treten. Damit wird das Standesbewußtsein zu einem unnötig distanzierenden Faktor. Das Wort »Stand« fällt häufig mit Berufsgruppe zusammen.

Sicherlich besteht zwischen den Angehörigen einzelner Berufsgruppen ein Interesse, untereinander zu verkehren. Es ist nur natürlich, daß etwa Ärzte den Drang haben, miteinander über ihre Probleme zu sprechen. Mit dem intensiveren Kontakt erhöht sich auch – wir machten uns dies schon bei den Markensammlern klar – die Wahrscheinlichkeit von Heiraten usw.

Zur Kaste wird der Stand aber erst, wenn sich die Gruppe unter Verabsolutierung ihrer Eigenwerte abschließt und Schranken errichtet. Diese Schranken mögen vielleicht zunächst affektiver Natur sein und haben zur Folge, daß jene Mitglieder des Standes, die die Umzäunung nicht anerkennen, abgewertet werden. Die schließliche Institutionalisierung der Schranken bedeutete dann die endgültige reale Kastenbildung.

Das Standesbewußtsein als Erkenntnis des Eigenwertes der Berufsgruppe hat einerseits einen guten Sinn und hängt mit der wünschenswerten gesellschaftlichen Differenzierung zusammen. Erst wenn der Stand zur fensterlosen Monade wird und sich aus der übrigen Gesellschaft hochmütig oder ressentimentbeladen abtrennt, wird er zur Kaste.

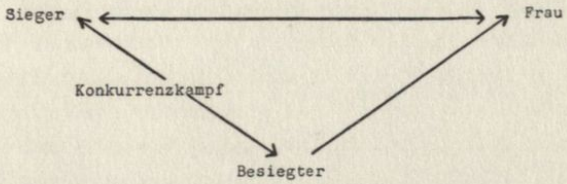
Wenn man von Standesunterschieden spricht, braucht das Wort »Unterschied« nicht unbedingt ein »Hoch« und »Nieder« zu betonen, sondern kann einfach Differenzen feststellen. Doch praktisch wird das Wort nicht dazu verwendet, um etwa die Unterschiede zwischen den Juristen und Medizinern zu bezeichnen, sondern zum Beispiel, um zwischen Akademikern und Nichtakademikern zu differenzieren. Diese Differenzen bezeichnen ein Gefälle innerhalb der Gesellschaft und stellen

spezielle Anforderungen, etwa im Blick auf Achtung. Sie dienen der Begründung von distanzierender Arroganz und vertiefen eine Schranke. So wird der Stand zur Kaste und isoliert sich von der übrigen Gesellschaft.
Wenn sich auch zwischen Stand und Kaste kein absoluter Konnex herstellen läßt, so zeigen, wie wir sahen, die Begriffe doch wesentliche Berührungspunkte.
In einem speziellen, wissenschaftlichen Sinn unterscheidet man vier Stände: Adel, Klerus, Bürgertum und den sogenannten vierten Stand oder das Proletariat. Dieses Schema ist und war immer ungenügend, denn es umfaßt zum Beispiel nicht die Bauern, und auch der speziellen Wirklichkeit etwa der Intellektuellen wird es nicht gerecht. Nun treffen die Begriffe jedoch historische Gruppen, die zumindest zeitweise echte Kasten waren oder kastenhafte Züge zeigten. Daher werden wir uns entsprechend mit ihnen auseinandersetzen.

SIEGER UND BESIEGTE

In einem Krieg oder in einer anderen Auseinandersetzung, wie sie etwa eine Revolution darstellt, gerät der Sieger in die Herrenposition; zwischen Sieger und Besiegten schiebt sich die Herrschaftsschranke. Damit entsteht die Problematik einer komplizierten Kastensituation mit entsprechenden Begleiterscheinungen. Denn die Sieger – wenn es sich um Eroberer handelt, die das eroberte Gebiet halten – überschichten die unterworfenen Völker und feudalisieren. Sie schließen sich von den Unterworfenen ab und bilden eine Kaste oder den Adelsstand.
In all solchen Gruppenkämpfen spielt die Frau als Kampfobjekt eine bedeutende Rolle. So gehören, wenn sich der Narzißmus ungehemmt ausdrückt, dem Sieger die Frauen des Siegervolkes, aber auch jene der Besiegten (als Konkubinen, fallweise sogar als Ehefrauen). Umgekehrt jedoch dürfen die Besiegten sich nicht

mit einer Siegerfrau verbinden, und die Frauen der eigenen Gruppe müssen mit den Siegern geteilt werden. Wir erkennen das ödipale Dreieck:



Die Besiegten werden in die Infantilposition gedrängt. Sie müssen natürlich auch die »niedrigen«, das heißt mit Infantilakzenten versehenen Arbeiten verrichten, vor allem die Schmutzarbeiten. Die besiegte Gruppe wird zur schmutzigen Gruppe. Jede Armee sucht sich im besetzten Land sofort Arbeitskräfte für niedrige Arbeiten (Kartoffelschälen, Zusammenkehren usw.) Die Ehre des Siegers wird nicht befleckt, wenn er sich Frauen der Besiegten nimmt, sie als Konkubinen besitzt, sie unter Umständen sogar heiratet. Wenn sich jedoch eine Frau aus der Siegergruppe mit einem Mann aus der Gruppe der Besiegten einläßt, »wirft sie sich weg«. So schildert der ungarische Autor Dezsö Arvay in seinem Roman »Du darfst nicht lieben wen du willst«[61] die unerlaubte Liebe einer russischen Ärztin zu einem ungarischen Kollegen, dem sie in einem Straflager der Sowjetunion begegnet. Die Arroganz der Sieger läßt es nicht zu, daß sich eine ihrer Frauen an einen Besiegten »wegwirft«. Auch den russischen Kommunisten fällt hier nichts Besseres ein, als immer schon üblich war. Umgekehrt gehört es zur Ehre des Besiegten, daß sich ihre Frauen nicht mit den Siegern einlassen. Sehr weit getrieben wurde diese Haltung in der CSR und in Polen gegenüber der deutschen Besatzung. Natürlich hält sich die Front nie lückenlos. Frauen, die mit den feindlichen Männern kollaborieren, werden oft gewalttätig bestraft. Ödipalinvestments von unten und oben sind hier eindeutig zu erkennen. Daß sich Sieger Frauen der Besiegten nehmen, erzeugt oftmals

wildeste Aggressionen. Diese sind dann geringer, wenn die Besiegten ein stärkeres Kulturbewußtsein gegenüber den Siegern haben und zu einem psychologischen Sieg ansetzen, wie etwa die Chinesen gegenüber den Mongolen. De facto erweist sich eine gewachsene Kultur gegenüber den »barbarischen« Siegern oftmals überlegen, so daß es schließlich zu einem Aufsaugen der »Barbaren« kommt. China praktizierte dies (wahrscheinlich bis zu einem gewissen Grad direkt bewußt), und ähnlich taten dies romanische Länder gegenüber den sie überschichtenden Germanen. Die Sieger haben die Tendenz, sich einerseits als die Besseren zu demonstrieren und ihre Kastenposition zu fixieren und zu tradieren. Auf diese Weise entsteht eine Kastenschichtung, die oft nationale Akzente hat und auch rassische.
So besaß etwa Rußland einen germanischen und tartarisch-mongolischen Adel, die zum Inbegriff der Herrentümlichkeit wurden. Die preußische Herrenschicht hatte germanische Akzente, die Unterschicht slawische. Natürlich werden oftmals die angeführten Triebe moralisch gehemmt, doch untergründig bestehen diese Tendenzen bei einem solchen Kampf immer. Ein entsprechender Kampf konstelliert sich auch, wie wir sehen werden, bei internationalen Gruppierungen.
Häufig wird der Versuch gemacht, den Sieg und die folgende Verkastung metaphysisch zu rechtfertigen: Der Sieg ist dem Sieger auf Grund einer Gnade Gottes zugefallen, ist das Ergebnis eines Gottesgerichts; die Sieger herrschen auf Grund von »Gottes Gnade«. Den gleichen Gesetzen gehorcht das feudale Duell bzw. der Zweikampf: Recht hat der Sieger. Dazu ist natürlich die Lehre einer absoluten Prädestination nötig, wie im Islam oder im Kalvinismus.
Von »Gottes Gnaden« ist jedoch nicht nur die Feudalherrschaft im alten Sinn. Auch die Weißen in Südafrika herrschen über die Schwarzen, weil ihnen »Gott dieses Land gegeben hat«: Weil Gott nichts dagegen getan hat, ist er also mit allem einverstanden.

Auf Grund des Gruppennarzißmus und der Generationenidentifikation sind nicht nur die Sieger selbst etwas Besseres und von Gottes Gnaden Herrscher, sondern ebenso ihre Kinder und Kindeskinder. Die Tendenzen zur Fixierung und Tradierung der Positivpositionen können durch entsprechende Maßnahmen – Bildungsmonopol, Waffenmonopol usw. – realisiert werden. Eine letzte Möglichkeit besteht in der metaphysischen und moralischen Verankerung (»Gottes Gnaden«) der Herrschaftskonstellation, die auf diese Weise fixiert wird.

ADEL UND KLERUS

Der Ursprung des Adels ist sehr verschieden. Häufig entsteht eine Adelsschicht durch einfachen Sieg, wie aus dem eben Gesagten hervorging. Dieser bedeutete ein Gottesgericht, auch dann, wenn der Sieg durch unfaire Mittel, wie Meuchelmord und ähnliches, errungen wurde. Auch die Wahl ist eine Möglichkeit, Herrscher oder Führer zu werden. Nun kann gleich ein Herrscherhaus gewählt werden oder nur ein Herrscher, der dann auf Grund der Tendenz zur Tradierung von Kastenpositiva für die Familie sorgt; diese behält den Thron.
Solche Ursprünge sind für die Vererbung öffentlicher Rechte rational immer ungenügend begründend, so daß metaphysische Konstruktionen die de facto bestehenden Zustände rechtfertigen sollen. Die meisten Herrscherhäuser haben für metaphysische Gründe gesorgt. Das englische Königshaus stammt angeblich von den jüdischen Feudalen ab, das japanische Herrscherhaus direkt vom Sonnengott, die Brahmanen entsprangen »Brahmas Haupt«, und die Habsburger versuchten zeitweise eine Verwandtschaft mit den Colonnas zu konstruieren, die sich ihrerseits von Caesar und dieser von der Venus herleiteten[62].
Ist ein Herrscher jedoch einfach deshalb »von Gottes Gnaden«, weil er herrscht, dann waren es auch Hitler, Napoleon und Stalin.

In allen Fällen außer bei der Wahl, handelt es sich um Rechtfertigungsideologien für de facto gegebene Zustände, nicht etwa umgekehrt. Die gegebenen Zustände haben primitivere Gründe als jeweils angegeben werden.

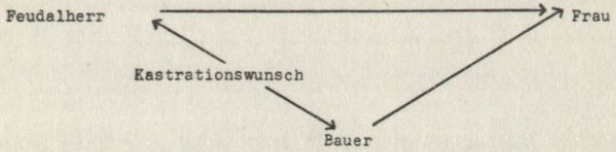
Der Herrscher gibt Gnaden weiter; es entsteht eine Adelshierarchie, deren zentraler Wert die *Herkunft* ist. Dabei stellt schon allein die bloße Herkunft entweder von einem oder mehreren Vorfahren mit besonderen Leistungen oder von mythologischen Gestalten oder einfach von einem Titelträger, der diesen Titel vererbt, einen Wert dar. Der Adel als Adel existiert heute dort, wo es keine Monarchien gibt, nur auf Grund der Herkunft von einem Vater mit Adelsprädikat.

Dem Adel stand in gewissem Sinn der Klerus gegenüber. Ging in Indien der Kampf eher zugunsten der Priester aus, so in Europa zugunsten des Adels, der auch den Klerus feudalisierte. Wenn man uns auch des Systemzwangs bezichtigen sollte, – auch in diesem Kampf ist ein ödipales Investment zu beobachten.

Zweifellos hat das Zölibat religiöse Gründe, doch gibt es daneben auch noch andere. So versuchte die Feudalhierarchie ihre vom Standpunkt der Geschlossenheit des Erbgutes aus überzähligen Söhne in höheren Klerusfunktionen unterzubringen. Hinter der in Teilen der Feudalhierarchie einmal vorhanden gewesenen Tendenz, den Klerus in das Zölibat zu drängen, steht wohl auch tieferliegend ein Kastrationswunsch, der jedoch auch sein klerikales Gegenstück besitzt.

Der Klerus reagierte durch eine sehr weit verbreitete Diskriminierung der Sexualität, selbst der ehelichen. Von daher kann man wohl die Vorschriften der spätmittelalterlichen Kirche verstehen, nach denen zum Beispiel der Geschlechtsverkehr in der Nacht vor einer Kommunion, außerdem an Fest- und Feiertagen, die viel zahlreicher waren als heute, verboten war. Es handelt sich hier um Kontrakastrationen auf dem Umweg über verbogene christliche Lehren.

Durch die Unterbringung überzähliger Söhne in den geistlichen Stand wurde letzterer defizient feudal.
Was die Relation zwischen den Feudalherren und ihren vielfach leibeigenen Bauern betrifft, so hatten letztere nicht im gleichen Maß die Möglichkeit, unter Berufung auf die christliche Lehre ihren Herren entgegenzutreten.
Daß auch diese Relation ein Frauenkampfmotiv enthält, ist eindeutig darzulegen. Selbst wenn das sogenannte »Recht der ersten Nacht« als wirkliches Recht nicht voll bewiesen sein sollte, so wurde es doch wohl oft genug gehandhabt. Die Feudalherren meinten, wenn sie ihren Anspruch ungehemmt zum Ausdruck brachten, alle Frauen wären ihr Eigentum, so wie oft Besatzungstruppen auf die Frauen der Unterworfenen Anspruch erheben. Das ödipale Schema wird wieder aktiviert:



Dem Untertanen wird die künftige Frau wenigstens defloriert, die Herrenfrau jedoch gehört dem Herrn allein.
Man sagt dem Bauern nach, er sei, weil er »auf der Scholle« sitzt, »konservativ«. Die schrecklichen, wilden Bauernaufstände zeigen das Gegenteil. Die Bauern sind in Westeuropa nur deshalb konservativ, weil sie rechtzeitig befreit wurden. Der aufständische Bauer vergewaltigte oft, als Dokumentation seines Sieges, die Herrenfrau und kastrierte oder tötete den Herrn. Im Roman »Der Aufstand« von Liviu Rebreanu schildert der Verfasser unter ausgezeichneter Einfühlung in das Geschehen einen Aufstand der rumänischen Bauern gegen die Bojaren[63]. Der Sohn des Bojaren wird dabei vom Sauschneider des Dorfes kastriert und die Bojarenfrau vergewaltigt.
Die Leibeigenschaft näherte sich sicherlich der Sklaverei im Vollsinn.

Wir können auch bemerken, daß der »schmutzige Bauer« der »Gscherte«, Geschorene, bei seinen Aufständen natürlich primitive, oft aber recht wirksame Waffen besaß, die jedoch gegenüber denen der Ritter unedel waren, ähnlich wie der Spieß des Spießbürgers.

Die Assimilierung von Bildung durch den Adel ist nicht ursprünglicher Natur, denn die Bildung konzentrierte sich z. B. auf den Schreiber. Dieser Intellektuelle war jedoch abhängig, es kam vor, daß er von seinem analphabetischen Ritter geprügelt wurde[64].

Natürlich gab es auch einen verantwortungsvollen Adel, ohne Sohnkomplexe, der sich um das Heraufziehen der unteren Schichten bemühte. Daß es sich dabei eher um den höheren Adel handelt, ist auf Grund des Gesetzes der sozialen Nah- und Ferndistanzen naheliegend. So ist wohl auch die Bauernbefreiung durch Maria Theresia und Josef II. auf Grund einer überspringenden Identifikation nach unten zu verstehen. Ein positiv sich nach unten wendender Niederadel entsteht nur entweder aus intensiver Vateraggression oder auf Grund einer hohen moralischen Qualifikation. Dem hohen Adel oder einem König fällt eine positive Haltung nach unten naturgemäß leichter.

Nach dem frontalen Sieg des Bürgertums und dem partiellen des Proletariats hatte der Adel durch Verlust seiner ursprünglichen Position zunächst als Ganzes einen Abstieg mitgemacht. Dieser Vorgang hatte eine Art von Vergrämung zur Folge. Zurückgezogen pflegten die Adeligen, wenn sie es sich leisten konnten, ein Leben patinierter Ästhetik und kühler gesellschaftlicher Distanzierung. Dazu kam eine abgeschlossene Welt interner gegenseitiger Anerkennung. In einer Art von Edelressentiment gegen die bestehende Gesellschaft lehnte der Adel ein Engagement innerhalb der Gesellschaft ab.

Wie bei entthronten Herrschern meist der Wunsch entsteht, der Staat möge ohne sie keinen Bestand haben, fand sich eine analoge Haltung im Raum des Edelressentiments beim Adel.

Das ist alles natürlich nur sehr allgemein gesagt, denn es gibt große Differenzierungen. Diese Ressentimenthaltung fand sich am akzentuiertesten im betonten Adelsraum, und der ist natürlich wieder vor allem im sekundären Adel zu finden, also in dem, dessen Titel relativ jungen Datums sind, und auch bei jenem, dessen Adelsgrad relativ niedrig ist. Die sogenannten »Vons« befinden sich ja in einer entsprechenden Zwischenposition, entweder identifizieren sie sich aggressiv gegen den oberen Adel mit den »Bürgerlichen« oder geben sich betont adelig. Wir dürfen mit Recht annehmen, daß sich gerade der Sekundäradel im weiteren Sinn schwerer adaptiert als der ursprüngliche.

Der Trend ist eindeutig. Gerade der zweite Weltkrieg, ähnlich wie der erste ein tiefer Erlebniseinschnitt, scheint die Bewegung zu einem neuen Engagement in der Gesellschaft intensiv gefördert zu haben. Die doch sehr weite Kreise des Adels umfassende Identifikation mit dem sekundärfeudalen Nationalsozialismus muß nach einem Zusammenbruch auch tiefgreifende seelische Wirkungen ausgelöst haben. Das neue Engagement des Adels, der, wie wir an Hand von Äußerungen Adeliger schon zeigten, intensiv bürgerliche Leistungswertungen aufgenommen hat, kann für die seelische Situation der Gesellschaft und des Adels nur von Nutzen sein. Für die Gesellschaft ist es erfreulich, wenn an ihrer Gestaltung alle Begabungen teilnehmen, und es ist nicht einzusehen, warum sie gerade auf die aus dem Adel Kommenden verzichten sollte. In diesem Zusammenhang könnte zum Beispiel in Österreich der ernst gemeinte Verzicht Otto von Habsburgs auf seine Rechte, die ihm auf Grund der Herkunftswertung zukämen (Legitimismus), und ein bürgerliches Engagement, das sich auf seine persönlichen Leistungen gründet, ähnlich normalisierende Wirkungen auf den Adel haben wie das Verhalten des neuen Papstes auf den Klerus.

Das heißt natürlich nicht, daß der Feudalismus keine psychologischen Wirkungen mehr auf die Gesellschaft ausübt. Reiter-

klubs, das »edle Waidwerk« (deutsche Wirtschaftskapitäne zahlen in Österreich für den Abschuß eines Hirsches bis zu 50.000 ö. S.!), Kronen und Wappen auf Kognakflaschen, auf Flaschen mit teurem Bier, ja auf Kasetten von elektrischen Rasierapparaten und ähnliche Dinge gelten als oberkastig und formen innerhalb des Bürgertums noch Gesellschaftsideale.

DER BAUER — STADT UND LAND

Wir sprachen schon vom Bauern, der eine Leibeigenen-Position besaß. Diese Tatsache äußert sich einerseits in heute noch bestehender Bewunderung für den Gutsherrn, zugleich in intensiven Aggressionen gegen den Adel, der noch als Sklavenhalter angesehen wird. Zugleich aber färbt der Bauer und die Sozialtradition, die ihn als infantilen Typus sieht, intensiv die Affekte zwischen Stadt und Land. Denn auch zwischen Stadt und Land besteht eine Schranke, die sich aus mehreren besprochenen Momenten zusammensetzt und sehr differenzierte Abstufungen hat — Kleinstädte, Provinzhauptstädte usw. Tatsächlich genießt etwa ein Wiener im Ausland leicht ein höheres Ansehen als ein Grazer, Klagenfurter usw. Die Ausdrücke »Gscherter«, »Provinzler« enthalten ein deutlich abwertendes Urteil, ja schon der Ausdruck »Provinz« hat etwas Abwertendes; im wohlwollenden innerpolitischen Sprachgebrauch in Österreich wurde er deshalb durch »die Bundesländer« ersetzt. In den Bundesländern gibt es umgekehrt ein antiwienerisches Ressentiment. Dieses scheint in den Landeshauptstädten größer zu sein, da zwischen jenen und der Bundeshauptstadt die soziale Differenz am geringsten ist. Dazu können noch spezielle historische Akzente kommen, die sich in Österreich zwischen Salzburg und Wien oder zwischen Graz und Wien am leichtesten nachweisen lassen. Der Großstädter besitzt ein allgemeines Bild vom »Gscherten«, das eingeschränkten Horizont beinhaltet, eine Art von Intelli-

genzdefekt. Das ist natürlich extrem gesagt. Umgekehrt hat die Bevölkerung in den Bundesländern den Eindruck, daß der Großstädter »großmaulig« und »arrogant« ist.
Tatsache ist, daß die Großstadt durch den Reichtum an Eindrücken, die sie vermittelt, und durch deren Differenzierung einen den Anforderungen der modernen Zivilisation entsprechenden weiteren Horizont bei sonst gleichen Voraussetzungen bietet. So ist der Großstädter unter sonst vergleichbaren Umständen auch gewandter und geschmeidiger. Das Provinzielle hat demgegenüber eher etwas Schwerfälligeres, ihm fehlt häufig die Beziehung zu kulturellen Spitzenleistungen. Da in Kleinstädten und Dörfern die einzelnen Personen mehr der Kontrolle der anderen unterworfen sind, mag es sein, daß auch ein gewisses äußerliches moralisches Gefälle – das natürlich nichts mit der echten Moralität zu tun hat – zwischen Stadt und Land besteht. Die »Unschuld vom Land« ist die Karikatur dieser Biederkeit.
Die effektiv bestehenden Unterschiede werden natürlich individuell durchbrochen. Andererseits werden sie häufig stark dramatisiert, so daß sich auch hier eine kastenhafte Tendenz bemerkbar macht, die Unterschiede zur Kluft zu vertiefen. Das Ressentiment zwischen Klein- und Großstädtern hat natürlich mit den Bauern nichts zu tun.

DAS BÜRGERTUM

Die Worte »Bürger« und »bürgerlich« fluktuieren in ihrer Bedeutung. Der Bürger steht einerseits im Gegensatz zum Adel, andererseits zum Proletariat, wobei es wieder Überschichtungen gibt. Er verkörpert gegenüber dem Adel, der auf dem Herkunftsprinzip basiert, das *persönliche Leistungsprinzip*. Insofern umfaßt der Begriff Bürger das Proletariat, den Arbeiter, den Angestellten. Insoweit die meisten Titel (mit Ausnahme der Adels-

prädikate) auf dem Leistungsprinzip beruhen, besitzen sie alle bürgerliche Akzente.

Eine gewisse Ausnahme bilden die auf Grund von Gnadenakten verliehenen Titel, die keine bestimmt umrissenen Leistungen zur Grundlage haben. Sie sind zwar nicht vererbbar – bürgerliches Prinzip –, doch ist – sehr extrem gedacht – das Gnadenprinzip auch unbürgerlich. Auch Vererbungspositiva, Umweltspositiva der frühen Kindheit, sind erlebnismäßig Gnadengeschenke, die nichts mit dem persönlichen Verdienst zu tun haben. Wird nun von oben geschenkt, so besitzt diese Gnade Verwandtschaft mit jener, die das Schicksal dem Träger eines Adelsprädikats schenkt. Extrem formuliert, würde das bürgerliche Prinzip lauten: Lebensberechtigung und Recht auf Achtung besitzt nur jener, der persönlich arbeitet. Des Apostels Wort: »Wer nicht arbeiten will, soll auch nicht essen« (2 Thess 3, 11), jenes Bibelwort (!), das in die Sowjetverfassung Eingang fand, vermag hier als eine gewisse Basis zu dienen.

Beim Bürgertum handelt es sich, historisch gesehen, um Handwerker und Kaufleute, die sich hinter den Mauern der Städte schützten. Diese vom Adel zunächst verachtete Gruppe wurde mit der Zeit sehr mächtig. Das Bürgertum kaufte sich schließlich Söldner, war aber auch selbst kampfbereit, allerdings in weniger »edlen« Formen.

Persönlicher Fleiß, Geld und Kapital waren Aufstiegsmittel des Bürgertums. Hierher gehörte die freie Verfügbarkeit über das Eigentum, – im Gegensatz zum feudalen Lehenseigentum, zu dem in etwa der Sozialismus zurückkehrte. Die große Rolle, die das Eigentum im Leben des Bürgers spielt, wird aus der Möglichkeit verständlich, die dieses ihm bietet. Es gibt die Chance, hinaufzukommen. Das Eigentum ermöglicht auch, andere Kastenpositiva zu akkumulieren. Es stellt einerseits selbst einen Wert dar, andererseits bietet es die Möglichkeit, die Herkunftswertung des Feudalismus zu umgehen und zu bekämpfen und ihr das Ideal des Selfmademan gegenüberzustel-

len, der seine Position aus sich und nicht aus der Herkunft bezieht. Da das Eigentum den Aufstieg ermöglicht, ist es im bürgerlichen Bewußtsein natürlich stark akzentuiert und stellt eine intensive Fundierung des Selbstbewußtseins dar. Umgekehrt wird der Bürger aus dem gleichen Grund in seinem Selbstbewußtsein vom Eigentum abhängig; daher verschmerzt er den Verlust von Eigentum viel schwerer als der Aristokrat. Der Geldprotz ist eine typisch bourgeoise, niemals aristokratische Erscheinung. Ludwig Thoma schildert einen solchen sehr anschaulich:

»Zum Scheckbauern ist im Sommer eine Familie gekommen. Die war sehr vornehm, und sie ist aus Preußen gewesen. Wie ihr Gepäck gekommen ist, war ich auf der Bahn, und der Stationsdiener hat gesagt, es ist lauter Juchtenleder, die müssen viel *Gerstl* haben.
Und meine Mutter hat gesagt, es sind feine Leute, und du mußt sie immer grüßen, Ludwig.
Er hat einen weißen Bart gehabt, und seine *Stiefel* haben laut geknarrt. Sie hat immer Handschuhe angehabt, und wenn es wo naß war auf dem Boden, hat sie *Huh! geschrien* und hat *ihr Kleid aufgehoben.*
Wie sie den ersten Tag da waren, sind sie im Dorf herumgegangen. Er hat die Häuser angeschaut und ist stehengeblieben. Da habe ich gehört, wie er gesagt hat: *‚Ich möchte nur wissen, von was diese Leute leben.‘*« ...
Dann hat er meine Mutter gefragt, *wieviel sie Geld kriegt im Monat,* und sie ist ganz rot geworden und hat gesagt, daß sie hundertzehn Mark kriegt.
Er hat zu seiner Frau hinübergeschaut, und hat gesagt: *‚Emilie, noch nicht vierzig Taler.‘*
Und sie hat wieder ihren Zwicker vor die Augen gehalten. Dann sind sie gegangen, und er hat gesagt, *daß man es noch gehört hat: ‚Ich möcht bloß wissen, von was diese Leute leben.‘*«[65]

Man sieht deutlich, in welcher Weise hier die finanzielle Stärke als Wertfundierung innerhalb der Gesellschaft dient. Ebenso wird eine Deklassierung der Ärmeren auf diesem Hintergrund möglich gemacht.
Die Sparsamkeit dieses neuen Typus steht mit dem selbstbehauptenden Trotz im Zusammenhang. Der »Haufen Geld«, der

angehäufte »Besitz«, den man behalten konnte, wird zum Symbol der isolierten Selbstbehauptung gegenüber einer Autorität und zu dem einer Freiheit von dieser Autorität.
Wir sehen, inwiefern die bürgerliche Problematik oral oder anal ist. Denn das orale Habenwollen und das anale Ansammeln wird jeweils durch die bürgerliche Situation aktiviert. Vermögen, Reinlichkeit, Disziplin und Sparsamkeit werden zum Leitbild. Durch persönliche Leistung, die sich im materiellen Erfolg dokumentiert, erkämpft sich der Bürger den Aufstieg in der Gesellschaft.
So berechtigt die Durchsetzungstendenzen des Bürgertums nach oben sind, so unberechtigt sein Verhalten nach unten. Gegen das feudale Gnadenprinzip hat es das persönliche Leistungsprinzip gesetzt. Es wird nun verständnislos gegenüber denjenigen, denen es nicht gelang, nach oben zu kommen. Der Kalvinismus z. B., der die bürgerlichen Tugenden besonders akzentuierte, wurde zur typisch bourgeoisen christlichen Häresie[66]. Genauer gesagt: Im Kalvinismus wird Gnade gleichgesetzt mit dem persönlichen Leistungserfolg. Und hier zeigt sich, daß das bürgerliche Leistungsprinzip mit dem feudalen Gnadenprinzip identifiziert wurde. Die Identifikation von Leistungserfolg mit Gnadenerweis beinhaltet auch Gleichsetzung von gut und reich, von gut und rein[67]. Unrein und schmutzig ist gleich böse. Affektiv ist es im Marxismus umgekehrt. Positiv an der Wirkung der kalvinistisch-bürgerlichen Prinzipien ist der unternehmerische Elan, den sie erzeugen.
Nun besitzen wir auch einen Schlüssel zu dem, was man »satte Bürgerlichkeit« nennt oder abwertend »bürgerlich« oder »spießbürgerlich«. Wenn auch in der zuletzt gebrauchten Vokabel aristokratisches Ressentiment mitspielt, so ist doch im Affektgehalt unbedingt etwas Wahres. Leon Bloy[68] hat, wenn er vom Bürger spricht, den satten und antigeistigen Menschen vor Augen, für den Geld und Genuß Selbstzweck wurden, ja, für den das Geld Selbstrechtfertigung ist.

Die Beschränkung des Horizonts auf ökonomische Werte vermag zu einer direkt antigeistigen, antiintellektuellen, antiidealistischen Haltung zu führen[69]. Die Abhängigkeit der Selbstbewertung auf Grund von ökonomischen Werten ist zudem häufig mit einem Mangel an Risikobereitschaft verbunden, der den Typus schwerbeweglich macht. Hierbei handelt es sich jedoch schon um eine spätbourgeoise Haltung, es geht schon primär um die Fixierung des Erreichten. Diese Form der Bürgerlichkeit ist zwar eine Entartung, jedoch eine, die eher für das Bürgertum als für den Adel typisch ist. Die Verabsolutierung des Leistungsprinzips bzw. der ökonomischen Werte ist ebenso falsch wie die Herkunftswertung.

DER KAMPF ZWISCHEN FEUDALISMUS UND BÜRGERTUM

Im Kampf um die väterliche Position entstand dem Feudalsystem im Typus des Bürgers der entscheidende Feind – gefährlicher als im Typus des Bauern. Dem Bürger gelang es schließlich, die geistigen Grundlagen und später in vielen Staaten auch das konkrete Herrschaftssystem des Adels zu sprengen. So hat das Bürgertum der Städte schon sehr früh den Bauern und Leibeigenen auf dem flachen Lande den Rücken gestärkt und flüchtende Bauern aufgenommen. »Stadtluft macht frei.« Der Feudalismus hat verschiedentlich langsam Boden freigegeben und ist Schritt für Schritt zurückgewichen. Er hat sich im Kampf gegen das Bürgertum teilweise des Mittels der Wegadelung bürgerlicher Spitzenköpfe bedient. Wenn wir hier vom Kampf einzelner Prinzipien sprechen, so müssen wir uns natürlich bewußt sein, daß echtes Menschentum durch kein Kastenprinzip völlig verdrängt zu werden vermag.

Wie die hochfeudale Elisabeth von Thüringen alle Kastenschranken durchbrach, durchbrachen sie auch Kaiser und Könige. So

wurde die Kapuzinergruft in Wien von einem Habsburger gegründet, der sie nicht zufällig den innerhalb der Kirche als schmutzig verschrieenen Kapuzinern anvertraute. Sein Sarg steht dort ebenso wie der Josefs II. in demonstrativer Einfachheit. In der Steiermark wurde aus dem Habsburger Erzherzog Johann, der eine Bürgerliche heiratete und damit einen Sprung nach unten vollzog, eine fast mythologische Figur. Auch das schrittweise Zurückweichen des Feudalismus war nicht nur eine Abwehrreaktion, sondern zum Großteil echtes Einsehen der Unrichtigkeit starrer Feudalprinzipien. In der französischen Revolution lief ein Teil des Adels zu den Revolutionären über, ja befand sich schon vorher auf Seiten der Freimaurerei, und zwar wiederum, weil dieser Teil bereits die bürgerlichen Prinzipien akzeptierte[70]. Schließlich hemmten die Schuldgefühle auch die Maßnahmen gegen die Revolution. Dies alles zeigt, daß der einzelne Mensch immer mehr ist als seine Ideologie und seine Kaste.

Umgekehrt sehen wir auch innerhalb des Bürgertums intensive Identifikationsprozesse mit dem Adel. Das gibt unter anderem zu sekundärfeudalen Ideologien Anlaß (zum Beispiel zum Nationalsozialismus). Alle diese Oszillationen lassen jedoch nicht die primären Unterschiede zwischen den Prinzipien verschwinden und damit auch nicht die Spannungen, die sich zwischen jenen Personen ergeben, die sich mit den jeweils gegensätzlichen Prinzipien identifizieren.

Nach bestimmten Feudalprinzipien werden nichtfeudale Menschen als infantil betrachtet. Sie sind demnach keine richtigen Menschen und haben »keine Familie«. 2/107, der von einem Elternteil her aus dem Adel stammt, sagt dazu:

»Es wird einem gesagt: ‚Du darfst einen andern das nicht spüren lassen. Aber du bist der und der und mit dir kann sich niemand vergleichen, und es steht keiner ober dir als vielleicht der liebe Gott. –Und der andere hat eben *keine Familie* und Schluß. Ein richtiger Aristokrat zeigt es nie, er ist vielleicht äußerst demokratisch, aber vielleicht, wenn man ihn beleidigt, kommt es zum Vorschein.'«

Als man der heiligen Hildegard von Bingen zumutete, eine niederständische Frau in ihr Stift aufzunehmen, sagte sie:

»Wer wird denn Böcke, Ziegen, Schafe zusammen mit edlen Pferden in einen Stall sperren!«

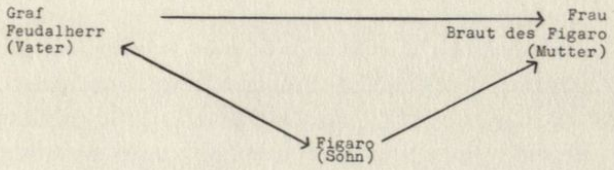
Das feudale Leitbild im Blick auf die Frau zielt auf die Vaterposition im ödipalen Dreieck. Dabei entwickelt der Feudale Angst, daß er vom Unterkastigen überwunden wird, und eine entsprechende Aggression nach unten. Daß diese mit einem Ödipalinvestment durchdrungene Kampfkonstellation nicht nur, wie oben dargetan, in Richtung auf das Bauerntum, sondern auch gegenüber dem Bürgertum bestand, läßt sich sehr gut an dem »Sturmvogel der französischen Revolution«, der »Hochzeit des Figaro« von Beaumarchais erkennen. In der »Hochzeit des Figaro« trifft die bürgerliche, personale Leistungswertung zunächst frontal auf die feudale Herkunftswertung. Crane Brinton hat hier sehr vieles klar gesehen, daher wollen wir ihn ausführlich zu Wort kommen lassen:

»Figaro selbst ist der fähige junge Mann, den ein auf Vorrechten beruhendes altes System ungerechterweise niederhält. Beim Aufgehen des Vorhangs wartet er im Dunkel, um seine Braut und seinen Herrn, den Grafen Almaviva, bei einem Stelldichein zu überraschen. Seine anfänglichen Gedanken über die weibliche Unbeständigkeit gehen schnell in einen heftigen Angriff auf seinen vornehmen Herrn über. ‚Weil Ihr ein großer Herr seid, haltet Ihr Euch für ein Genie! ... Adel, Vermögen, Rang, Stellung – all das macht den Menschen so stolz. *Aber was habt Ihr getan, um all diese schönen Dinge zu verdienen? Ihr habt Euch die Mühe gemacht, auf die Welt zu kommen!*' Dann blickt er auf die Kämpfe seines Lebens zurück: seine obskure Geburt, seine chemischen, pharmazeutischen, medizinischen Studien, *die ihm mangels vornehmer Geburt nur zu einer Berechtigung verhalfen, die Tierheilkunde auszuüben*, dann das Schreiben eines Stükkes mit dem unvermeidlichen Konflikt mit der Zensur. Dann schrieb er über die Staatsfinanzen und wurde dafür eingesperrt. Später schrieb er in der Zeitung und wurde von neuem zum Schweigen gebracht. Eine Beamtenstelle bekam er nicht, weil er unglücklicherweise die Qualifikation dafür besaß. Dann versuchte er es mit dem Glücksspiel, aber seine vornehmen Schutzherrn zogen ihm das Geld

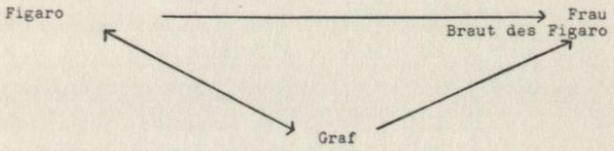
aus der Tasche. Schließlich mußte er zu seinem alten Beruf als Bader zurückkehren. Das ist zum Teil eine Autobiographie von Beaumarchais, einem Krämersohn. Der Autor war aber unter dem ancien régime reich und berühmt geworden; er hatte Anteil an der französischen Hilfe für die amerikanischen Revolutionäre. Es war ihm jedenfalls im *ancien régime* recht gut gegangen.
Durch den Monolog sind berühmte Stellen verstreut, die das vornehme Publikum entzückten und im ganzen Land zitiert wurden. Ganze Familien kamen aus der Provinz nach Paris, um ‚Figaros Hochzeit' zu sehen und die Angriffe brillanten französischen Geistes gegen eine schlechte Regierung zu hören. Hier einige der bekanntesten Seitenhiebe von Beaumarchais: *‚Sie können den menschlichen Geist nicht unterkriegen; sie rächen sich, indem sie ihn mißhandeln. ... Nur kleine Leute haben Angst vor kleinen Schriften ... Für diese Stelle brauchte man einen Buchhalter; es bekam sie ein Tänzer ... Um in dieser Welt vorwärtszukommen, ist ‚savoir faire' wichtiger als ‚savoir'.* In dieser einen Rede sind so viele Anzeichen der kommenden Revolution, daß wir mit dem Hernachwissen des Historikers sagen dürfen, daß die Revolution im ‚Figaro' schon fast voll entwickelt vorliegt. Dazu gehört natürlich auch die Tatsache, daß die Zensur nach langem Schwanken das Stück von Beaumarchais *nicht verbot.*«[71]

Der Vorwurf des Figaro, der Graf hätte nichts getan, um »all diese schönen Dinge zu verdienen«, und sich bloß die Mühe gemacht, »auf die Welt zu kommen«, enthält die grundideologischen Gegensätze von Feudalismus und Bürgertum. Daß die Zensur das Stück *nicht verbot*, zeigte, daß die Aristokratie nicht mehr an ihre Ideologie glaubte, sondern entsprechende *Schuldgefühle* und *Strafbedürfnisse* hatte. Ein großer Teil von Aristokraten lief, wie schon gesagt, über, ein anderer nicht mehr adaptionsfähiger Teil wartete offenbar schon darauf, getötet zu werden. Der übergelaufene Teil der Aristokratie tat dies sicher nur zu einem Teil aus Angst. Im übrigen sah er ein, daß seine Geburtsvorrechte nicht berechtigt waren.
Brinton übersieht jedoch das affektdynamisch so sehr wichtige Moment des Frauenkampfes. Denn die Wunschvorstellung des Grafen geht dahin, das Recht der ersten Nacht wieder einzu-

führen. Und gerade die siegreiche Abwehr des reaktionären Versuchs durch den listenreichen Bürger Figaro ist das zentrale Thema des Stückes. Die ödipale Wunschvorstellung des Grafen sieht hier so aus:



Dabei erweist sich jedoch Figaro als überlegen, – eine Vorwegnahme der revolutionären Konstellation:



Figaro ist zudem viel moralischer als der Graf, denn er erhebt keinerlei Anspruch auf die Frau des Grafen. Das Stück, das hier den Bürger propagandistisch siegreich zeigt, mußte eine gewaltige Rückenstärkung für das revolutionäre Bürgertum darstellen, die Aggressionen gegen das Feudalregime stärken und umgekehrt die Abwehrkraft der Herrenkaste lähmen. Die »Hochzeit des Figaro« stellt eine besonders instruktive Propagandakonzentration dar und ist für die revolutionäre Affektkonstellation außerordentlich instruktiv.

DAS PROLETARIAT — DIE ARBEITER

Wenn wir sowohl vom Adel als auch vom Bürgertum sprachen, so haben wir die Problematik, da es um die Grundprinzipien

geht, stark vereinfachen müssen. Denn schon im Mittelalter gab es heftige Spannungen zwischen den armen und reichen Bürgern in den Städten.

So verständlich es war, daß der Bürger Besitz und Kapital als Anzeichen seiner persönlichen Leistung, als Waffe gegen die feudalen Geburtsvorrechte benützte, so gefährlich war dann doch in der Folge die Verabsolutierung des Prinzips der persönlichen Leistung, denn sie bedeutete ein Fallenlassen jener Mitglieder der Gesellschaft, die aus inneren oder äußeren Gründen nicht imstande waren, entsprechende Leistungen zu erbringen. Die unbeschränkte, absolute Verfügungsgewalt über das persönliche Eigentum ermöglichte auch eine Akkumulierung der verschiedensten Kastenpositiva. Das Leistungsprinzip schürt die Konkurrenz und den psychologisch sehr zweifelhaften Konkurrenzkampf. Das bedeutet wiederum, daß gefährliche Aggressivität in der Gesellschaft investiert wird.

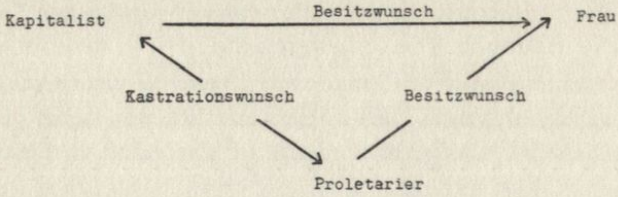
Schließlich wird das Eigentum zu einem Kastenzentralwert, der mit anderen oberkastigen Attributen zusammen die Grundlage zu einer neuen Kastenbildung legt. Das Bürgertum übernimmt nun zum Teil feudale Herrentümlichkeit (Reitklubs usw.) und distanziert sich von jenen, die in Abhängigkeit von den neuen Herren gerieten. So verrieten sie den weniger glücklichen Teil des Bürgertums an den Feudalismus. Eine neue Pariakaste entsteht – das Proletariat –, die alle Sozialunwerte auf sich vereinigt. Die ursprüngliche Abhängigkeit des Arbeiters von seinem »Dienstgeber« war so groß, daß sie der Sklaverei sehr nahe kam. Der Arbeiter ist »*schmutzig*«, weil er gewöhnlich schmutzige Arbeit macht, er ist untergeordnet und hat niemanden mehr unter sich. Sein ursprünglich meist sehr geringer Verdienst machte ihn arm und daher um so abhängiger. Seine Bildung war gering, besonders die der Hilfsarbeiter. Die ursprüngliche Maschinisierung bedeutete ein Hinsteuern auf das monotone Fließband, das keine Intelligenz vom Arbeiter verlangte.

Die Infantilposition des Arbeiters gegenüber dem Großbürger

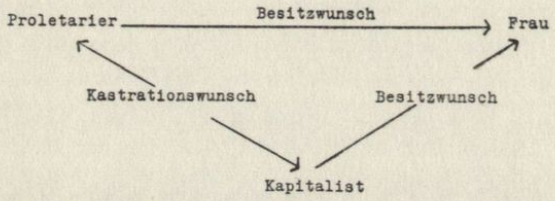
war also ähnlich wie die der Leibeigenen gegenüber den Feudalherren.
Wir verstehen den Proletarier mit Berdjajew als einen quasi verunglückten Bürger, dem es nicht möglich war, durch persönliche Leistung hinaufzukommen, und der damit in eine arge Infantilposition geriet[72].

DER KAMPF ZWISCHEN BÜRGERTUM UND PROLETARIAT

Wiederum gilt, daß in den verschiedenen Ländern mehr oder weniger sogenannte Unternehmer ihr Eigentum nicht nur für sich beanspruchten, sondern auch die Verpflichtung spürten, die Arbeiter zu sich hinaufzuziehen. Aber ähnlich wie im Adel war der größere Teil so eingestellt, daß ihm der Aufstieg der unteren Schichten abgezwungen werden mußte; dadurch verzögerte sich der natürliche Entwicklungsprozeß. Bestanden von Seiten der Bürger Aggressionen nach unten, so von Seiten der Proletarier solche nach oben. Wieder sind die Aggressionen letzterer reaktiver Natur, der Vaterkomplex folgt dem Sohnkomplex. Und wieder finden wir das ganze Arsenal von Infantilinvestments.
Daß der Proletarier »schmutzig« und damit ekelerregend ist, wissen wir schon. Die Umdeutung des Wortes »schmutzig«, bei Sublimierung des Begriffsinhalts – »Wir halten die Kapitalisten für schmutzig«[73] –, erfolgt bei den Proletariern auf Grund einer Abwehrreaktion.
Hat der Feudalismus das Recht auf die unterkastigen Frauen auf Grund göttlicher Gnade – mythologischer Herkunft oder von Gottes Gnaden im »Gottesgericht« –, so der Großbürger, weil er Geld hat. Er kauft sich die unterkastigen Frauen auf mehr oder weniger subtile Art. Und nun entsteht das neue Ödipaldreieck:



Weil beim Proletarier die größere Urwüchsigkeit und Entwicklungspotenz vermutet wird, fürchtet ihn der Kapitalist als den Potenteren und trachtet danach, ihn unten zu halten. Das bürgerliche Angstbild und das proletarische Wunschbild sind entsprechend verkehrt:



Im Zurückweichen der »Kapitalisten« vor den »Proletariern«, ebenso wie in revolutionären Umbrüchen, spielen die Schuldgefühle und bewußten und uneingestandenen Aufstiegsbejahungen eine analoge Rolle wie die entsprechenden Affekte der Feudalherren gegenüber den Bürgern. Dort, wo die Verhältnisse zu einer weitgehenderen Bejahung der Aufstiegstendenzen veranlaßten, vollzog sich der Aufstiegsprozeß des Proletariats zwar mit Spannungen, aber ohne sadistische Exzesse.

Wiederum finden wir unter den Proletariatsführern Kapitalisten und Kapitalistensöhne, die sich nach unten identifizieren (zum Beispiel Viktor Adler), aber auch Aristokraten (Freiherr von Vogelsang), die das Bürgertum, sich nach unten identifizierend, übersprangen.

Zum größeren Teil jedoch mußten Rechte, die im Grunde nichts anders bedeuten als Einschränkungen der bürgerlichen Verfügungsgewalt über das Eigentum, abgetrotzt werden. Dort, wo es zu Revolutionen kam, gab es *Enteignungen*, als Entmachtung

des Bürgertums gedacht (Rußland, Jugoslavien) oder, maßvoller, einschneidende Beschränkungen des Bürgertums (China).

Daß die Probleme des Proletariats nicht gelöst werden, sondern daß eigentlich ein Rückfall in das feudale *Lehenseigentum* erfolgt – Fabriksdirektor aus der Parteielite erhält die Verfügungsgewalt über die Betriebe –, entspricht der Revolutionsgesetzlichkeit.

Der Staatskapitalismus kann sehr viel drückendere Formen annehmen. Der richtige Weg stellt offenbar einerseits Beschränkung, andererseits die breite Streuung des Eigentums dar. Man sollte die befreiende Funktion des bürgerlichen Eigentums gegenüber dem Feudalismus ebensowenig vergessen wie die Gefährlichkeit schrankenloser Verfügung über das Eigentum.

Die Überheblichkeiten gegenüber Arbeitern sind noch sehr groß. Wenn die Hausfrau 2/510 zum Beispiel erklärt, daß es »auch unter den Arbeitern sehr nette Menschen« gäbe, so besagt das Wort »auch«: Selbst unter den Arbeitern, wo man es offenbar gar nicht vermutet, gibt es »sehr nette Menschen«. Die gleiche Versuchsperson meinte zu »Straßenkehrer«, daß dieser ein »ganz gewöhnlicher Arbeiter und geistig tiefstehend, aber *auch* ein Mensch« sei. Und der Finanzbeamte 2/302 assoziiert zu »Proletarier« stotternd:

»Hat einen üblen Mitgeschmack bekommen, der nicht absolut... der nicht im Wort selbst liegt.«

Hier ist der Affekt so stark, daß die Versuchsperson den Satz gemäß der affektiven Einstellung formuliert, ohne es zu merken. Die Rationalisierung gelingt überhaupt nicht mehr, denn diese würde sinngemäß lauten: Der üble »Mitgeschmack« liegt im Wort und nicht im Menschen. Er sagt jedoch das, was er wirklich meint: Der üble Beigeschmack liegt im Menschen und nicht im Wort. Schon die Worte »der nicht absolut« zeigen von der ambivalenten Affektstruktur, die ihn infolge des Reizwortes beherrscht.

Wenn wir solche Affekte feststellen müssen, dann wird es

erklärlich, daß die uneingestandenen, latenten Spannungen zwischen den einzelnen Gruppen in unserer gegenwärtigen Gesellschaft noch sehr tiefgehend sind. Daß sie zum Großteil unbewußt sind, macht die Problematik noch schwerwiegender, da die offiziellen Auseinandersetzungen dann über Ersatzprobleme geführt werden, ohne daß man an den Kern der affektiven Problematik herankommt.

KASTE UND KLASSE

Bei aller Verwandtschaft der Begriffe besitzt das Wort »Klasse« affektiv nicht die Enge und Abgeschlossenheit des Wortes »Kaste«. Weiterhin besitzt das Wort »Klasse« einen eindeutig ökonomischen Akzent. Bei Karl Marx handelt es sich dabei speziell um die Problematik des Eigentums an den Produktionsmitteln, doch darüber hinaus um die Problematik des Vermögens und des Eigentums schlechthin. Die Trennungslinie verläuft zwischen den Besitzenden und Nichtbesitzenden. Gerade hier ist es sehr schwer, eine präzise Trennungslinie zu ziehen, weil es keinen institutionellen Unterschied gibt. Es gibt Ärzte, deren Produktionsmittel in ihrer Schreibmaschine bestehen. Ihre Hilfskraft benützt sie und verschafft ihnen damit einen Mehrwert. Und es gibt andererseits gigantische Industriekonzerne.
Karl Marx verlegte die endgültige Trennungslinie in die Zukunft. Nach seiner Prophetie, denn im Grunde handelt es sich um eine solche, würden sowohl das Kleinbauerntum als auch alle industriellen Mittelbetriebe und das Kleingewerbe verschwinden, so daß schließlich nur noch Großkapitalisten und Großagrarier auf der einen und Hilfsarbeiter auf der anderen Seite übrigbleiben würden. Natürlich haben wir etwas vereinfacht. Damit wäre eine endgültige Scheidung der Geister sehr einfach möglich: hier einige wenige Kapitalisten und dort die große Masse der Proletarier. Der Trend verlief einige Zeit hin-

durch, während der ersten industriellen Revolution, in der von Marx angegebenen Richtung. Aber gerade jetzt, im Verlauf der zweiten industriellen Revolution, verläuft er völlig anders.
Wie wir zeigten, bedeuten Vermögen und Besitz von Produktionsmitteln nur *einen* Unterschied innerhalb der Gesellschaft. Das Vermögen erweist sich ohne Zweifel als eine sehr wichtige Sache, doch als eine, die nur in den Extremlagen alleinige Bedeutung besitzt. Dies traf allerdings in der frühkapitalistischen Zeit oftmals zu.
Es gibt auch eine Reihe von Personen, die primär von ökonomischen Tendenzen bestimmt werden, doch ist dies nur selten vollgültig der Fall. Wohl führen gleiche Vermögensverhältnisse gern zu einem verwandten Lebensstil, doch trifft auch dies nur sehr oberflächlich zu. Zum Beispiel geben Intellektuelle bei gleichem Einkommen über die Grunderfordernisse hinaus ihr Geld für wesentlich andere Güter aus als etwa Bauern oder Arbeiter mit dem gleichen Vermögen. Der primär ökonomisch bestimmte Klassenbegriff leistet daher, von ganz bestimmten historischen Situationen abgesehen, recht wenig für das Verständnis der seelischen Gegebenheiten in der Gesellschaft. Sicher ist jedoch, daß der Klassenbegriff sich dem Kastenbegriff am meisten in der Dialektik zwischen dem historischen Bürgertum und dem Proletariat nähert. Denn gerade in dieser Dialektik spielt das Eigentum schlechthin eine bedeutende Rolle. Die Spannungen zwischen den Intellektuellen und Nichtintellektuellen jedoch werden durch den Klassenbegriff überhaupt nicht erfaßt. Der Kastenbegriff erweist sich für die Erfassung der Spannungen innerhalb der Gesellschaft als viel adäquater.
Ja, wir können sogar mit guten Gründen sagen, daß der *Klassenbegriff eine Rationalisierung des Kastenaffektes* darstellt. Denn in Wahrheit ist es ein Kastenkampf der Parias gegen die Oberkasten, der mit dem Wort »Klassenkampf« gemeint ist. Im tieferen Anliegen geht dieser Kampf um die Hereinnahme der Parias in die Gesellschaft. Und das Ziel der Entmachtung, wo-

möglich Rechtlosmachung und Ausstoßung der Reichen aus der Gesellschaft, ist die Realisierung eines durchaus verständlichen, jedoch eindeutigen Racheaffekts. Nach dem Taliongesetz (»Aug' um Aug', Zahn um Zahn«) sollen nunmehr die Positionen verkehrt werden. Daß der Racheaffekt keine geeignete Grundlage für wirtschaftliche Vernunft darstellt, ist psychologisch sehr naheliegend.

Gemeint ist also affektiv nicht der Unterschied zwischen Besitzern und Nichtbesitzern von Produktionsmitteln – eine höchst abstrakte Angelegenheit –, sondern der Unterschied zwischen den konzentriert Unterkastigen, Schmutzigen, Armen, Dummen, Abhängigen, kurz, geballt Infantilen, und den konzentriert Oberkastigen, den Reinen, Gescheiten, Reichen, Unabhängigen, Vaterpositionellen. Die Aggression entsteht nicht deshalb, weil es diese Unterschiede gibt, sondern weil sie zu einem Wesensunterschied zwischen den Menschen gemacht wurden und weil sich das Bürgertum ähnlich nach unten verschloß wie vorher die Feudalhierarchie. Ähnlich wie die Feudalen unter dem dynamischen Entwicklungsdruck bereit waren, Spitzenbürger in die eigene Kaste hereinzunehmen, waren auch die Bürger bereit, einzelne Spitzen des Proletariats zu integrieren. Sie waren aber nicht bereit, mit der Arbeiterschaft insgesamt Tisch- und Lebensgemeinschaft zu pflegen und die Arbeiter zu sich hinaufzuziehen. Gerade das jedoch, die Verkastung der Bourgeoisie – und ihr Sohnkomplex –, provozierte die Vateraggressionen und alle reaktiven Sadismen im Proletariat. Die Lösung liegt in der Entkastung beider Seiten.

KASTE UND BIOS

Die Problematik von Kaste und biologischem Aspekt des Menschen differenziert sich nach zwei Seiten hin. Einerseits ist es die Problematik der Geschlechter, andererseits die der biologischen Eigenschaftskomplexe, die wir »Rasse« nennen.

KASTE UND GESCHLECHT

Heterosexuelle Problematik

Wir wollen uns hier nicht in die ganz speziell zu untersuchenden Probleme der matriarchalen Gesellschaft vertiefen, die zwar möglicherweise, aber keineswegs sicher reziproke Verhältnisse zeigen werden wie die patriarchalen. Zur Zeit herrscht *affektiv* praktisch auf der ganzen Welt das patriarchale System, wobei die Männerwelt jeweils um die Frau kämpft. Die Kaste wird primär vom Mann bestimmt. Daran ändert auch die Tatsache der *institutionellen, gesetzlichen* Gleichberechtigung der Frau

nichts. Natürlich gibt es daneben auch, wie wir schon zeigten, den Kampf um den Mann, doch hat dieser nicht die gleiche kastenbestimmende Bedeutung.

Die Frau ist also fast immer *Kampfobjekt*, der Mann *Kampfsubjekt*. Die schöne, attraktive Frau dient als soziale Auszeichnung. Diese Ansicht führt oft dazu, daß sich ein arrivierter Mann eine neue Frau »zulegt«, die seiner neuen Position besser zu entsprechen scheint. Vielfach wird die treue, zuverlässige und opferbereite Kampfgefährtin des Mannes aus den Tagen seines Aufstiegs mit einem Mannequin (– man beachte das sächliche Geschlecht des Wortes –) ausgewechselt, das gewöhnt ist, teure Kleider vorzuführen und sich dazu in einem subtileren Sinn zu exhibitionieren. Man erkennt, wie hier die Frau als Demonstrationsobjekt der Kastenposition dient.

Aber zur väterlich-oberkastigen Position gehört häufig auch die Demonstration der eigenen Potenz durch das »Halten« mehrerer Frauen. Dort, wo die Polygamie erlaubt ist oder war, haben die »Großen«, Reichen, Mächtigen, mehrere Frauen, während sich die »Kleinen« dies nicht leisten können. Tacitus erzählt z. B. von den Germanen, daß die Edlen »um ihrer Vornehmheit willen« mehrere Frauen hielten. Dort, wo die Frauen hart arbeiten müssen, stellt dagegen die Frau ein Arbeitskapital da.

Die christliche Einehe, besonders die katholische Unauflöslichkeit der Ehe, ist kastenfeindlich, denn bei konsequenter Einhaltung der Ehegesetze ist einerseits der polygame Frauenprotz, andererseits die Auswechslung beim Kastenaufstieg unmöglich. Das feudale Mätressenwesen stellt eine Kompromißbildung zwischen der christlichen, kastenfeindlichen Einehe und der kastenbetonten Polygamie dar. Im bürgerlichen Kapitalismus gibt es ebenfalls ein entsprechendes Mätressenwesen und, nach Lösung von den christlichen Grundsätzen, auch noch den Frauenwechsel. Der Roman »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein« von Dudinzew zeigt, daß auch die sowjetische Oberkaste offenbar dazu neigt, mit dem Aufstieg einen Frauenwechsel zu verbinden.

Die Unterposition der Frau ist darüber hinaus noch anderweitig bestimmt. Für die europäische Frau liegt der Hauptakzent ihrer Tätigkeit immer noch im Haushalt. Dies beruht zum Teil wohl affektiv in der Natur der Frau, die eben Kinder bekommt, sie stillt und pflegt. Die Haushaltsarbeit ist jedoch zum Teil Schmutzarbeit, immer jedoch Handarbeit, natürlich mit den intellektuellen Steuerungen, die jede Hausarbeit besitzt. Dieses Faktum bestätigt die unterkastige Situation der Frau. Dabei spielt die Herrentümlichkeit des Mannes auch noch mit, obwohl seine Befehlsposition de facto häufig sehr reduziert ist.

Weiterhin erhält, wie wir schon an anderm Ort zeigten, die Frau sekundär durch den Mann ihren gesellschaftlichen Standort. Ist sie nicht aus der gleichen Kaste wie er, wird sie durch ihn sekundär oberkastig oder unterkastig. Diese häufig vorkommende Sekundärposition macht es verständlich, daß Frauen eher Snobismen ausbilden als Männer, weil sie ein unbewußtes Minderwertigkeitsgefühl zu übertrumpfen haben. Die Frauen »erheiraten« oftmals einen Titel; damit taucht der bekannte Gegensatz von Ursprung und späterer Position auf. Auch hier bei der Frau handelt es sich wiederum nicht um eine naturhafte negative Stigmatisation — diesmal des weiblichen Charakters —, ihre Verhaltensweise ist vielmehr aus der besonderen Situation vieler Frauen verständlich. Primär oberkastige Frauen, etwa Adelige oder Akademikerinnen, benehmen sich auch nicht anders als primär oberkastige Männer.

Heute führt die Abbröcklung des patriarchalen Weltbildes dazu, daß die Familienposition nicht mehr im gleichen Maß vom Mann bestimmt wird. Daher heiraten schon zahlreiche Frauen jüngere Männer, — ein Verstoß gegen das patriarchale Leitbild. Die Frauen können nun eher »hinunterheiraten«. Die Vorstellung, die Frau müsse zu »einem Mann hinaufschauen«, hatte den Trend der Frau zu den oberkastigen Männern bestimmt.

In einer Gesellschaft, in der die Position stärker von der Frau bestimmt wird, besagt es weniger, wenn die Frau einen unter-

kastigen Mann hat. Die Frau »*wirft* sich dann *nicht mehr weg*« (das heißt: hinunter), sondern hebt ihn zu sich herauf, wie dies der »Graf« oder der »Held der Sowjetunion« in hiesigen oder sowjetischen »Courths-Mahler«-Romanen mit dem unterkastigen Mädchen tun.

Homosexualität

Nun läßt sich der Narzißmus, die Selbstliebe, auf Menschen mit gleichen oder ähnlichen physischen oder psychischen Merkmalen und somit zum Gruppennarzißmus ausdehnen, wenn auch dadurch nicht immer eine Kaste im Vollsinn des Wortes zu entstehen vermag.

Ähnlich wie aus dem zölibatären katholischen Klerus keine Kaste im Vollsinn des Wortes werden kann, ähnlich kann auch sonst kein Männer- oder Frauenbund eine Kaste im Vollsinn des Wortes werden.

Die Tendenz zur Kastenbildung innerhalb der Geschlechter besteht jedoch schon. Extreme Frauenrechtlerinnen ebenso wie homosexuelle Männer wollten am liebsten immer nur unter sich bleiben und würden auch am liebsten untereinander heiraten und Kinder haben. Die Frauen möchten sich vom Mann unabhängig machen, ebenso wie die Männer von den Frauen, um unter sich bleiben zu können[74]. Der Wunsch geht hier weit über die Möglichkeiten, die die Realität bietet, hinaus.

Wenn es den Biologen gelänge, auch beim Menschen (wie es schon bei Tieren glückte) zwei Eizellen zur Kopulation zu bringen, wäre es dem weiblichen Geschlecht möglich, unter sich zu bleiben und eine echte Frauen-Kaste zu bilden. Dies scheint heute im Bereich des Möglichen zu liegen. Zur Bildung einer Männerkaste wäre eine noch viel größere Brutofentechnik nötig, die es ermöglichen würde, daß zwei kopulierte Samenzellen miteinander ein neues Lebewesen ergeben. Wenn wir diese Möglichkeit für die fernere Zukunft auch nicht als völlig ausge-

schlossen hinstellen wollen, so scheint die konkrete Möglichkeit einer Geschlechtskaste der Frauen doch wesentlich größer zu sein.

Man wird mit Recht die Idee einer Realisierung einer Geschlechtskaste als intensiv *pervers* empfinden. Betrachtet man jedoch den Verlauf der Entwicklung einzelner Wissenschaften, so erscheint die Idee selbst keineswegs mehr im gleichen Grade unmöglich. Während sich also die Wunschbilder von Geschlechtskasten bislang nicht realisieren lassen, tauchen am Horizont der Wissenschaften immerhin schon Möglichkeiten dazu auf. Zugleich mit den Möglichkeiten von Geschlechtskasten erscheint die Realisierbarkeit der narzißtischen Selbstzeugung, wie sie der Seite 257 zitierte ägyptische Mythos wünscht, im Bereich des Möglichen.

KASTE UND RASSE

Es ist sicher, daß sich in Indien, aber auch in anderen Ländern Affinitäten von Kasten und Rassen zeigen. Rasse ist ein biologischer Merkmalskomplex, der mehr oder weniger exakt gefaßt wird. In Anknüpfung an das über die Problematik von Sieger und Besiegten Gesagte können wir uns auch dieser Frage theoretisch nähern.

Ist nämlich das Eroberervolk, das oft eine weniger differenzierte Kultur besitzt als das unterworfene, anderer Rasse, unterscheidet es sich biologisch von dieser, dann wird die Kastenproblematik gleichzeitig zur Rassenproblematik. Das Eroberervolk versucht seine oberkastige Position beizubehalten und führt deshalb gerne für sich die Endogamie ein. In extremen Fällen dürfen sich auch nicht Eroberermänner mit Frauen der Unterworfenen einlassen, denn die aus solchen Verbindungen hervorgegangenen Mischlinge bedeuten eine Infragestellung der Trennungslinie. Von daher sind auch die strengen Strafen ver-

ständlich, die Manu für jene Arias festlegte, die sich mit einer Unterkastigen verbanden. Wir erkennen hier zwei Möglichkeiten: entweder keine unterkastigen Frauen oder nur als Konkubinen. Solche Eroberungsüberschichtungen können nicht etwa nur Arier, sondern auch Mongolen oder Neger in ähnlicher Weise realisieren.

Die Kriegstüchtigkeit hängt kaum von Rassengegebenheiten ab, wohl aber vom rauhen Klima und von gewisser Unbill der Natur (Mongolen, Nordindianer, Gebirgs- und Wüstenvölker).

Daß die Affinität zwischen Rassen und Kaste, wie sie da und dort besteht, keineswegs eine notwendige, etwa in der Natur der »besseren« (= siegreichen, herrschenden) Rasse gelegene ist, sondern daß dies mit Sieg und Niederlage sowie mit der Gesetzmäßigkeit der Kastenbildung überhaupt zusammenhängt, wird ersichtlich. Die Sieger sind immer die »Besseren«, das entspricht der Feudalansicht, den Zweikampf als »Gottesgericht« zu werten und den Sieger als Sieger von »Gottes Gnaden«, eine infantil-naive Annahme. Wenn etwa die Italiener schlechtere Soldaten sind als die Deutschen, dafür aber schönere Häuser bauen können, so ist für ein entwickeltes Kulturempfinden das Bauen schönerer Häuser eindeutig der Kriegstüchtigkeit vorzuziehen. Nur eindimensionale Wertmessungen kommen zu so einfältigen Wertungen von »besser« und »schlechter«.

Bei Überschichtungen von Völkern kommt es auch zu komplizierten religiösen Überlagerungen. So verdrängt der Gott der Eroberer oft den Gott der Besiegten. Das irdische Geschehen wird ins religiöse projiziert, um dann wieder zurückintrojiziert zu werden. Häufig wird auch aus dem Gott oder den Göttern der Eroberten der Teufel der künftigen Gesellschaft. So wird affektiv das weitgehend triebhaft bedingte Kastensystem religiös durch Modifizierung des ursprünglich echt religiösen Ansatzes gerechtfertigt[75]. Diese Problematik müßte jedoch in einer eigenen Arbeit geklärt werden.

Die Eroberer besetzen die oberkastigen Berufe und drängen die

Eroberten in die unterkastigen Positionen, so auch in die Schmutzberufe. Um die Eroberung zu halten, ist es auf jeden Fall nötig, die Waffen in der Hand zu haben, also Krieger zu spielen. Aber auch die Priesterschaft ist wichtig, weil sie besonders auf das kollektive Über-ich Einfluß hat. So wird beim Eroberervolk ein bestimmter Stil gepflegt und tradiert.

Die Auseinandersetzung von Eroberern und Eroberten zeigt sich auch auf dem Gebiet der Sprache. In England zum Beispiel siegte die Sprache der durch die Normannen unterworfenen Gruppe, was das grammatikalische Grundgerüst betrifft. Jedoch nahm die Sprache recht viele normannische Vokabeln auf, und die betonte Benützung solcher gilt als vornehm. In Gallien siegte das Römische über das Gallische. Die Gesetzmäßigkeit dieser Entwicklung müßte man jedoch eigens untersuchen. Kulturelle Über- oder Unterlegenheit der Eroberer sowie die zahlenmäßige Größe der Überschichter werden den Ausschlag geben.

Beim Problem von Kaste und Rasse ging es nicht um die Rassenideologie, sondern um die realen Verhältnisse im Anschluß an gegebene biologische Faktoren. Die Rassenideologie soll uns später beschäftigen.

KASTE UND RELIGION

Wenn wir von Religion sprechen, wären wir berechtigt, auch jene Lehren einzuschließen, die sich zwar nicht als Religion direkt zu erkennen geben – wir meinen die -ismen –, die trotzdem aber um einen Sakralwert strukturiert sind und das Insgesamt der Realität zu deuten versuchen. Es sind die »Religionen« im weiteren Sinn, sie beanspruchen aber die religiöse Affektation ebenso wie die eigentlichen Religionen. Wir besprechen diese Sekundärreligionen jedoch in einem eigenen Abschnitt, den wir »Kaste und Ideologie« betiteln.

KASTE UND CHRISTENTUM

Obwohl zu diesem Thema eigene Arbeiten vorliegen, haben wir allen Grund, uns auch in dieser umfassenden Arbeit genauer mit ihm zu beschäftigen. Denn wenn auch das geschichtliche Christentum immer wieder kastenfreundliche und kastenfördernde Züge aufweist, so darf doch nicht übersehen werden, daß mit

Christus, wie nie zuvor, die Kastenfremdheit, ja Kastenfeindlichkeit in die Welt gekommen war und damit der entscheidende Ansatz zur Integration der Menschheit. Um uns dem Christentum entsprechend vorbereitet zuwenden zu können, wollen wir uns zunächst mit seinem Ursprung, dem Judentum, beschäftigen. Danach soll das Grundverhalten Christi, das seiner Apostel und zuletzt das des historischen Christentums betrachtet werden. Unsere Feststellungen sind eindeutig psychologischer Art und nicht theologischer; das heißt jedoch nicht, daß sie theologisch uninteressant sind. Doch dies zu beurteilen, ist Sache der Theologen. Heilsgeschichtlich theologische Gegebenheiten können psychologische umgreifen.

Das gilt von allen wissenschaftlichen Feststellungen der Bibel gegenüber. Wenn den Israeliten ein Sturm das Meer wegbläst und der Sturm gerade dann aufhört, wenn die Ägypter im Meeresbett sind, so kann dies durchaus meteorologisch erklärt werden, hat jedoch darüber hinaus einen heilsgeschichtlichen Sinn, der jedoch nicht in die Kompetenz der Meteorologie fällt.

Das Judentum

> »Ich bin ... dein Gott, der dich hinweggeführt hat aus Ägypten, dem Haus der Sklaverei.«
>
> *Ex 20, 1–2*

Wenn wir uns um die Eigenart und damit um die Fähigkeiten und um die Aufgabe des Judentums bemühen, so empfiehlt es sich, das tradierte Kernerlebnis dieses Volkes – sein historisches Schicksal – besonders zu beachten. Beim Judentum ist bis heute *ein* Grunderlebnis in aller Tradition herausgestellt worden – Hinweise darauf tauchen immer wieder in den Schriften beider Testamente auf –, und zwar das Grunderlebnis des Ausbruchs aus der ägyptischen Sklaverei. *Der »Exodus« ist das Heldenlied des Judentums, des Ausbruchs aus einer in vieler Hinsicht überlegenen Herrschaft.*

Dieser Ausbruch ist das Werk des Moses, und es ist daher verständlich, wenn Freud gerade an ihm ein tiefes Verständnis für das Judentum und damit auch ein vertieftes Selbstverständnis zu erlangen trachtete[76]. Freuds Mosesdeutung, so genial sie im einzelnen sein mag, muß jedoch verschiedene Teile des Berichts für unhistorisch erklären. Das wäre wissenschaftstheoretisch nur dann erlaubt, wenn es nicht anders möglich wäre, die inneren Vorgänge des Moses psychologisch befriedigend zu erklären.

Aber wir können uns mit den erarbeiteten Begriffen sehr wohl innerhalb der psychologischen Problematik des Moses orientieren. Ja, die affektive Lagerung der Kastenproblematik wird auf Grund des gegebenen historischen Berichts sogar sehr verständlich.

Moses ist der Freiheitsheld des Judentums schlechthin. Ein ursprünglich freies Nomadenvolk befand sich in ägyptischer *Gefangenschaft und Sklaverei*. Moses führte es aus dieser Gefangenschaft in die mühsame und riskante Freiheit der Wüste. Der Durchbruch und Ausbruch aus der ägyptischen Sklaverei ist also sein Werk. Er führte die Israeliten auf Grund einer Identifikation mit dem Willen seines Gottes, der die Freiheit von aller Knechtschaft will, der in seinen Gesetzen immer wieder darauf Bezug nimmt, daß er sein Volk aus dem »*Haus der Knechtschaft*« befreite.

Betrachten wir nun die affektive Lagerung bei Moses. Nach Exodus 1 gab es einen ägyptischen Befehl, alle neugeborenen israelitischen Knaben zu töten, indem man sie in den Nil warf, die Mädchen jedoch leben zu lassen.

Dieser Befehl wäre typisch für exzessives Verhalten von Oberkastigen. Denn bei Befolgung eines solchen Befehls blieben die Mädchen als das ungefährlichere Geschlecht und als Triebobjekte für die oberkastigen Ägypter übrig, die sie nicht einmal (wie beim Recht der ersten Nacht) mit den Unterkastigen zu teilen hätten. Nun finden wir die feudalistische Herkunftswer-

tung, die Verkastung, gerade bei den Ägyptern besonders ausgebildet (Inzestehe bei den Pharaonen).
Nach Exodus 2 versuchte die jüdische Mutter des Moses, ihn vor der ägyptischen Aggression zu schützen. – Ähnlich wird später Christus von Herodes bedroht. – Sie setzt das Kind aus, es wird von der Pharaonentochter gefunden und als Sohn angenommen, die wirkliche Mutter des Knaben wird seine Amme[77]. Diese Situation besitzt verschiedene Aspekte. Erstens zeigt sie das unbezweifelbare Durchbrechen des ägyptischen Kastennarzißmus durch die Pharaonentochter. Wäre diese dem ägyptischen oberkastigen Affekt gefolgt, so wäre ihre Reaktion zumindest so gewesen, daß sie sich nicht weiter um das Kind gekümmert hätte. An dem Verhalten dieser Hochfeudalen zeigt sich, wie sich die menschliche Natur gegen die Kastenschranken wehrt. Die Pharaonentochter steht als Verkörperung der Kastenfremdheit am Beginn der geschichtlichen Konsolidierung des Judentums. Ihr fehlt der Sohnkomplex der Pharaonen, so wollte sie den Tod des israelitischen Knaben nicht. (In der Chronos-Zeus Mythologie nimmt sich die Frau des Chronos des künftigen Revolutionärs an.)
Die Juden waren bei den Ägyptern offensichtlich etwas Ähnliches wie zwangsangesiedelte Zigeuner, die ja von den Seßhaften immer als fragwürdige Erscheinungen angesehen werden. Der Knabe Moses gelangte also von der Kaste her gesehen a priori in eine Zwischenposition. Der Herkunft nach kam er von unten – der Erziehung nach war er jedoch oben. Er bekam eine hochfeudale Erziehung, wurde mit dem Bildungsgut der Zeit vertraut gemacht wie nur wenige, andererseits war er jedoch kein »richtiger« Pharaonensohn. In der Familie des Pharao wird er eine ähnliche Rolle gespielt haben, wie sie etwa ein zusätzlich angenommenes Kind in einem Königshaus unter lauter Prinzen (Erzherzögen) spielen würde.
Auf Grund der historischen Geschehnisse dürfen wir auf eine außerordentliche Intelligenz des Moses schließen. Und in diesem hochfeudalen Milieu mußte er wohl erkennen, daß er den

ägyptischen Prinzen überlegen war, daß aber die Herkunft ungerechtfertigterweise einen entscheidenden Unterschied darstellte.

So, als fünftes Rad am Wagen, und durch seine Herkunft mit den unterkastigen Israeliten verbunden, mußte ihn schließlich die Mißhandlung eines Israeliten durch einen Ägypter entsprechend reizen. *Es kam zu der entscheidenden Identifikation nach unten, die für das Judentum wohl überhaupt als archetypisch zu gelten hat.*

Moses, außer der Herkunft mit allen positiven Attributen der Oberkasten ausgestattet, identifiziert sich also nach unten und wird so zum Führer der unterkastigen Israeliten und zu ihrem Befreier.

Das numinose Erlebnis, das in ihm den Entschluß zur Befreiungstat endgültig werden läßt, ist das der Konfrontation mit dem brennenden Dornbusch. Der brennende Dornbusch ist an sich ein Symbol lodernden (= brennenden) Widerstandes (Dornen). Im Gespräch mit dem Gott der Freiheit, der der einzige und somit allverbindlich ist – wir haben dieses Gespräch wohl auch als inneren Dialog des Moses mit seinem Gewissen zu verstehen –, empfängt er den Revolutionsauftrag.

Nicht die Götter der Ägypter rechtfertigen den Aufstand gegen das ägyptische Gesetz, sondern der Gott der Freiheit, der sich durch eine existentielle Tautologie selbst definiert. Ich bin, der Ich bin, lautet eine Übersetzungsvariante.

Dieses Erlebnis mit dem brennenden Dornbusch ist einer der zentralen Momente der Weltgeschichte. Denn von hier an datiert die Erhebung des Judentums, das damit die erste große Schlacht für die Freiheit und Menschenwürde schlägt. Von nun an sollte der Ruf nach Freiheit von der Sklaverei nie mehr verstummen.

Moses wird bedrückt vom Selbstzweifel und der inneren Not aller Revolutionäre. Aber der Ausbruch aus der Sklaverei gelingt.

Der Gott, der über all dem Geschehen thront, ist ein Gott der Freiheit von Bedrückung. Seine Normen, die Moses empfängt, sollen eine Verkastung, wenigstens zunächst innerhalb des Volkes Israel, verhindern. Immer wieder finden wir den Hinweis, daß sich Gott mit den versklavten Israeliten identifizierte und sie in die Freiheit führte, daß der Gott der unterkastigen Israeliten stärker war als die Götter der Feudalvölker.

Moses ist, was die Möglichkeit einer Erklärung seiner psychischen Haltung betrifft, ein Umwelttypus. Er entspricht durchaus der Umweltmythologie (Kind einfacher Eltern in hochfeudaler Umgebung ergibt Führerpersönlichkeit!). Er erzieht die Israeliten zu freien Menschen, zeigt gewissermaßen an ihnen, daß es möglich ist, aus Sklaven Freie zu machen. Und in der jüdischen Gesetzgebung wird immer wieder auf die Befreiung aus der Sklaverei hingewiesen. Adam Müller sagte hier schon sehr einsichtige Worte:

»Moses gründete ein Volk von Priestern und erklärte zum obersten Gesetzgeber und König desselben den einzigen Gott, Jehova, und als erstes Reichsgrundgesetz den Glauben an diesen einzigen, unsichtbaren König. *Die Modeliebhaberei unserer Zeit für das griechische und römische Altertum hat diesen größten Gesetzgeber aus dem Andenken der Gebildeten verdrängt* ...

Lassen Sie uns diesem Unverstand einigen Verstand entgegensetzen ... Wie konnte man ein Volk von Sklaven für die Freiheit erziehen?

Moses löste die ungeheure Aufgabe. Was sind all die Helden der Freiheit ... — was sind Leonidas mit seinen Spartanern und alle Brutusse der Welt für Pygmäen gegen diesen riesenhaften Helden der Freiheit ...«[78]

Die Juden sind nicht, wie manche Antisemiten es wollen, ein Sklavenvolk, sondern ein befreites Volk, das in Ritus und Kultus die Tatsache dieser Befreiung institutionalisierte, ja in vieler Hinsicht in dieser antiautoritären Aggression steckenblieb.

Die Situation, Sklave gewesen zu sein, führte zu einer geradezu

übervorsichtigen Haltung menschlichen Autoritäten gegenüber. Es gibt eine durchgehende Haltung im Judentum bis zu Karl Marx, die antiautoritativ, antiväterlich ist und die Brüderlichkeit und Gleichheit unter den Menschen betonte. Dieser antiautoritäre Affekt, die Erfahrung des Sklaventums, macht die Aufgabe und auch das spezielle Auserwähltsein des Judentums aus. Der Gott, der die Sklaven liebt, beauftragt zur Identifikation nach unten.

In der *Vererbungsmythologie* wird demgegenüber ein Kind aus königlichem »Geblüt« in ein einfaches Milieu gestellt, der junge Königssohn betrachtet jedoch bereits die andern Kinder »herrisch« und legt Herrschertalent an den Tag.

Auf Grund unseres Wissens ist es sicher, daß Moses im israelitischen Milieu nicht die Bildung erhalten hätte wie im pharaonischen. Seine Begabung wäre natürlich die gleiche gewesen. Weiterhin hätte er auch nicht im gleichen Maß die Fähigkeit zum Volksführer erhalten, da ihm die innere Struktur der Oberkasten nicht im gleichen Maß geläufig gewesen wäre.

Daß an der Spitze des Freiheitsausbruchs der Juden ein milieugeprägter Typus steht, wirft auf den ganzen antikastenhaften und antifeudalen Ansatz des Judentums ein bedeutsames Licht. (Wir befinden uns ja im Pharaonenreich, in dem der Feudalismus auf die inzestuöse Spitze getrieben wurde.)

Die Einrichtung des Sabbats wird dreifach motiviert. Die Sklaven sollen verschnaufen können, erstens weil auch Gott verschnauft hat (Identifizierung Gottes mit den nicht unterkastig sein sollenden Sklaven). Zweitens, weil Israel selbst Sklave in Ägypten war und um die Wohltat des Verschnaufens weiß (das auserwählte Volk soll sich mit den unterkastigen Sklaven identifizieren). Drittens, weil Gott die unterkastigen Sklaven liebt. Er hat ja auch die Israeliten am meisten geliebt, als sie »Sklaven waren im Lande Ägypten« (Lv 19, 34; Dt 10, 18 f.)[79].

Das Gesetz vom Berg Sinai beginnt – bemerkenswert genug – gleichsam als Rechtfertigung für die Gesetzgebung mit einer

Selbstcharakterisierung Gottes: »Ich bin der Herr, dein Gott, der dich hinweggeführt hat aus Ägypten, dem Haus der Sklaverei«, und dann wird fortgesetzt: »Du sollst neben mir keine anderen Götter haben . . .« (Ex 20, 1 ff.).

Das Gesetz vom Berg Sinai ist gleichsam der Abschluß des Exodus. Die Erfahrung der Sklaverei und die Bejahung der Freiheit soll für alle Zeiten fixiert werden. Im kommunistischen Sprachgebrauch würde man sagen: Die Errungenschaften der Revolution sollten tradiert werden. Noch im revolutionären Ansatz Karl Marx' ist das Faktum, Sklave gewesen zu sein in Ägypten, wirksam. Das Gesetz, das das Leben anderer heiligt, ist zum Teil als transzendente Verankerung der Befreiung aus der Sklaverei zu verstehen.

Die Geschichte des Judentums ist ein einziger großer Kampf – beispielhaft für die Geschichte der Menschheit – um die Allgemeingültigkeit und Unteilbarkeit dieser gewonnenen Freiheit gegen Angriffe von innen und außen.

Israel wurde zur Theokratie, Gott ist sein König. Daß ein solches Gottkönigtum mit der landläufigen Monarchie nur das Wort »König« gemeinsam hat, ist einsichtig. Es ist durchaus vertretbar, der »Sklave Gottes« zu sein, niemals aber der Sklave eines Menschen.

Das Land, das Israel in Besitz nahm, ist nicht sein eigenes Land. Es ist ihm von Gott zu Lehen gegeben. Denn alles ist Eigentum Gottes. Nach der Landverteilung sollte es dem Judentum nicht möglich sein, die Besitzverhältnisse wesentlich zu ändern. Es soll sich keine reiche Oberkaste bilden können und kein Proletariat. Die Leviten und Priester erhalten kein Land: »Denn mein ist das Land, Gäste und Pächter seid ihr bei mir« (Lv 25, 23).

Man sieht, die Theokratie gilt auch im Bereich der Wirtschaft (eine etwa hier anschließende Diskussion um Gemein- oder Privateigentum wäre aber verfehlt und würde am Wesentlichen vorbeigehen!)[80]. Wenn ein Israelit verarmte und sein Land verkaufen mußte, dann war er, falls er wieder zu Geld kam, be-

rechtigt, sein früheres Eigentum wieder zurückzukaufen. Blieb er weiterhin arm, mußten seine Verwandten es für ihn tun. War auch dies nicht möglich, bekam er (oder seine Erben) das Grundstück im 50. Jahr unentgeltlich wieder zurück. Alle Eigentumsübertragungen wurden im siebenmal siebenten Jahr (Jubeljahr) hinfällig erklärt[81]. Den Armen gehörte die Nachlese auf den Feldern. Daß die tatsächlichen Verhältnisse oft andere waren als die gesetzlichen, ist selbstverständlich, denn Abweichungen vom Gesetz gibt es immer. Aber man sollte zunächst die Tendenzen der Gesetzgeber zu erkennen trachten.

Wie gegen die Verkastung, ist das beste Judentum auch ursprünglich gegen einen festen Tempel. Die Bundeslade soll symbolisch immer zum Aufbruch bereit stehen: »In den Hülsen des Schreins sollen die Stangen sein, sie sollen von ihm nicht weichen!« (Ex 25, 15).

Im Prophetismus besaß das Judentum ein erstes Sichtbarwerden schöpferischer Elemente. Wie echte Genialität weder vererbt noch tradiert werden kann und aus jeder Schicht des Volkes zu kommen vermag, so auch die Propheten. Vom Pflug weg oder von der Tenne ruft Gott den Propheten und führt ihn hinweg. Das Charisma bleibt weder in der Familie noch kann man es institutionalisieren. Man kann es nur anerkennen und fördern oder verdrängen, oder sogar bis zu einem gewissen Grad kontrollieren. Erzeugen oder tradieren kann man es nicht[82].

Wir verstehen daher auch den Widerstand, den die Propheten zuerst einmal der Einsetzung, dann der inneren Expansion eines Königtums entgegensetzten. Denn eine Kultur des Schöpferischen widerspricht zutiefst der Herkunftswertung.

In diesem Zusammenhang ist es hochinteressant, die Reaktion des Richters Gedeon zu beachten, als man ihm das Königtum anbietet. Da kommt der »Bote Jahves« zu Gedeon, dem »Geringsten in Manasse und dem Letzten in seiner Familie«, der gerade auf der Tenne Weizen drischt, und beruft ihn (der »Geist« Jahves »bekleidet« sich mit ihm)[83]. Dies heißt einfach, Gedeon

hat das Erlebnis, auserwählt zu sein. Der (nichtlevitische!) Gedeon opfert ein Ziegenböckchen und ungesäuerte Brote auf einem Felsen, reißt den Baalsaltar »seines Vaters« um und verbrennt in der Nacht auf einem neu errichteten Höhenaltar (»hoch oben auf der Burg«) einen Stier, sammelt ein Heer und siegt. Der Kriegsschrei des Heeres war: »Das Schwert (kämpft) für Jahve und für Gedeon!« Nach dem Sieg boten die Israeliten dem »Richter« die erbliche Königswürde an. Er aber lehnte ab: »Ich kann nicht euer König sein. Auch mein Sohn darf nicht über euch herrschen. Jahve ist euer König!« (Ri 8, 23)[84].

Daß Gedeon nicht nur für sich, sondern auch für seinen Sohn die Königswürde ablehnt, entspricht der tiefverankerten Überzeugung: das Königtum kommt nur Gott zu und ist daher, von Menschen realisiert, antigöttlich. Die Faszination der Macht reicht ebensowenig wie der Tradierungsdrang aus, sein Gewissen zu bestechen. Kein Mensch darf über Menschen herrschen. Niemand darf Pharao sein.

Wie sehr sich die besten Kräfte des Judentums gegen die Einsetzung eines Königtums wehren, zeigt die Zwiesprache Samuels mit dem Gott seines Gewissens, nachdem ihn die Israeliten dazu gedrängt hatten, über sie einen König einzusetzen:

»Als Samuel sich beim Herrn beklagte, antwortete der Herr dem Samuel: ‚Höre auf das Verlangen des Volkes in allem, was es von dir fordert! Nicht dich haben sie verworfen, sondern mich, daß ich nicht länger König über sie sei. Sie machen es mit dir genau so wie sie es mit mir gemacht haben seit der Zeit, da ich sie aus Ägypten weggeführt habe, bis auf diesen Tag: sie verließen mich und dienten andern Göttern. Höre nur auf ihr Verlangen, aber verwarne sie ernstlich und stelle ihnen die Ansprüche des Königs vor, der über sie herrschen wird!'« (1 Sam 8, 7–9).

Hier wird das Königtum direkt dem Götzendienst gleichgesetzt. Nur um der Achtung vor der Freiheit willen läßt Samuel sie in die Unfreiheit fallen, aber er sagt ihnen vorher, was sie erwartet. Er macht dem Volk klar, daß es mit seiner Forderung eigentlich Jahve untreu werde. Er stellt ihm auch ganz richtig

vor Augen, welche sozialen Folgen die Einführung der Monarchie haben werde: der König werde die Söhne der Israeliten zum Kriegsdienst zwingen, sie als Knechte auf seinen Gütern beschäftigen (die Töchter als Mägde). Er werde Land enteignen und seinen Dienern geben, werde einen Zehnten erheben und »ihr selbst werdet Knechte sein«.

»Wenn ihr dann über den König, den ihr euch erwählt habt, Klage führt, so wird euch der Herr an jenem Tage nicht erhören!« (1 Sam 8, 18)[85].

Diese pessimistische (aber wahre) Zeichnung des Königtums wäre das Gegenstück zur richterlichen Jothamfabel[86], die zeigt, daß »das Königtum kein produktiver Beruf ist, daß es müßig, aber auch verwirrend und zersetzend ist, daß Menschen über Menschen herrschen«[87].

Als dann schließlich doch das Königtum eingeführt wird – Saul begeht als erster israelitischer König, wohl unter dem seelischen Druck Samuels, Selbstmord – gelingt es David, sich jene Sakralität anzueignen, wie dies die mittelalterlichen Könige und Kaiser bis zur »apostolischen Majestät« ebenfalls zu tun verstanden.

Feierlich holt daher David die »Lade des Bundes« aus dem Exil und tanzt in liturgischem Kleid vor ihr. Das war weder herzlich kindliche Frömmigkeit noch empörend lächerliche Narretei, wie es die königliche Frau annahm, sondern ein kluger politischer Schachzug, wobei politische Klugheit und religiöse Hingabe einander nicht ausschließen[88]. David machte sich zum kirchlichen Diakon (vgl. die Diakonatsweihe der »heilig-römischen« Kaiser!) und wurde dadurch selbst kirchlich legitimiert[89]. Mit der Bundeslade besaß er die Zentralreliquie, sein Sohn Salomon baute den berühmten Tempel.

Der Gott des Wanderzuges, der das Festgemauerte verachtete, sollte in einer Tempelcella begraben werden[90]. So jedenfalls mußte es die prophetische Opposition verstanden haben, die, nach der Zustimmung zum Tempelbau, die schon von Nathan

gegeben war, den Propheten mit einem neuen, gegenteiligen Spruch noch einmal zu David schickte. Wir glauben, daß wir diese Annahme, obwohl der biblische Text von einer Beeinflussung des Nathan durch andere Propheten nichts weiß, doch aus der berichteten Situation erschließen dürfen.

Wir sehen, daß die nomadische Freiheit samt ihren Sublimationen mit dem Erlebnis des Befreiungsausbruchs und der speziellen prophetischen Elitebildung in Israel zutiefst zusammenhängt. Wir verstehen den Gegensatz zwischen den Freipropheten – zum Unterschied von den Hofpropheten – und dem institutionalisierten Königtum, das mit der Einführung der Vererbung öffentlicher Rechte den Weg zur Verkastung beschreitet. Dieser Gegensatz ist außerordentlich tief. Besonders heftig ist er zwischen Elias und Achab bzw. dessen Frau Jezabel. Unehrerbietig wünscht Elias den Majestäten, als diese sich durch einen Mord fremdes Eigentum angeeignet hatten, daß »sie die Hunde fressen« sollten (1 Kön 21, 17–26).

Der Feudalismus hatte jedoch schon damals einen internationalen Zug. Die Fürsten distanzieren sich gemeinsam von unten, heiraten auch innerhalb ihrer Schicht, da sie sich durch eine Ehe mit unten besudeln würden. Daher zeigen auch die jüdischen Hochfeudalen einen Zug zur Internationalität. Salomon heiratet eine Pharaonentochter – allerdings in einer Zeit der Schwäche Ägyptens – und gelangt so in den Kreis der Hochfeudalen. Seine internationalen Kontakte zeigen sich auch im Kontakt mit der Königin von Saba. Der jüdische Feudalismus tendiert nicht zur Abgrenzung des Judentums, sondern sucht und findet Eingang in die Königskaste, um sich mit den anderen Königen gegenüber unten zu isolieren. Achab schenkt Banadad, dem König von Aram, mit der Begründung »Er ist mein Bruder«, das Leben.

Der Feudalismus war nicht die einzige Form der Abweichung vom theokratisch-prophetischen Ideal. Denn dem Grundthema »Du warst Sklave im Lande Ägypten« standen sowohl die Ver-

kastungstendenzen innerhalb des Judentums – der Feudalismus ist hier nur ein Teilproblem – als auch die sekundärfeudalen National- und Rassenarzißmen gegenüber.
Die sich aus der Erfahrung der ägyptischen Sklaverei ergebende Aufgabe, Sendung, Auserwählung, ist, wie wir schon zeigten, die *Identifikation nach unten*. Nicht ein Herausgehobensein zum Zweck der Beherrschung oder der sakrosankten Überlegenheit, sondern eine tiefe Identifikation mit den Intentionen des Gottes der Freiheit, der die Sklaven liebt, ist jenes Auserwähltsein des Judenvolkes. Umgekehrt jedoch wurde von einem Teil des jüdischen Volkes diese Auserwählung als ein Herausgehobensein aus der Masse ekelhafter, dummer, unmoralischer und niedriger Gojim verstanden. Die Nationalarroganz, das Herausisolieren des Judentums aus den andern Völkern, war eine gefährliche Tendenz.
So sehr zunächst der Ausbruch aus Ägypten, die revolutionäre, ödipal-sadistische Antwort auf den Sohnkomplex, berechtigt erscheinen mag, so sehr dürfte diese antiautoritative Aggression nicht fixiert werden. Die massive Isolierung als Abwehr, Sicherung und Bewahrung ist zunächst verständlich. Aber wie in jeder Revolution neben der Aggression auch die Identifikation mit der angegriffenen Autorität eine wichtige Rolle spielt, so brach als eine wesentliche Determinante auch eine Identifikation mit der pharaonischen Autorität durch. Die Errichtung einer institutionellen Ekelschranke – das koschere Essen –, die Nationalendogamie, die Abwertung alles Heidnischen, wurden wesentliche Komponenten einer jüdischen Zwangsneurose, die zur Verurteilung Christi wohl wesentlich beigetragen haben.
Wir müssen diese Erscheinungen als Sekundärpharaonentum verstehen, mit den entsprechenden Übertreibungen aller Sekundärtypen. Das Judentum wird feudalisiert, sieht seine Auserwählung nicht in einem speziellen Dienst an unteren Schichten, sondern sieht sich gegenüber den anderen als etwas Besseres, von Gott her besonders gezeichnet. Nicht mehr Zeugnis für die

göttliche Freiheit, sondern für die eigene Größe wurde gegeben. Das Judentum hat erst in der heutigen Zeit die christliche Einehe voll realisiert, hatte also bis dahin in der Frage der Geschlechter nicht den entsprechenden Standort gefunden[91].

Wenn wir die Abgrenzungsformen des Judentums nach außen betrachten, so erkennen wir deutlich die Kastenbildung in allen möglichen Aspekten. Die Nichtjuden werden gegenüber dem »reinen« Judenvolk als *schmutzig* betrachtet. Der gesellige Verkehr mit den Nichtjuden zog levitische Verunreinigung nach sich.

Jede *Tischgemeinschaft ist unmöglich.* Es ist verboten zu essen, was ein Goi gekocht hat. Höchstens kann man eigene Speisen mitbringen (sehr gewagt). Die Gojim verunreinigen durch *»Berührung, Tragen und Bezeltung«* (gemeinsames Aufhalten im geschlossenen Raum). Daher sollten auch Juden zu keinem heidnischen Arzt in Behandlung gehen[92]! Eine Jüdin darf eine Nichtjüdin zur Geburtshilfe heranziehen (aber Vorsicht, sie könnte dem Kind den Kopf zerdrücken!), nicht aber umgekehrt, denn man hat kein Interesse an der Geburt eines »Götzendieners«! Will eine Nichtjüdin ein jüdisches Kind stillen, große Vorsicht! Sie könnte die Brust mit Gift bestreichen! Da die Nichtjuden auf Unzucht aus sind, darf eine Jüdin mit nichtjüdischen Männern nicht allein sein, auch nicht ein jüdisches Kind mit einem heidnischen Lehrer bzw. Lehrherrn[93].

War die jüdische Frau schon tief gestellt, so die Nichtjüdin noch viel mehr. Die jüdische Frau galt zur Menstruationszeit als unrein, die heidnische war es dauernd. »Menstruierende« wurde ein jüdisch-kirchenjuristischer Fachausdruck für alle nichtjüdischen Frauen und solche, die als nichtjüdisch gelten sollten[94]. Der Umgang mit ihnen machte levitisch »unrein«, ihre Kinder galten (aus der Sicht der Israeliten) als in »Blutschande gezeugt«. Die Minderwertigkeit der Frau, ihre juristische Diffamierung wirkte sich ausnahmsweise in der Herodesfamilie – ihre Frauen griffen sehr aktiv in die Politik ein (allerdings über die Erotik)

– und in den nichtorthodoxen ländlichen Gegenden (Galiläa zum Beispiel, die Heimat Jesu!) nicht aus[95].

Die »Söhne Abrahams« sollten »unter sich« bleiben, unter sich heiraten, unter sich essen und trinken. Natürlich finden wir dafür auch entsprechende Rationalisierungen. So sollten jüdische und nichtjüdische Kinder nicht miteinander spielen, damit die jüdischen »nicht an die Päderastie gewöhnt werden«[96]. Weiter sollte in einem heidnischen Gasthof kein Vieh eingestellt werden, denn dem Heiden »ist das Vieh der Israeliten lieber als ihre eigenen Weiber«[97]! Deshalb auch keinem heidnischen Hirten Vieh zum Hüten anvertrauen!

Der anale Aspekt der jüdischen Reinheits-Unreinheitsneurose zeigt sich auch noch in den folgenden Auffassungen: Die Welt ist in zwei Bereiche geteilt, in den »Lagerbereich Israels« und in die »Welt der Feinde«. Zum ersteren gehört Gott, der levitisch reine Mensch, die Sauberkeit; zu letzterem die bösen Geister, die Dämonen, die Feinde (alle Heiden), die levitisch unreinen Israeliten – die aber nach einem Reinigungsbad etc. wieder »heimkehren« dürfen – der Kot[98].

Wer außerhalb ist, ist also unrein. Außerhalb des Lagers wurde der Kot abgelagert, daher ahnt man die Möglichkeit von Verschiebungen Kot - Welt der Feinde bzw. die der Identifizierung eklig - levitisch unrein - fremd schon in der Lagervorschrift Dt 23, 10:

»Wenn du gegen deine *Feinde* ein Lager beziehst, so hüte dich gewissenhaft vor allem Ungehörigen! Ist jemand unter dir, der durch ein nächtliches Begegnis *levitisch unrein* geworden ist, so *entferne er sich aus dem Lager* ...
Außerhalb des Lagers sollst du einen Platz haben, wo du austreten kannst ... Denn der Herr, dein Gott, zieht in deinem Lager einher.«[99]

Diese Haltungen schafften oder verstärkten auch die inneren Spannungen in Israel. Denn die kastenhaften Tendenzen innerhalb des Volkes werden durch die Abgrenzungen nach außen verstärkt. Wir werden sogleich sehen, warum.

Den Gojim in der Unreinheit gleichgesetzt war das Am-ha-arez (das gemeine Volk, das sich um die Reinheitsgesetze genauso wenig kümmerte wie die Gojim!)[100]. Der Am-ha-arez (die unreine »plebs«, die Paria) hatte nämlich keine Neigung und war auch zu arm, um alle pharisäischen Gebote halten zu können. Auch heute kann sich strenge Orthodoxie nur ein verhältnismäßig wohlhabender Jude leisten (zweierlei Geschirr, heidnische Dienstboten für die am Sabbat anfallende Arbeit, zum Beispiel Ofen heizen, Licht anzünden etc.). Weil sich diese Plebs nach außen verunreinigte, wurde sie um so mehr nach innen unrein. Sie stand also in der sozialen Gliederung ganz unten, war aber dennoch nicht ohne Macht. Die galiläischen Festpilger haben zum Beispiel bis zuletzt immer wieder die Verhaftung Jesu in Jerusalem verhindert!

Innerhalb Israels gab es verfemte, unreine Berufe. Es gibt Aufstellungen davon, wir kennen sieben[101]. Danach waren verachtet: Hundekotsammler, Kupferschmelzer, Gerber, Fleischhauer, Bader, Hirten, Fuhr- und Fährleute etc. (zum Beispiel auch Goldschmiede und Bibelschreiber, darüber aber geteilte Meinung). Besonders unterkastig waren Hirten (unehrlich und diebisch)! Es war verboten, von Hirten Milch etc. zu kaufen. Man denke dabei an die Hirtengleichnisse Jesu, die sicher dem Volk sehr, den Pharisäern wenig gefallen haben, besonders das vom »guten Hirten«[102]. Oder: Hirten waren es, die zuerst zum neugeborenen Gottessohn kamen! Auch die Steuereinnehmer und Zollpächter galten als unterkastig. Beide waren exkommuniziert. Sie waren Hochverräter, infam und durften keinen Eid leisten. Denn sie halfen mit, das Einkommen des »Heiligen Volkes« in fremde Hände gelangen zu lassen. Steuer und Zoll flossen ja in die Hände der Römer und der Herodianer, die keine echten Juden, sondern »heidnische« Halb-Araber waren.

Die »schwärzesten Schafe« Israels wohnten freilich – wie wir wissen – in Samaria, das exkommuniziert und interdiziert war[103]. Diese Haltung ist aus der sozialen Nahdistanz sehr wohl

verständlich. Die kastenhafte Isolation wurde also vom Judentum bis auf die äußerste Spitze getrieben. Allerdings – und dies ist äußerst wichtig festzustellen – gab es gegen diese verkasteten Tendenzen immer wieder starke Kräfte, und im Lager der Freipropheten wurde dieser jüdische Sekundärfeudalismus intensiv angegriffen. Typisch ist der Spruch des Amos:

»Sollt ihr mir denn mehr gelten als die Kuschiten, ihr Söhne Israels? – Spruch Jahves – Wohl habe ich Israel aus Ägypten geführt, doch ebenso die Philister aus Kaftor (Kreta) und die Aramäer aus Kir.« Am 9, 7[104]

Und Johannes der Täufer schließlich kämpft aggressiv gegen die jüdische Herkunftswertung, die zeitweise zur Forderung nach einer Art »Judennachweis« führte, ein trauriger Vorläufer des Ariernachweises aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts:

»Ihr Schlangenbrut! ... wähnt ja nicht, sagen zu dürfen: Wir haben Abraham zum Vater. Denn ich sage euch: Gott kann dem Abraham aus diesen Steinen da Kinder erwecken!« (Mt 3, 7–9).

Wir erkennen also die Entfaltung des Judentums aus der Wurzel des revoltierenden, versklavten Nomadenvolkes unter der Führung des Moses. Grundbestimmt von diesem Erlebnis zieht sich bis zu Christus und auch weiter der Befreiungsdrang und die Identifikation mit den Elenden dieser Welt.
Aber so sehr es wenigstens innerhalb Israels zu einer kastenlosen Gesellschaft kommen sollte – hierauf zielte wohl das theokratische Ideal –, so sehr gab es den Abfall von diesem Ideal; er ist im Judentum immer auch einer von Gott.
Die Isolierung des Volkes – Sekundärpharaonentum – wie auch der Feudalismus im Innern sind verschiedene typische Möglichkeiten des Ausgleitens, und beide wurden begangen. Doch bis heute wirkt der ursprüngliche Imperativ des Judentums aus dem geburthaften Ausbruch aus Ägypten immer noch.

»Er vernichtet die Herzen voll Hochmut,
Mächtige stürzt er vom Throne,
Er erhöht die Niedrigen.
Hungrige erfüllt er mit Gütern,
Reiche läßt er leer ausgehn.«
Maria, nach Lukas 1, 51–53

Fast am Beginn des Lukasevangeliums stehen gewaltige, prophetische Sätze, von einem triumphierenden Affekt getragen. Sie werden von einer Frau gesprochen. Fühlt man sich in diese Affektivität ein, dann spürt man den Jubel der ungebrochenen Frauennatur heraus. Wenn auch verschiedene Sätze Zitate sind, so wird doch Mariens Identifikation mit dem Inhalt deutlich.
Im Gegensatz zu den lieblichen Madonnendarstellungen, die oft geradezu von Sanftheit, Zartheit und Freundlichkeit überfließen, steckt in diesen Sätzen ein unerhört revolutionärer Affekt, zugleich mit einer Siegessicherheit, gegen die es keinen Einwand gibt, in der schon der Triumph des Sieges leuchtet. Man verharmlose dieses revolutionäre Moment nicht. Maria erwartet von Gott gewissermaßen eine *Umstülpung* aller Verhältnisse. Und der Durchbruch zu dieser neuen Welt geschieht durch die Empfängnis eines ganz bestimmten – ihres – Kindes:

»Hoch preiset meine Seele den Herrn
Und mein Geist frohlockt in Gott meinem Heiland;
Herabgesehen hat er in Gnade auf *seine niedrige Magd.*
Seht, von nun an werden mich seligpreisen *alle Geschlechter*«
(Lk 1, 46–55).

Hier erfüllt sich gewissermaßen die jüdische Revolution, denn Maria identifiziert sich später mit »Israel, Gottes Knecht«. Und die Inkubationszeit dieses Neuen, das sich in Israels Schoß vorbereitet, ist zu Ende. Das Seligpreisen durch »alle Geschlechter« kündet schon, an Stelle der noch eingeengten Volksreligion, die *Weltreligion* an.

»Großes hat an mir getan der Mächtige,
Sein Name ist heilig.
Sein Erbarmen waltet von Geschlecht zu Geschlecht
Über denen, die ihn fürchten.«

Und nun kündet sie mit einer triumphierenden Gewalt die Taten des Gottes, der Israel aus der ägyptischen Sklaverei befreite:

»Machtvoll waltet sein Arm.«

Und er vollzieht die gewaltigste Revolution der Weltgeschichte:

»Er *vernichtet* die Herzen voll Hochmut,
Mächtige *stürzt er vom Thron,*
Er *erhöht die Niedrigen.*«

Es ist höchst bemerkenswert, daß es sich hier nicht etwa um einen Dichter der französischen Revolution handelt, sondern um Maria. Sie fährt fort:

»Hungrige erfüllt er mit Gütern,
Reiche läßt er leer ausgehn.«

Auch hier sind wieder bedeutende revolutionäre Ansätze. Und nun identifiziert sie sich mit dem Volk Israel, dem »Knecht«, dessen er sich angenommen hat wie seiner »niedrigen Magd«:

»Angenommen hat er sich Israels, *seines Knechts,*
Eingedenk seines Erbarmens
Mit Abraham und seinen Nachkommen auf ewig,
Wie er unsern Vätern verheißen.«

Diese Relativierung alles Oben und Unten in der Gesellschaft als Vollendung der jüdischen Verheißungen, von Abraham über Moses bis zu Johannes dem Täufer, die Freiheit von aller autoritativen Unterdrückung soll Christus bringen. Die Fundierung des Christentums durch das Judentum ist unleugbar, und es ist unmittelbar evident, daß Christus in der Tradition der Freipropheten steht.
Es ist kein Widerspruch zu dem eben Gesagten, wenn wir erklären, Christus habe nicht primär auf die Fragen der sozialen

Gerechtigkeit abgezielt. Primär ging es ihm um das rechte Verhältnis des Menschen zu Gott, aber auch um die Prinzipien des Zusammenlebens der Menschen untereinander, nicht um Einzelheiten des Erb- oder Strafrechts, sehr wohl aber um den Geist echter Menschlichkeit, der sich zu den verschiedenen Zeiten, je nach den jeweils gegebenen Verhältnissen, diesen anpassend, realisieren sollte.

Das grundlegende Verhältnis der Menschen zueinander umgreift alles Institutionelle. Es umfaßt alles andere, wie das Ganze den Teil, und hat immer neu zur Geltung gebracht zu werden.

Die von Christus gemeinte Brüderlichkeit unter einem Vater – Gott – führt jeweils zur Zersetzung der Kasten. Die primäre Frage ist für ihn die Änderung der Einstellung der Menschen zueinander; die Sozialreformen sind sekundärer Natur, erwachsen jedoch von selbst aus den Prinzipien. Wenn etwa ein christlicher Herr Sklaven hat, so dürften sie, wenn er sein Christentum ernst nimmt, im Vollsinn des Wortes eben keine Sklaven sein, – wie sollte er sie töten dürfen!

Es kann nicht die Aufgabe dieser Arbeit sein, alle Beziehungen Christi zur Kastenfrage darzustellen. Aber an Hand einiger Beispiele können wir zeigen, daß *Christus kastenfremd, ja kastenfeindlich ist,* allerdings ohne jede revolutionäre Verkrampfung. Mit einer natürlichen Leichtigkeit setzt er sich über die Schranken hinweg, die das starre Gesetz des Judentums errichtet hatte. Man beachtet zwar häufig das milde, keineswegs herablassende Verhalten Christi zu den moralisch Defizienten. Christus betont keinen Wesensunterschied zwischen sich und den Verbrechern. Man beachtet aber weit weniger, daß er auch sonst keinerlei Wesensunterschiede macht. Differenzierungen existieren für ihn durchaus. Er spricht mit Gebildeten anders als mit dem ungebildeten Volk, aber er spricht ohne jeden Bildungsdünkel mit den Vertretern jeder Bildungsschicht. Er hat kein Ressentiment gegen die Herren, obwohl er sie angreift; er spielt nicht den

Herrn, obwohl er um seine Überlegenheit wohl weiß. Mehrere Aspekte dieser Kastenfremdheit zeigt die Begegnung Christi mit der Samariterin:

»Da kam eine Samariterin, um Wasser zu schöpfen. Jesus bat sie: ‚Gib mir zu trinken!' Seine Jünger waren nämlich in die Stadt gegangen, um Lebensmittel einzukaufen. – Die Samariterin erwiderte ihm: ‚Wie? Du, ein Jude, bittest mich, eine Samariterin, um einen Trunk?' Jesus antwortete ihr: ‚Wenn du die Gabe Gottes kenntest und den, der zu dir spricht: Gib mir zu trinken, so würdest du ihn bitten, er möge dir lebendiges Wasser geben.' Die Frau erwiderte ihm: ‚Herr, du hast kein Schöpfgefäß, und der Brunnen ist tief. Woher willst du das lebendige Wasser nehmen? Bist du größer als unser Vater Jakob, der uns den Brunnen gegeben und selbst daraus getrunken hat samt seinen Söhnen und seinen Herden?' Jesus erwiderte ihr: ‚Jeden, der von diesem Wasser trinkt, wird wieder dürsten. Wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, den wird in Ewigkeit nicht mehr dürsten. Vielmehr wird das Wasser, das ich ihm gebe, in ihm zu einem Quell, der fortströmt ins ewige Leben.' Da bat ihn die Frau: ‚Herr, gib mir dieses Wasser, damit ich nicht mehr dürste und nicht mehr hierher zu kommen brauche, um Wasser zu schöpfen.' Jesus sprach zu ihr: ‚Geh, ruf deinen Mann und komm dann wieder!' Die Frau entgegnete: »Ich habe keinen Mann!' Jesus erwiderte ihr: ‚Du hast recht, wenn du sagst: Ich habe keinen Mann. Denn fünf Männer hast du gehabt, und den du jetzt hast, der ist nicht dein Mann. Damit hast du die Wahrheit gesagt.'« (Jo 4, 7–27).

Vieles an dieser Stelle ist für das damalige Judentum unerhört. Christus spricht nicht nach unten. Er demonstriert weder seine Bildung noch vertuscht er sie. Er spricht einfach von Person zu Person, die Imponderabilien bleiben bei Seite. Weiß man, daß *die Frau an sich* schon kein Umgang für einen heiligen Mann darstellt, daß die *Samariterinnen* aber im besonderem als unrein galten, daß diese Frau fünf Männer hatte und der gegenwärtige nicht ihr Mann war, so war schon das Sprechen mit ihr schockierend. Was aber gleichsam allem die Krone aufsetzt, ist die Bitte, ihm zu trinken zu geben, denn er stellt damit mit ihr die *Tischgemeinschaft* her.

Die Samariterin ist auch reichlich verwundert: »Du, als Jude,

bittest mich um einen Trunk?« In dieser Frage steckt die zentrale Problematik. Nur weiß sie zunächst noch nicht, daß Jesus auch von ihrer sexuellen Verkommenheit weiß. Die Haltung Christi wirkt ganz selbstverständlich, er nimmt die Sache zum Anlaß, mit ihr ein theologisches Gespräch zu führen.
Die Samariter beteten auf einem Berg, die Juden in Jerusalem (Der eigene und der fremde Gott – Sakralschranke). Hier liegt der Urgrund der Spaltung. Da nun dieser Mann die religiöse Kluft der beiden Gruppen offenbar überspringt, rollt sie sofort das Problem von der Wurzel her auf:

»‚Herr, ich sehe, du bist ein Prophet. Unsere Väter haben auf dem Berge dort Gott angebetet, und ihr sagt, in Jerusalem sei die Stätte, wo man Gott anbeten müsse.' Jesus erwiderte ihr: ‚Glaube mir, Frau, die Stunde kommt, da ihr weder auf dem Berge dort noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet. Ihr betet an, was ihr nicht kennt; wir beten an, was wir kennen; denn das Heil kommt von den Juden. *Aber* es kommt die Stunde, *und sie ist schon da*, in der die wahren Anbeter den Vater anbeten *im Geist und in der Wahrheit:* denn solche Anbeter sucht der Vater. Gott ist Geist, und die ihn anbeten, müssen ihn anbeten im Geist und in der Wahrheit.' Die Frau entgegnete ihm: ‚Ich weiß, daß der Messias – das heißt der Gesalbte – kommt. Wenn der kommt, wird er uns alles künden.' Da sprach Jesus zu ihr: ‚Ich bin's, der mit dir redet!'«

Christus revidiert also die Auffassung über die heiligen Stätten in Jerusalem und den Berg in Samaria. Zwar kommt das Heil von den Juden – das ist eine sachliche Feststellung und kein Versuch, eine wesenhafte Distanz zu begründen –, »aber es kommt die Stunde, ja sie ist schon da . . .« In »Geist und in der Wahrheit« heißt also offenbar jenseits vom Berg und von Jerusalem. Zurück also und nach vorn zum Gott der Wüste, der überall anzubeten ist.
Die Samariterin ist daraufhin außerordentlich unsicher, denn der Mann vor ihr zerschlägt anscheinend nicht nur *in seinem konkreten Verhalten, sondern auch rational Ursprung und Basis* der Schranke zwischen Juda und Samaria. Denn wenn es un-

wesentlich ist, ob Gott in Jerusalem oder auf einem Berg anzubeten ist, dann hat wohl die aufgerichtete Grenze ihren Sinn verloren.

Da diese Frau durch ihre sexuelle Promiskuität offenbar auch innerhalb der eigenen Gesellschaft abgewertet wird, ist ihr Christi Verhalten natürlich einerseits wohltuend. Daher versucht sie um so mehr, auch intellektuelle Klarheit zu gewinnen. Andererseits verlangt seine Haltung – und dies erweckt Widerstände – auch eine Revision *ihrer* Einstellung. Nachdem dieser Mann sie durch die Relativierung des Ursprungs der Schranken am Fundament ihres Kastendenkens traf, versucht sie noch einmal auszuweichen (ein Abwehrmechanismus – Verschiebung der Entscheidung in die Zukunft), indem sie die Klärung der Frage dem kommenden Messias zuschreibt: »Ich weiß, daß der Messias kommt ... Wenn er kommt, wird er uns alles künden.« Aber Jesus läßt ihr keinen Ausweg mehr. Die Schranken müssen fallen: »Ich bin's, der mit dir redet.«

Christus wirft hier seine gesamte Autorität in die Waagschale. Er besteht darauf, daß er der Messias ist. Er tut es aber nicht, um eine Schranke zwischen sich und der anderen aufzustellen, sondern, wie wir hier klar sehen, um eine niederzureißen. Er gebraucht also seine Autorität, um die Menschen einander näherzubringen und nicht, um den Abstand zu erweitern. Er demonstriert der Frau nicht seine Bildungsüberlegenheit vor, obwohl diese ganz klar zum Ausdruck kommt, er durchbricht gelassen die Ekelschranke, stellt mit der »Menstruierenden«, der Unreinen, die Tischgemeinschaft her. Er gibt ihr zwar deutlich zu verstehen, daß er ihren Lebenswandel nicht billigt, spricht mit ihr jedoch weder mit dünkelhafter Milde noch mit moralisierender Besserwisserei, und zuletzt durchbricht er auch die Herkunftschranke – er, Jude davidischer Abkunft, und sie, Mitglied der für die Juden fragwürdigsten Gruppe – nämlich Samariterin. »Die Jünger, die hinzukamen, wunderten sich, daß er mit einer Frau redete.«

Wir wundern uns jedoch nicht darüber, daß sich seine Jünger wunderten.

Das Gleichnis vom barmherzigen Samariter muß als sehr scharfer Affront gegen die Schranke zwischen Juden und Nichtjuden gewertet werden. Der Affront wäre wesentlich schwächer, würde sich nicht ein Samariter, sondern ein Römer als barmherzig erweisen, denn die soziale Nähe verschärft die Aggression, so daß die Kluft zwischen Juden und Samaritern besonders tief erscheint.

Ähnlich müssen die Hirtengleichnisse gewertet werden, da ja der Hirtenberuf zu den verachtetsten Berufen gehörte. Der gute und schlechte Hirt machte als Vergleich einen ähnlichen Eindruck, als würde man heute führende Persönlichkeiten mit guten oder schlechten Straßenkehrern vergleichen. Und solche Hirten umstanden als erste die Krippe, in der Jesus nach seiner Geburt lag.

Wenn man die Evangelien aufmerksam liest, gewinnt man den sicheren Eindruck, daß sich Jesus bewußt und mit einer natürlichen Leichtigkeit aus allen oben angeführten Spannungsfeldern heraushält, daß er als unüberwindlich aufgebaute »heilige« Grenzen ohne Zögern überschreitet. Die Strafe folgt allerdings bald[105].

Immer finden wir als zu den unteren Kasten gehörig: Plebs, Samariter und Heiden. Das sind jene Leute, auf die, um es kurz zu sagen, das alttestamentliche Liebesgebot nicht anzuwenden ist. Wir wissen, Jesus war anderer Meinung, und er hat dies auch sehr deutlich gesagt. Er aß mit »Zöllnern und Sündern«, behauptete, ein »Zöllner« könne wohlgefälliger sein als ein »frommer Pharisäer«, der sich im Tempel seiner guten Taten rühmt. Er lehnte es ab, seinen Jüngern die Reinheitsvorschriften einzuschärfen und mischte sich gerne unters Volk (Hochzeit zu Kana!).

Christus muß für die jüdischen Oberkastigen wie ein Renegat gewirkt haben. Denn hätte er sich entsprechend benommen,

hätte man ihm Oberkastigkeit durchaus zugesprochen. Die außerordentliche Strahlkraft seiner Persönlichkeit, die hochfeudale Herkunft, seine die Umgebung souverän überragende »Bildung« prädestinierten ihn zu Oberkastigkeit. Da er aber nicht bereit war, den Kastenkodex einzuhalten, mußte er eine gewaltige Aggression erregen.

Wenn seine Haltung richtig war, dann brach eine Welt zusammen, dann mußte man Huren, Zöllner, Hirten, Samariter, Römer, Schmutzige, Reine, Reiche oder Arme, Gescheite, Dumme, ja, Erwachsene und Kinder als gleichberechtigte Sprech- und Tischpartner betrachten. Und das mußte in jeder Gesellschaft schärfste Aggression der Oberkasten erregen.

Christus war jemand, dem die großartige Demonstration der Oberkastigkeit, ja, sogar das Königtum offenstand, der dies alles aber als unwichtig, bedeutungslos, gewichtslos, als uninteressant betrachtete, dabei nicht einmal Verachtung diesen Möglichkeiten gegenüber zeigte.

Wir wollen das komplizierte Problem des »Ketzertums« Christi hier nicht näher untersuchen. Wir sind jedoch sicher, daß seine als Renegatentum angesehene kastenfeindliche Haltung mit dazu beitrug, die heftigsten Aggressionen gegen ihn, bei den durch sein Verhalten beleidigten Personen, zu erzeugen. Diese Aggressionen sind als Abwehraffekte von Personen zu verstehen, die einerseits die Aufforderung zu einer Änderung ihrer eigenen Haltung spüren, ihre Fixierung an die als heilig empfundenen Schranken jedoch nicht aufgeben wollen.

Innerhalb des Judentums, das »Sklave war im Lande Ägypten«, mußte Christi Haltung einen besonders intensiven Aufforderungscharakter besitzen. Gerade dadurch, daß er den Geist des Gesetzes, jenes Gottes, der das Volk aus »Ägypten, dem Haus der Sklaverei« hinweggeführt hatte, in einer ganz neuen Weise erfüllte, erregte er noch stärkere Aggressionen als anderwo.

Die menschliche Haltung Jesu (»unterkastig«: Sie spülen ja nicht die Hände, wenn sie zur Mahlzeit gehen – Mt 15, 2 und M 7, 5

bzw., »daß er vor der Mahlzeit keine Spülung der Hände vorgenommen hatte« L 11, 38 und Jo 2: die Hochzeit zu Kana etc.), der die »unfeinen« und »unreinen« Sitten seiner galiläischen Landsleute nicht rügte, ja, offenbar selbst sich nicht »richtig« benahm (nach pharisäischen Begriffen), paßte nach Ansicht der »Frommen« gewiß zu seiner sonstigen Haltung[106].

Eine wahre Demonstration der Durchbrechung der Ekelschranke stellt jedoch die *Fußwaschung* dar. Sie hat als Zeremonie bei den Bischöfen und den Kaisern über Byzanz herauf Eingang gefunden. Wegen ihrer großen Bedeutung wollen wir sie genauer betrachten:

»Jesus wußte, daß für ihn die Stunde gekommen war, aus dieser Welt zum Vater zu gehen. Da erwies er, der die Seinen, die in der Welt waren, liebte, seine Liebe bis zum Letzten.

Es war beim Abendmahle ... Obwohl Jesus sich bewußt war, daß der Vater ihm alles in die Hände gegeben hatte, daß er von Gott ausgegangen war und wieder zu Gott zurückkehre, erhob er sich vom Mahle, legte sein Obergewand ab, nahm ein Linnentuch und umgürtete sich damit. Dann goß er Wasser in ein Becken und begann, den Jüngern die Füße zu waschen und sie mit dem Linnentuch abzutrocknen, mit dem er umgürtet war. So kam er zu Simon Petrus. Der sprach zu ihm: ‚Herr, du willst mir die Füße waschen?' Jesus antwortete ihm: ‚Was ich tue, verstehst du noch nicht, du wirst es aber später verstehen.' Petrus erwiderte ihm: ‚In Ewigkeit sollst du mir die Füße nicht waschen!' Jesus entgegnete ihm: ‚Wenn ich dich nicht waschen darf, hast du *keine Gemeinschaft mit mir.*' Da sprach Simon Petrus: ‚Dann, Herr, nicht allein meine Füße, sondern auch die Hände und das Haupt.' ...

Nachdem er ihnen nun die Füße gewaschen, sein Obergewand wieder angelegt und sich niedergesetzt hatte, sprach er zu ihnen: ‚Versteht ihr, was ich an euch getan habe? Ihr nennt mich *Meister und Herr,* und ihr habt recht; denn ich bin es. Wenn *nun ich, der Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, dann müßt auch ihr einander die Füße waschen.* Denn ich habe euch ein Beispiel gegeben: Wie ich an euch getan habe, so sollt auch ihr tun. Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Der Knecht steht nicht höher als sein Herr, der Gesandte nicht höher als der, der ihn gesandt hat.'« (Jo 13, 1–17).

Zunächst zwingt Christus Petrus moralisch dazu, sich die Füße

waschen zu lassen. Der versucht ihn zurückzuhalten, offenbar hat Petrus das Gefühl, Jesus würde dadurch entwürdigt. Doch dieser erklärt ihm, daß er sonst keine Gemeinschaft mit ihm habe. Die Fußwaschung ist also in gewisser Weise die Voraussetzung der Gemeinschaft mit Christus. Christus kämpft gegen Petrus an, *der in der unterkastigen Position verharren möchte*, ein sehr wesentlicher Faktor, denn auch der Unterkastige kann in seiner Position fixiert sein und aus ihr nicht herauswollen. Der Wunsch, in der infantilen Situation zu beharren, ist sehr verbreitet.

Es wäre verlockend, dem Wandlungsprozeß, der hier in der Psyche des Petrus eingeleitet wird, nachzugehen – es ist sicher ein Reifeprozeß, wir werden noch auf eine andere entscheidende Wandlung zu sprechen kommen –, doch wollen wir zur Fußwaschung durch Christus zurückkehren.

Christus erklärt auch noch die tiefere Bedeutung dieses symbolischen Aktes. Ähnlich wie zuletzt bei der Samariterin besteht er auf seiner Autorität, wiederum zum gleichen Zweck. Gut, er ist der Herr, er besitzt eine sehr wesentliche Funktion, aber eben deshalb haben die *sekundären Herren*, die Apostel, um so mehr den Geist der Fußwaschung zu pflegen: »Wie ich euch getan habe, so sollt auch ihr tun.« *Christus kennt die Gefahren der sekundären Autorität.* Der, der von unten nach oben kommt, neigt dazu, sich viel autoritativer zu gebärden als der, der es vom Ursprung an ist. Deshalb versucht Christus, einem Auswuchs ihrer späteren Autorität schon im Ansatz entgegenzuwirken. Er weist sie in ihre Schranken, noch bevor sie Verantwortung übernommen haben. Und deshalb besteht er auf seiner Autorität.

»Der Knecht steht nicht höher als sein Herr«, die Apostel stehen also nicht höher als Christus, und eben deshalb haben sie den Geist der Fußwaschung zu üben, jeder jedem gegenüber. Wenn der höchste Herr die Füße wäscht, so haben dies erst recht seine Jünger zu tun, sonst würden sie sich besser dünken als Christus.

Wiederum wirft er seine ganze Autorität in die Waagschale und wiederum, um *die Schranken* zwischen den Menschen niederzureißen.

Diese Demonstration der Durchbrechung von Ekelschranke, Herrschaftsschranke, Vermögensschranke (Talentegleichnis), Bildungsschranke usw. ist so deutlich, seine Ablehnung der menschlichen Distanzierung so nachdrücklich, seine Zurückweisung des Herrentums so selbstverständlich – »Wer unter euch der erste sein will, sei aller Knecht. Denn auch der Menschensohn ist nicht gekommen, sich bedienen zu lassen!« –, daß das Zentrum des christlichen Mysteriums verständlich wird.

Wir verstehen den römischen Hauptmann, der offenbar weiß, daß die Juden nicht zu Heiden kommen dürfen, wenn er sagt: »Ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach.« Er, dem daran liegt, daß *sein Knecht* gesund wird, will Christus wohl nicht zur Übertretung einer Norm veranlassen, obwohl dieser sich offenbar dazu bereit zeigte. Christi Durchbrechen aller Schranken hat keine sadistische Spitze. Es fällt ihm offenbar nicht schwer, einen exkommunizierten, verhaßten, schmutzigen Zöllner zum Apostel zu machen. Ja, Christus stellt als letzten, absoluten Beurteilungsmaßstab menschlicher Moral sein Verhalten zu den Unterkasten und jenen, die zu ihnen absanken, auf. Das Verhalten zu ihnen ist gleich bedeutend mit einem Verhalten zum Menschensohn, denn: »Was ihr einem dieser geringsten Brüder getan habt, das habt ihr mir getan« (Mt 25, 40). Deshalb gibt es für jene Menschen, die den Geringsten, und damit Christus, wohl getan haben, als Lohn den Besitz des »Reiches«:

»Denn ich war hungrig und ihr gabt mir zu essen,
Durstig und ihr gabt mir zu trinken.
Ich war fremd und ihr habt mich beherbergt,
Nackt und ihr habt mich bekleidet.
Ich war krank, und ihr habt mich besucht,
Gefangen, und ihr seid zu mir gekommen« (Mt 25, 35. 36).

Hiermit identifiziert sich Christus radikal und mit dem ganzen Gewicht seiner Persönlichkeit mit den Unterkasten, den Schlechtweggekommenen dieser Erde. Mit der Androhung ewiger Verdammnis und dem Versprechen des Reiches, das »seit der Weltschöpfung« bereitet ist, verlangt er die Identifikation mit ihm, was zugleich bedeutet: mit »den Geringsten«.

Vom Standpunkt nationalistischer Rassenreinheit wäre nur Judas Ischariot in Jerusalem gesellschaftsfähig gewesen. Judas war offenbar ein richtiger »konservativer« Jude, aus einem Flecken in Judäa. Er verrät den Gesetzesbrecher und Apostaten Christus, denn als solcher wurde er verhaftet, wie das Gesetz es befahl[107]. In manchen Handschriften des Markusevangeliums steht bei der Schilderung der Kreuzigung (15, 28): »Und so erfüllte sich das Schriftwort: ‚Den Gesetzlosen ward er beigezählt!'«

Daß sich das galiläische Niedervolk schließlich gegen Christus wandte, liegt daran, daß er um der tieferen Revolution willen, die alle anderen um- und einschloß, die näherliegendere, billigere – politisch-nationale, die hier dem Nationalnarzißmus dienen sollte –, ablehnte. Christus, zum König auserkoren, läßt sich lieber töten, als daß er *die Königskrone annimmt*. Er geht noch weiter als Gedeon[108].

Die Verklärung läßt Christus mit Moses, dem Urrevolutionär, und Elias, der seine Königsfamilie von Hunden fressen lassen wollte, im Gespräch erscheinen. Die Auswahl der beiden Gesprächspartner ist von großer Bedeutung. Die beiden Freiheitshelden werden in ihrer Zielsetzung überstiegen (Mt 17, 1–9). Ziel ist nicht ein revolutionärer Kastenwechsel, sondern eine allgemeine Verbrüderung. Es ist die Revolution des tieferen Menschen gegen die menschlichen Schemata. Das umfassende Ziel wird besonders deutlich, wenn wir das Zentrum des christlichen Mysteriums betrachten, das wieder aus einer zentralen jüdischen Liturgiestelle hervorgeht.

Im Bewußtsein, vor seinem Tod zu stehen, feierte Christus das Abendmahl. Die Archetypik dieses zentralen christlichen Opfers,

das durch die Fußwaschung eingeleitet wurde, ist von größter Bedeutung. Zunächst ist dieses »mysterium fidei«[109] ein Mahl, das potentiell für alle bestimmt ist. Wenn wir nun an anderer Stelle bemerkten, das Mahl und der Trunk stellten ein besonders verbindendes, ein besonders gemeinschaftsbildendes Moment dar, kann man die Entwicklung des Abendmahl*tisches* zur »Kommunion*bank*« mit Kommuniongitter, des gemeinsamen Essens zur »Abspeisung« – der süddeutsch-österreichische Ausdruck für die Kommunion – bedauern.

Aber das gemeinsame Mahl ist nur *ein* Aspekt der Sache. Es ist nämlich *das ägyptische Sklavenbrot*, mit dem Christus sich identifiziert[110]. Die in der Passachhagada vorgeschriebene Formel, die über das ungesäuerte Brot zu sprechen war, lautete: »Das ist das Elendsbrot (Sklavenbrot), das unsere Väter aßen im Lande Ägypten« (die Begründungsformel der Sozialgebote des Judentums). Christus brach es, teilte aus und sagte: »Nehmt und eßt! Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird«[111]. Es ist sehr wichtig, sich diese Bedeutung des Brotes in der jüdischen Liturgie klarzumachen, denn dabei stößt man auf einen noch viel zu wenig beachteten psychologischen Aspekt der Eucharistie.

Das gemeinsame Mahl hat, wie wir schon zeigten, einen tiefgehend verbindenden Aspekt. Auch die tiefenpsychologischen Gründe für die verbindende Wirkung haben wir schon erörtert (S. 246 ff.). Daß der gemeinsame Trunk gegenüber der Speise noch einen zusätzlichen Aspekt besitzt, besonders der Genuß von alkoholischen Getränken, haben wir ebenfalls schon angeführt (S. 202 ff.). Der Wein insbesondere hat eine blutsymbolische Bedeutung; vor allem dort, wo dies von Christus noch speziell betont wird – »es ist mein Blut« –, hat das gemeinsame Trinken die Bedeutung der Konstituierung eines gemeinsamen Blutkreislaufes (vgl. S. 206 ff. und 250 ff.).

Nun ist aber die Eucharistie auch ein Symbol des Opfertodes Christi[112], der Vereinigung des Menschen mit seinem Tod.

Wie in allen Sakramenten ein leiblich-sinnliches Moment gegeben ist, so auch hier. Die Union des Gottmenschen in einer leiblich-sinnlichen Form, die Identifikation Christi mit den Menschen bis zum Tod, erhält in der Eucharistie ihren nicht mehr zu übersteigenden Ausdruck.

Die Symbolik und Realität des zentralen christlichen Opfers ist höchst vielschichtig und umfassend, seine Archetypik höchst differenziert. Schon diese geringen Andeutungen im Zusammenhang mit dem schon früher Ausgeführten macht den Konnex mit der Kastenfremdheit und tiefen Menschheitsverbundenheit des christlichen Opfers wohl in seinen wesentlichen Zügen deutlich.

Es ist nötig zu betonen, daß das Christentum *keineswegs eine Sklavenreligion war oder ist* (dies gegen Nietzsche). Christus – und er allein ist in seinem Verhalten maßgebend – hat nicht nur mit Dirnen und Zöllnern verkehrt, sondern auch mit Pharisäern, Hochintelligenten, Offizieren, Reichen und anderen Oberkastigen. Natürlich war es auffälliger, daß er nicht die mindeste Scheu zeigte, mit Schmutzigen, Verbrechern und jeder Art von Unterkastigen zu verkehren, ja, daß er sie in seine Nähe berief. Das Umgekehrte war weniger auffällig, denn es kontrastierte weniger zum üblichen Verhalten. Christus ist kein Religionsstifter für die Unterkastigen allein, seine Religion ist eine Religion *für alle*.

Wenn man als Europäer für die unterdrückten Schwarzen in Südafrika oder in den Südstaaten der USA eintritt, so braucht man deshalb keineswegs ein Mensch zu sein, der die Herrschaft der Schwarzen über die Weißen herbeisehnt. Vom Standpunkt einer allgemeinen menschlichen Gemeinschaft aus hat man jedoch jeweils für das Zusammenwirken aller einzutreten. Kommen Übergriffe von einer bestimmten Seite, so sind diese bei Identifikation mit der Gegenseite zurückzuweisen, doch keineswegs totalitär.

Wenn bei revolutionärem Kastenwechsel dem ursprünglich Ober-

kastigen Gewalt widerfährt, ist es selbstverständlich Sache der Christen, auch diese Gewalt zu verurteilen. Man vergesse jedoch bei diesen Überlegungen nicht, daß es uns einzig und allein um die ursprünglich christliche Intention, nicht um das Verhalten der konkreten Christen in der Geschichte geht.

Daß es auch in der Intention Christi lag, die Verbundenheit mit den Menschen, die nicht seiner Lehre anhingen, vor das Trennende zu stellen, ist wohl zu eindeutig, als daß es durch die Intoleranz und totalitäre Aggressivität, die sich oftmals im Christentum zeigte, verdeckt werden könnte.

Christus demonstriert mit Nachdruck das Durchbrechen der Schranken. Wie wir an Hand des Gesprächs mit der Samariterin zeigten, durchbrach er die Ekelschranke, Sakralschranke, Moralitätsschranke, Herrschaftsschranke, jene zwischen Mann und Frau, die Herkunftsschranke (aus dem Judentum und dem Geschlecht Davids) mit Selbstverständlichkeit und ohne die Verkrampfung, die den sich *nur* mit den Unterkastigen Identifizierenden eigen ist. Er tritt einerseits für die Autorität des Petrus ein, doch kennt er, wie wir anläßlich der Besprechung der Fußwaschung bemerkten, auch die Gefahren der *sekundären Autorität*. Er weiß um die psychischen Fragwürdigkeiten und Entgleisungen, die den zu Herren gewordenen Knechten drohen. So zeigt er in einem Gleichnis, daß ein großer Herr bereit ist, seinem Knecht eine große Schuld zu erlassen, während sich derselbe Knecht aggressiv und höchst unduldsam einem armen Mitknecht gegenüber erweist, der ihm nur wenig schuldet. Obwohl sich dieses Gleichnis vor allem auf das Verhältnis zwischen Mensch und Gott bezieht, läßt es auch erkennen, daß Christus kein Ressentiment-Revolutionär war; er wollte keineswegs einfach die Sklaven zu Herren machen und die Herren zu Sklaven.

Christus warnte also ausdrücklich vor der sekundären Autorität, aber er warnte weniger die Primärherren als die Anwärter auf die sekundäre Position. Er lehnt die sekundäre Autorität an sich nicht ab – das wäre der oberkastige Standpunkt –, warnt aber

vor ihren psychischen Gefahren. Er wirft, um gerade diese Gefahr – ist doch von seinem Standpunkt aus jede Autorität sekundär, gottvertretend – aller menschlichen Autorität zu bannen, zuletzt seine ganze Autorität in die Waagschale.
Im demonstrativen Akt der Fußwaschung, den er gegen Petrus mit der Drohung der Aufkündigung ihrer Gemeinschaft durchsetzt, machte er sich zum *Unterkastigen, ohne seine Autorität zu verleugnen.* »Ihr nennt mich Herr ... und ich bin es«, sagt er gerade hier. Und weil er sich als Herr völlig erniedrigt, deshalb haben erst recht die Apostel weder untereinander Herrschafts- und Ekelschranken zu kennen, noch gegenüber anderen Menschen.
Ähnlich, wie Christus sich als Herr in der Fußwaschung erniedrigt, identifiziert er sich gerade mit dem Sklavenbrot, um das Allumfassende, sämtliche Schichten der Menschheit Umgreifende zu demonstrieren. Wer zur Gemeinschaft am Gottesmahl gehört, und wenn auch nur potentiell, wird vom Tod und dem Meer uteriner Allidentifikation umschlossen. Potentiell gehören aber alle zum Gottesmahl. Brot und Wein verbinden, wie jedes Mahl Gemeinschaft stiftet, so erst recht das bewußte Opfermahl. Es soll hier nichts Pathetisches gesagt sein, aber die gesamte Archetypik des eucharistischen Opfers fordert eine solche Auslegung.

Petri Durchbruch zur Weltreligion[113]

> »Nichts kann den Menschen unrein machen, was von außen in ihn hinein kommt« (Mk 7, 15).

In welcher Weise sich Christus und seine Lehre in seinen Aposteln entfaltet und immer wieder mehr zum Durchbruch kommt, zeigt sich besonders deutlich, wenn man den Durchbruch Petri zur Weltreligion betrachtet. Er geschah durch die Aufnahme der ersten Heiden.

Wir wollen zeigen, wie sich das Christentum in der Psyche des Petrus durchsetzt. Nach dem Gleichnis Christi vom Weizenkorn können wir sagen, daß Gottes Wort – auf fruchtbaren Grund gefallen –, in ihm wächst und Frucht bringt. Eine solche Entfaltung war nur möglich, indem Petrus die zentrale Ekelschranke zwischen dem orthodoxen Judentum und den unreinen Heiden durchbrach.

Während einer Friedenszeit, die die Kirche in Judäa, Galiläa und Samaria erleben durfte, begab sich Petrus auf eine Visitationsreise, die ihn auch in die alte Hafenstadt Jaffa führte (Apg 9, 31 ff.). Das Geschehen des zehnten Kapitels der Apostelgeschichte beginnt aber auf einem anderen Schauplatz, nämlich in der fünfzehn Kilometer entfernten, ebenfalls am Mittelmeer gelegenen Garnisonstadt Cäsarea Sebaste, dem Sitz eines Prokonsuls. Hier hat der Centurio Cornelius, ein »frommer und gottesfürchtiger Mann«, der aber kein Proselyt ist, zur »neunten Stunde (d. i. um 15 Uhr) während des Mincha-Gebetes eine Vision, in der ihm ein »Engel Gottes« befiehlt, Boten nach Jaffa zu schicken und Petrus kommen zu lassen.

Am folgenden Tag *(er hat also im Gerberhaus übernachtet!)* steigt Petrus auf das flache Dach des Hauses eines gewissen *Simon, eines christlichen Gerbers,* bei dem er Wohnung genommen hatte, und will sein Gebet (zur »sechsten Stunde«, d. i. um 12 Uhr, also nicht zur üblichen Zeit) verrichten. Er verspürt Hunger und begehrt (außerhalb der normalen Mahlzeit) zu essen. Während das Mahl bereitet wird, kommt eine Verzückung über ihn[114].

»Er sah den Himmel offen, und eine Art Behälter gleich einem großen Tuch herniederschweben, an vier Enden heruntergelassen auf die Erde. Darin waren alle vierfüßigen und kriechenden Tiere der Erde und die Vögel des Himmels. Eine Stimme erscholl: ‚Auf, Petrus, schlachte und iß!' ‚Aber Herr', entgegnete Petrus, ‚nie habe ich etwas Gemeines, Unreines gegessen!' Aber wieder erscholl die Stimme und sagte zum zweiten Male: ‚Was Gott rein erklärt hat, nenne du nicht gemein.' Dasselbe geschah noch ein drittes Mal, dann schwebte der

Behälter rasch zum Himmel empor. Noch war Petrus ganz ratlos, was die Vision, die er gehabt, bedeute, da standen die Abgesandten des Cornelius in der Torhalle ... Noch immer grübelte Petrus über sein Gesicht, als der Geist ihm sagte: ‚Drei Männer sind da und suchen dich ... folge ihnen ohne jedes Bedenken, denn ich habe sie gesandt.'«

Im folgenden bietet Petrus den Boten (zwei Sklaven und einem Soldaten) Gastfreundschaft an, was dem Juden streng verboten ist (Verunreinigung durch Bezeltung), und begleitet sie am nächsten Tag gemeinsam mit anderen Christen aus Jaffa nach Hause. Mit dem Hinweis, daß dies »für den Juden ein Verstoß gegen das Gesetz« bedeutet, betritt er das Haus des Cornelius, sagt aber: »Gott hat mir gezeigt, daß ich keinen Menschen gemein oder unrein nennen darf.« Während Petrus dem Cornelius und seiner Familie predigt, kommt der »Heilige Geist« (das ekstatische Pneuma) über die Zuhörer.

»Da hub Petrus an und sprach: ‚Dürfte wohl jemand diesen das Wasser der Taufe verwehren, die gleich uns den heiligen Geist empfangen haben?'«

In Jerusalem muß sich Petrus dann wegen seiner Handlungsweise verteidigen und tut dies ebenfalls mit dem Argument:

»Wenn Gott ihnen wie uns die gleiche Gabe (des ‚Geistes') schenkte ... wie könnte ich dann imstande sein, es Gott zu verwehren?«

Der Beruf des Gerbers gehörte, wie schon kurz bemerkt, in Israel (wie auch anderswo, z. B. in Indien) in die Reihe der verfemten Berufe. Mit dem Vertreter eines solchen Berufes freundschaftlich zu verkehren, war für einen orthodoxen Juden mehr als gewagt. Man sagte dem Gerber »Beziehungen zu Weibern« nach, er konnte kein hohes Amt (in Wirklichkeit wohl überhaupt kein Amt) bekleiden, und wenn man den Gewürzkrämer, der auch zu den verfemten Berufen zählte, mit dem Gerber verglich, so sagte man: »Wohl dem, dessen Handwerk das des Gewürzkrämers, wehe dem, dessen Handwerk das des Gerbers ist.« Denn der Gerber arbeitete mit Kot, und in seinem Haus stank es wie in einem Abort. Darum und nicht der schönen Aussicht wegen

lag die Wohnung des Simon direkt am Meer: auf diese Weise wurde er die Abfälle seines Gewerbes am leichtesten los.
Nach Baba Bathra 2, 9 mußten Gerbereien mindestens fünfzig Ellen von einem bewohnten Ort entfernt und so gelegen sein, daß der Geruch vom Wind nicht in die Ansiedlung getragen werden konnte. Des Kotgestanks wegen konnte man den Gerber zwingen, seine Frau zu entlassen, wenn sie sagte: »Ich habe geglaubt, es ertragen zu können, aber jetzt kann ich es nicht ertragen!« Aus demselben Grund war es der Witwe eines Gerbers gestattet, die (ansonsten streng vorgeschriebene) Leviratsehe mit dem Bruder des Verstorbenen dann abzulehnen, wenn dieser auch Gerber war. Denn ein zweitesmal konnte man der Frau ein solches Opfer nicht zumuten.
Petrus hat sich also offenbar nicht an die rabbinische Lehre von der »Unreinheit« dieses Berufs und seiner speziellen Vertreter gehalten. Ja, man kann beinahe annehmen, er habe absichtlich sein Domizil in dem verfemten Haus aufgeschlagen.
Die Möglichkeit einer Assoziation Kot – Heiden (die, wie wir zeigen wollen, der heilige Petrus hatte) war gegeben durch eine »anale Fixierung«, die die Grundlage der besonderen jüdisch-pharisäischen Zwangs- und Angstneurose bildete. Es ist psychologisch nicht unverständlich, daß das Gebet gerade auf dem Gerberhaus den angeblich so judaistisch gesinnten Petrus dazu brachte, den ersten jener Menschen in die Kirche aufzunehmen, die man statt »Heiden« einfach »Unreine« nannte, die durch »Berührung, Tragung und Bezeltung« verunreinigten und deren Speichelauswürfe so wie die der Samariter und der Irrsinnigen eine ganze Stadt unrein machen konnten. Wie wird man sich vorstellen müssen, was geschah, als Petrus auf dem Dach des Gerberhauses betete und auf sein Essen wartete?
a) Der Dunst und der Duft der (levitisch) »reinen« Speisen vermischte sich mit dem vorherrschenden »unreinen« (ekligen) Gerbergestank, und diese Mischung nahm der betende Petrus (Rauch und Küchendunst ziehen im Orient durch die Fenster ab, und

am Dach konnte man schon etwas davon abkriegen!) wahr. Weil er meditierte, merkte er den Duft nicht bewußt, aber sein »Unbewußtes« verarbeitete den Eindruck.

Dies sind ähnliche Mechanismen, wie sie in der älteren Traumanalyse erklärt werden. Der Geruch darf das Gebet nicht stören, wird verdrängt, und da es sich um sehr tiefes Gebet und sehr starken Geruch handelt, wird die Geruchswahrnehmung dadurch unschädlich gemacht, daß sie sich symbolisch ins Gebet »schmuggeln« darf. Das gelingt aber nur deshalb, weil mit »energetischer Hilfe« der verdrängten Geruchswahrnehmung unbewußte Inhalte, die schon vorher vorhanden, sozusagen »auf dem Sprung« waren und in »Komplexverwandtschaft« mit den »ekligen Gerüchen« standen, visionär-imaginativ projiziert werden können.

b) Petrus hat Hunger, muß auf das Essen warten, der »innere Reiz« des Hungergefühls droht die Versenkung zu stören, und als Wunscherfüllung kommt das Tuch vom Himmel herunter. Aber die Speisegerüche sind mit Gerbergestank gemischt, und das ruft Ekel hervor. Vielleicht mußte Petrus schon früher bei Mahlzeiten im Gerberhaus ein Ekelgefühl unterdrücken, und unbewußt hat er auch jetzt Abneigung gegen die eben in Vorbereitung befindliche Mahlzeit, trotz seines Hungers: die Speisen im »himmlischen Tuch« sind (levitisch) »unrein«, und Petrus will nicht essen. Und doch ist der Gerber ein Christ, ein »Bruder«, und Petrus kann als Nachfolger Jesu, der mit gesetzlich »unreinen« »Zöllnern und Sündern« zu Tische saß, die pharisäische Berufsdiffamierung nicht mitmachen.

Im Gegenteil, er stellt sich dem Ekel, durchläuft die ganze mit »Ekel« verbundene Assoziationskette (»er grübelt«) und *löst den Ekel auf* (sein späteres Verhalten!).

c) Ein Teil von Petrus findet den mit Kot arbeitenden Gerber eklig, aber sein christliches Gewissen bedeutet ihm, daß der Gerber nicht unrein ist. Sein während des Gebets auf dem Dache aus diesem Konflikt entstehendes »neues Gewissen«, die »Stimme Gottes«, sagt: »Was Gott rein erklärt hat, nenne du nicht

unrein.« Nach der Vision war Petrus ratlos, er wußte nicht, was sie bedeuten sollte.

Ist die Bedeutung des »Gesichtes« nicht ganz klar? Gott befiehlt darin doch die Abschaffung der Speisegesetze!

Aber offenbar ist der schöpferische Einbruch noch viel größer, es will noch etwas anderes ins Bewußtsein dringen, und das Fühlen eines »leeren Platzes« im Bewußtsein ist das, was der Verfasser der Apostelgeschichte mit »Ratlosigkeit« bezeichnet.

d) Diese Betrachtung der Situation unter verschiedenen Aspekten führt uns zur Lösung: es geht um das Akzeptieren jener Menschen, die »Unreines« essen und darum selbst »unrein« sind, der »Heiden«[115].

Eine ganze Reihe von Verschiebungen haben wir vor uns:

Kot — Gerber

Kot — »unreine Speisen«

»unreine« Speisen — »unreine« Heiden

christlicher Gerber — Heidenchristen

Die Konsequenz aus dem letzten Bezug kann dann nur sein: »Aber Gott hat mir gezeigt, daß ich *keinen Menschen* unheilig oder unrein nennen darf.«

Das Problem der Aufnahme von Heiden in die Kirche wird Petrus schon früher beschäftigt haben, vielleicht besonders stark, bevor er in das Haus des Gerbers gezogen war. Die Einquartierung beim Gerber war dann eigentlich, das ist in Anerkennung sämtlicher für das unbewußt ablaufende Schlußverfahren notwendiger Prämissen gesagt, schon Bereitschaft, Heiden in die Kirche aufzunehmen. Denn damit begann die Auflösung eines »analen Komplexes«; die Zulassung des Cornelius zur Taufe war nur eine fast automatisch eintretende Folge. Ohne eine derartige Beseitigung der Ekelschranke wäre auch ein eventuelles Pfingsterlebnis der Heiden von Petrus nicht anerkannt worden. Durch dieses sein Erlebnis beim Gerber aber ist Petrus Vorbild aller jener späteren sozialen Reformatoren geworden, die, aus dem christlichen Ursprung schöpfend, in ihren Träumen und

Visionen das Symbol der »Ganzheit« schauten, ähnlich jenem »himmlischen Tuch« der Apostelgeschichte, das Eisler[116] in seiner Exegese für das die *ganze Welt* überdachende und *alle Kreatur* bergende Himmelszelt (bzw. den Himmelsmantel) hält, ein Symbol, das der Geist benützt, wenn es gilt, jene neurotischen »Zäune des Gesetzes« und Schranken des Ekels niederzureißen, die, von Menschen errichtet, Menschen von Menschen trennen.

Christliche Geschichte

»Wer wird denn Böcke, Ziegen, Schafe zusammen mit edlen Pferden in einen Stall einsperren.«
Hildegard von Bingen, auf die Zumutung hin, eine niederständische Frau in ihren Konvent aufzunehmen.

»Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?«
Slogan der Lollarden

Neben heroischen Impulsen und Dokumentationen echten christlichen Geistes ist die Geschichte des Christentums, was die Realisierung der christlichen Grundhaltung betrifft, voll tragischen Versagens. Da hierzu eine eigene Studie vorliegt, wollen wir nur einige wesentliche Züge festhalten[117].

Während das Christentum vor Konstantin unterkastige Würdenträger besaß und der Umgangston zwischen Bischöfen und Gemeinde kaum einen Herrenton hatte, änderte sich die Situation durch Konstantin entscheidend. Indem Konstantin die Bischöfe feudalisierte, beraubte er – wahrscheinlich nicht bewußt, jedoch sehr zielsicher – mit der typischen Abwehrtechnik der Oberkasten (S. 190 f.) das Christentum der Führungsspitzen in der Erfüllung seiner sozialdynamischen Aufgabe. Das paulinische »Herren, seid gute Herren, Sklaven, seid gute Sklaven« klingt anders im Munde von Herrenbischöfen als von Bischöfen

aus den Unterkasten. Und die Fußwaschungszeremonie wird in ihrer Symbolsprache weitgehend gedämpft, wenn das Wasser aus goldenen oder vergoldeten Kännchen auf gewaschene Füße tropft.

Der sakramentale Charakter der Eucharistie bleibt der gleiche, wenn die Laien nur das Brot erhalten und nicht auch den Wein. Er bleibt auch gleich, wenn Priester und Laien durch ein Kommuniongitter voneinander getrennt werden und aus dem gemeinsamen Abendmahltisch ein schmales Brett wird. Die psychologisch-symbolische Strahlkraft des ursprünglichen Akts, die die brüderliche Verbundenheit ausdrücken soll, wird jedoch entscheidend geschwächt.

Wenn man sich auch das vorkonstantinische Christentum keineswegs als eine Vollrealisierung christlicher Brüderlichkeit vorstellen darf, so war doch die Feudalisierung der Bischöfe durch Konstantin ein zentral bedeutsamer Schritt, dem Christentum seine natürliche Strahlkraft und seine sozialreformerische Dynamik zu hemmen. Im Zusammenprall mit dem germanischen Feudalismus schließlich wurde das Christentum weitgehend von diesem überwunden. Im »Heliand« wurden Christus und Maria zu hochfeudalen Figuren, eine Umdeutung, die Christus zum König – nicht in jenem sublimierten Sinn, wie er es selbst meint – machte und den kastenfremden, ja, kastenfeindlichen Aspekt des Christentums zurückdrängte. Andererseits fiel es den germanischen Feudalherren leicht, sich mit den jüdischen Feudalherren, nämlich den Königen, zu identifizieren, hatten sie hier doch entsprechende Vorläufer. Das feudale Mittelalter hatte ja ein stärkeres Verhältnis zu den alttestamentarischen Feudalen als zu Christus. Den herrschenden Schichten gelang es, sich auch der Herrschaft in der Kirche zu versichern, und nur ganz selten vermochte ein Nichtadeliger Bischof oder Abt zu werden[118].

Zentrale Fakten des Christentums wurden in den Untergrund[119] der Geschichte gedrängt, dort oft extremisiert, um dann in Sekten und Häresien wieder aufzutauchen.

Wie der als Motto verwendete Ausspruch Hildegards von Bingen zeigt, war die feudale Ekelschranke sogar bei einer Heiligen intensiv wirksam (Christi Fußwaschung). Hier zeigt sich die Identifikation einer im innerkirchlichen Raum stehenden Gestalt mit dem mittelalterlichen Herrschaftssystem so eindeutig wie selten. Diese Identifikation mit den jeweils herrschenden Systemen zieht sich nunmehr durch die Geschichte wie ein roter Faden. Andererseits wucherte unter dem Bewußtsein der Herrschaftskirche jener »Untergrund« erstens in der Kirche selbst, andererseits jedoch, extremisiert, außerhalb der Kirche, in den verschiedensten Sekten, die meinten, der Kirche, weil sie sich in ihrer Führungsschicht vom kastenfremden Ursprung abgewandte hatte, auch ihre metaphysische Substanz absprechen zu müssen.

Die Dialektik des Christentums spielt sich also zwischen einer die zentrale Brüderlichkeit nicht lebenden und in der Praxis ablehnenden Führungsschicht und einem gegensätzliche Tendenzen vertretenden Untergrundchristentum ab, das verständlicherweise leicht extremisiert. Wie hier von Seiten der Führungsschicht verdrängt wurde, zeigt zum Beispiel die Einstellung zum Lesen der Bibel: »Die Schwertlehre und Herrschaftslehre, als die sich den Kollektiven der jungen Völker das Kirchenchristentum der Zeit präsentiert hatte, hatte mit dem Evangelium des Johannes, dem Wort des Paulus, wenig direkte Beziehungen – wenn einmal die Bibel selbst gelesen wurde, mußte der Abgrund sichtbar werden zwischen dem armen Christus, dem verfolgten Gotteslamm, und dem reichen, mächtigen Christus, der mit seinen Heerführern einherzieht.«

»Die europäische Sozialgeschichte lehrt: In keinem Jahrhundert, vom frühen Mittelalter herauf, ist es der Herrschaftskirche gelungen, die sozialen Konflikte zu lösen, auch nicht, sie wesentlich zu mildern, da man diese gar nicht sah: der aristotelisch-platonischen Denkwelt der Scholastik fehlt jede Denkkategorie, um überhaupt begreifen zu können, daß Materie und Nieder-

volk, die massa damnata der Elenden, Sünder, Rebellen, anders behandelt werden können als durch ein straffes *Überherrschen* mit der Waffe und sakraler Gewalt.«

»Es ist unendlich wichtig, das klar zu sehen: ein grundlegender Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse – in bezug auf Sklaverei, Hörigkeit, Krieg, Bürgerkrieg, wird in Europa lange Zeit und primär nur durch nonkonformistische Gruppen und Sekten propagiert, verkündet und realisiert. Die Kirche, und seit dem 16. Jahrhundert die führenden Konfessionen, Katholizismus, Luthertum und Kalvinismus, treten erst Jahrhunderte später (seit dem späten 19. Jahrhundert), teilweise und sehr verschieden von Land zu Land, für »Sozialreform«, Wandel der gesellschaftlichen Verhältnisse ein.«[120]

Was von unten nach oben drängte, war nicht einfach antichristlich, sondern abgespaltenes, desintegriertes Christentum, das in die Kirche hereingenommen gehörte. Trotzdem wehrte sich die Oberschicht der Kirche mit tiefer Angst vor diesen Aufbrüchen aus dem Untergrund, typisch für eine neurotische Situation. Die Angst entspringt einer Abwehr, einem Nichtwahrhabenwollen zentraler Gegebenheiten, die man sich nicht eingestehen will, weil man wesentliche Richtungsänderungen des Verhaltens vornehmen müßte. Und doch geht es hierbei nur um ein Ernstnehmen der ohnehin theoretisch anerkannten christlichen Wahrheiten:

»Die bekannte Vision Innozenz III. von der einstürzenden Kirche visiert die katastrophale Situation des römischen Katholizismus im frühen 13. Jahrhundert treffend an. Die beiden ersten neuen Orden – alle früheren monastischen Bewegungen hielten sich im Rahmen des Benediktinerordens –, die Bettelorden der Franziskaner und Dominikaner, sind die ersten Versuche, mit außerordentlichen Mitteln dem außerordentlichen Notstand zu begegnen. Beide sind sie direkt entstanden aus engster Berührung mit der Ketzerei. Dominikus setzt in der Provence und dem spanisch-südfranzösischen Grenzgebiet an, Franziskus (müt-

terlicherseits Provencale) bemüht sich besonders, die seit dem 12. Jahrhundert in vielen orthodoxen und manchen heterodoxen Strömen aufbrechende Armutsbewegung in die Kirche zu bergen (das heißt, sie im Bewußtsein der Kirche zu integrieren). Das Gelingen und das Scheitern des Franziskus wird bereits zu seinen Lebzeiten sichtbar. Unstet, vereinsamt, im eigenen Orden von der Mitbestimmung der Geschicke ausgeschaltet, wandert der Poverello, schmerzzerrissen, die letzten Jahre mit einer kleinen Schar seiner Getreuen von Ort zu Ort. Nach seinem Tode setzt im Orden selbst sofort die Verfolgung der Spiritualen ein. Der Franziskanerorden ist, im 14., 15. und noch im 16. Jahrhundert, der Schauplatz ständiger Kämpfe, Ordensteilungen und Abspaltungen, da einzelne Gruppen immer wieder versuchen, zur Königsidee des Franziskus zurückzukehren: unbedingte Armut und bedingungslose Friedensmission.«[121]

Nicht nur Franz von Assisi – zweifellos eine der positivsten Schlüsselfiguren in der Kirchengeschichte –, sondern auch andere, von Christus zutiefst bestimmte Personen haben im Gegensatz zur herrschenden Hierarchie die Ehre des Christentums gerettet und legten Zeugnis ab für seine unsterbliche Grundsubstanz. Elisabeth von Thüringen, hochfeudaler Herkunft – die des Franz von Assisi ist »kapitalistisch« –, hat in geradezu explosiver Weise gezeigt, was Christentum wirklich ist. Vinzenz von Pauls Ausspruch: »Nur um eurer Liebe willen werden euch die Armen das Brot verzeihen, das ihr ihnen gebt«, widerlegt treffend Nietzsches Antimitleidsaggression.

All das ist christlich, bestimmt jedoch leider wenig das offizielle hierarchiale Antlitz des Christentums.

»Soziologisch und geschichtlich ist die Ausscheidung des originären Franziskanertums (schwere Verfolgung im Armutsstreit, Verbrennung von Franziskanern – einige Gruppen fliehen in den Osten, nach Armenien und bis in die Mongolei hinein! –, das Testament des heiligen Franziskus wird feierlich über den Häuptern von Fraticellen verbrannt) hochbedeutsam: die *feudal-herr-*

schaftliche Ordnung der mittelalterlichen Kirche schied diesen Versuch, evangelische Existenz gesellschaftlich zu realisieren, heftig aus.«[122]

Der Franzikanerorden war der Vertreter der Armen und der Schmutzigen. Besonders die von ihm abgespaltenen Kapuziner werden in innerkirchlichen Witzen heute noch als schmutzig hingestellt. Jenseits der Ekelschranke stehend, fasziniert Franz von Assisi bis in den Kommunismus hinein. (Lenin kehrte einmal in der Woche im Kreml aus. Er identifizierte sich gewissermaßen mit dem Straßenkehrer. Während seiner Krankheit beschäftigte er sich intensiv mit Franz von Assisi[123]).

Wie weit jene nach Rußland geflohenen Franziskaner an der Konstituierung jener das zaristische Rußland und die offizielle Orthodoxie unterwandernden Sekten teil hatten und so indirekt auch den Bolschewismus fundierten, wäre wohl einer speziellen Untersuchung wert.

»Die germanisch-feudale Herrschaftskirche besaß von sich aus gar keine Denkmittel, um zu begreifen, daß sich hinter diesen Erhebungen nicht nur der Teufel, die Rebellion gegen Gottes und der rechten Ordnung Majestät verbarg, sondern vieles, vieles andere. Fassungslos stehen Bischöfe, Prälaten, Scholastiker zunächst diesem Ausbruch aus der Tiefe gegenüber, so wie später vom 16. bis 20. Jahrhundert ihre Nachfolger in Spanien, Ungarn, Südamerika. Die Selbstidentifikation der Kirche mit der Herrenschicht wurde – da sich alle Erhebungen zwangsläufig auch gegen die Kirche, den größten Grundbesitzer, wandten und gegen alle Bischöfe, mit denen als den Stadtherren die Bürgerschaft fast überall in Konflikt kommt –, durch diese tausend Erhebungen immer noch mehr fixiert: bis zu Gregor XVI., der 1832 das alte Bündnis zwischen Kirche und »christlichen Fürsten« zur Niederwerfung der »Rebellen«, des »Gesindels«, des Schandflecks der Menschheit, des ketzerischen Niedervolkes feierlich erneuert in der Enzyklika Mirari vos.«[124]

Die Belastung der Kirche mit Grundbesitz machte es ihr viel

schwerer, sich nicht mit dem jeweils herrschenden Regime zu identifizieren. Durch die Identifikation von Reichtum und Sakralität wird jede sozialreformerische Tätigkeit, die das Eigentum produktiver gestalten möchte, zum »Sakrileg«.

»Seit Schultes Untersuchungen über die Beziehungen zwischen Adel und deutscher Kirche liegen für ganz Europa Forschungen vor, die einhellig erweisen: wenn auch, zumal in Krisenzeiten und in Hoch-Zeiten monastischer Reform, hier und dort immer wieder ein Mann aus niederem Stande aufsteigt – was nachdrücklich von den Quellen, und das heißt, den Zeitgenossen, vermerkt wird –, hält sich im europäischen Mittelalter jene Kontinuität, die sich in gallo-römischer, irisch-keltischer und germanischer Frühzeit ausgebildet hat. Alle führenden Stellen in der Kirche sind mit Angehörigen des hohen, seltener des niederen Adels besetzt. Nun kommen, seit dem Spätmittelalter, die Ahnenproben und Ahnennachweise auf. Wer sie nicht erbringen kann, wird nicht aufgenommen. Nicht wenige Domkapitel und Stifte haben sich bis nahe an die Gegenwart niederständischer Eindringlinge zu erwehren gewußt[125]. Dergestalt ist praktisch eine Hochkirche entstanden, die geschlossene Gesellschaft *adeliger geistlicher Herren und Damen, die immer unter sich war*, wo immer sie auftrat, streng abgeschlossen nach unten, im steten gesellschaftlichen und politischen Umgang mit ihren weltlichen Brüdern, Vettern und Verwandten.«

»Noch heute verteidigen die sogenannten Ritterorden ihren inneren Feudalismus. Mit starker Hand, mit Waffe und Hochgericht haben die geistlichen adeligen Herren Alteuropas ihre Untertanen in Zucht und Gehorsam gehalten, ihre geistlichen Untertanen und ihre weltlichen Untertanen.«

»Zwischen dem klerischen Proletariat armseliger Gesellpriester und Laypriester, die als Messeleser für geistliche Herrn ein elendes Dasein führten, zwischen den Massen ungebildeter Dorfpriester, die oft ihre eigenen Söhne als Nachfolger zum Messelesen anlernen und die nicht genug Latein können, um selbst

die Messe richtig zu lesen (dies wird auch für gewisse hochadelige Reichsbischöfe des Mittelalters bezeugt), und diesen adeligen Führungsschichten der Kirche bestehen keinerlei gesellschaftliche Kontakte. Was hier an Haß sich speichert, zeigen jene Geistlichen, die im 14. Jahrhundert in England, später in Deutschland, mit den Heeren der Bauern aufbrechen, zeigt dann der Großkampf von Volksgeistlichen im Lager der Reformation gegen ihre früheren geistlichen Herren.«

»Seit dem 13. Jahrhundert wird eine bewußte religiöse Komponente in Verbindung mit den Aufständischen des Landvolkes und städtischen Erhebungen deutlich sichtbar. *»Als Adam grub und Eva spann, wo war denn da der Edelmann?«* Dieser Slogan der englischen Lollarden, die sich auf Wyclif berufen, steht de facto bereits hinter der Erhebung der »Apostolischen Brüder« in Italien, die durch den Bauern Gerard Segarelli geführt werden. Segarelli war 1248 als »zu einfältig« von den Franzikanern zurückgewiesen worden. Seine Bewegung kämpft für das *Reich Gottes in Gleichheit, Frieden, Gerechtigkeit.* 1286 wendet sich eine päpstliche Bulle gegen sie. Um 1300 wird Segarelli verbrannt, sein Schüler Fra Dolcino kämpft weiter, im Trentino, schlägt Kreuzfahrerheere, die gegen ihn entstandt werden, bei Novarra, bis er in einer mörderischen Schlacht am Monte Zebello am 23. März 1307 vernichtend geschlagen wird. Fra Dolcino und seine Frau Margharita werden gefoltert und getötet.«[126]

Diese christlich-kommunistischen Versuche mißlingen, jedoch unterminierten die Tendenzen die Feudalstrukturen von weltlicher und geistlicher Macht. Erst die französische Revolution führt, nun säkularisiert und direkt antichristlich, obwohl sämtliche Ziele »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit«, christlichen Ursprungs waren, zum Durchbruch der ursprünglich christlichen Ideen gegen das feudalisierte Christentum. Indirekt, und ohne die Intention zu haben, hat die französische Revolution den *Entfeudalisierungsprozeß* in der Kirche weitergetrieben. Nun stiegen in größerer Zahl Priester unterkastigen Ursprungs zu

hohen Kirchenwürden auf. Der Feudal*stil* der kirchlichen Hierarchie änderte sich jedoch weitgehend nicht. Erst recht wurde versäumt, rechtzeitig die Frage des Proletariats aufzurollen, so daß es auch hier zum Teil zu revolutionären Lösungen kommen mußte. Außerdem wurde der Aufstieg des Proletariats größtenteils gegen die Kirche erzwungen. (Die Tatsache, daß die spezielle US-Ideologie sowie die sowjetische sicherlich nonkonformistischen, jedoch christlich-jüdischen Ursprungs ist, hat entscheidende Bedeutung für die Beurteilung der gegebenen Weltlage).

Es ist wohl schwer zu erkennen, wie sich im Angesicht Christi, im Angesicht einer derartigen Kommunion und Kommunikation mit den Menschen schlechthin, Intoleranz, Ekelschranken, konfessionelle, rassische, nationale und feudale Endogamien, Arroganzen und Ressentiments christlich rechtfertigen lassen sollen. Nur unerhört starke Antriebe lassen eine Verdrängung dieses fundamentalen Zentrums christlichen Glaubens verstehen, der die Gleichheit der Menschen in ihrer ontologischen Substanz mit einer nie gekannten symbolischen Kraft verkündet und alle Differenzen als unwesentliche Bagatellen erkennen läßt. Wie tief die Verkastungstendenzen in der verborgenen menschlichen Natur verankert sind, haben wir jedoch gezeigt.

Wir haben erkannt, daß durch Petrus auch die national-sakrale Ekelschranke des Judentums durchbrochen wurde. Über die Gemeinschaft mit dem unterkastigen, schmutzigen Gerber führte ihn der Weg zur Gemeinschaft mit den Heiden, mit denen er die Tischgemeinschaft endgültig herstellte. Jenseits von rein und unrein, von jüdisch und nichtjüdisch, von Herren und Sklaven wurde eine große Gemeinschaft begründet, die potentiell die ganze Menschheit erfaßt.

So sehr auch die Geschichte der christlichen Völker immer wieder den Abfall von der Kernidee des Christentums zeigt – in Arroganz in Glaubensdingen, in Kreuzzügen, Sklaverei, Leibeigenschaft usw. –, so war der christliche Kern doch ebensowenig mehr

aus der Welt zu schaffen wie das Rad oder der Hammer. Säkularisiert und primitivisiert zeigte er sich in den verschiedensten Gleichheitslehren, im Liberalismus und Sozialismus bis zum Kommunismus.

Wir konnten sehen, daß das Christentum in seinem Kern mit der tiefsten Schicht der menschlichen Natur – der Uterinität – korrespondiert. Der Kern der christlichen Verkündigung ist nach den Gesetzen eines kollektiv Unbewußten ein Absterben, Untertauchen und neues Auftauchen. Alle Differenzierung sollte durch das Einssein durchdrungen und durchstrahlt sein, aus dem Geist des gemeinsamen Todes und der gemeinsamen Wiedergeburt.

Es ist erschütternd zu sehen, wie wenig das konkrete, bewußte Christentum von seiner kommunikativen Kraft Gebrauch macht, es erschöpft sich sozial weitgehend in Caritas. Wir erkannten, daß die christliche Kastenfremdheit einerseits der menschlichen Natur am besten angepaßt ist, daß sich die Menschen, ihrer tiefsten Natur nach, nach Gemeinschaft sehnen, und können nun hinzufügen, daß auch der schöpferischen Kraft jedes einzelnen bei der besagten Grundhaltung die meisten Realisierungschancen zukommen. Die oberkastige Einstellung verzichtet auf die produktive Kraft der Unterkastigen, die unterkastige Revolution meist auf die der Oberkastigen. Alle hypostasierten Schranken blockieren und bremsen die natürliche Entfaltungsdynamik.

Die christliche Haltung ist begründet auf einem Transzendenzbezug, als dessen soziales Äquivalent die Identifikation mit der gesamten Welt – Schöpfung – anzusehen ist. Da der Hauptakzent des christlichen Lebens in der Transzendenz wurzelt, werden allein schon deshalb die innerweltlichen Differenzen weniger gewichtig.

In der Geschichte traf das Christentum auf die verschiedensten Herrschafts- und Gesellschaftsformen, die es zunächst immer vorläufig anerkannte, zugleich damit aber auch durch seine zen-

trale Idee zersetzte. Diese Herrschaftsformen besitzen nun auch religiöse Äquivalente. Religion und Gesellschaftsform stehen in engem, sich wechselseitig bestimmendem Konnex. Religion wird nicht nur gesellschaftlich, im Sinne von Karl Marx, mißbraucht, sondern hat umgekehrt auch auf inadäquate Gesellschaftsformen einen zersetzenden Einfluß. Schließlich vermag sie auch dem Ressentiment zu dienen. So trifft Nietzsche eine Teilwahrheit, wenn er meint, daß die christliche Moral ein Mittel der Unterkastigen sei, um die Oberkasten im Zaum zu halten. In Wahrheit ist Religion, in ihrem Kern, weder das eine noch das andere.

KASTE UND BUDDHISMUS

Wie das Christentum auf den germanischen Feudalismus, so stieß der Buddhismus auf das indische Kastenwesen[127]. In Indien heißt Kaste selbst *jati*, was annähernd »Geschlecht« bedeutet. In seine Kaste wird man hineingeboren, ein Hinüberwechseln in eine höhere Kaste kann auch durch die höchste Leistung nicht geschehen. Der Mensch bleibt immer an seine ursprüngliche Kaste gebunden. Die Ehen sollen immer nur zwischen Menschen gleicher Kaste geschlossen werden. Diese ist also eine erstarrte Form, sie umschließt ihre Angehörigen für immer. Die oberste der Kasten ist die der Brahmanen. Schon im »Satapathabrahmana« heißt es vom Brahmanen:

»Zweierlei Götter gibt es: Die Götter sind Götter, aber die gelehrten und schriftbewanderten Brahmanen sind Menschengötter. Zwiefältig ist ihnen das Opfer zugewiesen: Die Opferspenden gehören den Göttern, der Opferlohn den gelehrten und schriftbewanderten Brahmanen. Durch die Opferspenden befriedigt man die Götter, durch den Opferlohn die Menschengötter, die gelehrten und schriftbewanderten Brahmanen.«[128]

Damit wird dem Priester, dessen Primärwert offenbar sein Sakralbezug ist, nicht nur eine Sonderstellung im Sakralraum,

sondern auch in allen andern Lebensbereichen eingeräumt. Manu I, 93 heißt es vom Brahmanen:

»Weil es aus Brahmas Mund entsprang, weil er der Erstgeborene ist und weil die Veden er studiert, drum gilt er auch mit vollem Recht als Herr der ganzen weiten Welt.«[129]

Der Priesterschaft gelang es am reinsten und unverhohlensten, mit allen unsinnigen Konsequenzen, ihre Kaste zu verabsolutieren. Man kann auch durch die höchste Leistung kein Brahmane werden, wenn man es nicht schon von Geburt an ist. Absolut gilt, daß das Kind brahmanischer Eltern eben auch Brahmane ist. Wir finden der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß zwischen den Brahmanen und allen übrigen Gruppen ein unüberwindlicher Abgrund klafft, der ja, wie auch bei den europäischen Feudalen, mythologisch begründet wird: der Brahmane sei göttlich, schon allein durch die bloße Geburt aus brahmanischer Familie, er überrage alle anderen Bewohner der Erde himmelhoch an Geist, Sittlichkeit und Charakter. Wenn aber doch einmal der Lebenswandel eines Brahmanen diese Behauptung Lügen zu strafen schien, wußte man derartigen Einwänden durch folgenden Schluß zu begegnen:

»Ein Brahmane benimmt sich unter allen Umständen tugendhaft. Herr X, Sohn des Brahmanen Y, tut es leider nicht. Ergo ist er nicht der Sohn des Brahmanen Y, sondern entstammt einem sträflichen Liebesverhältnis seiner Mutter . . .«[130]

Andererseits erweist bei einem Mann von zweifelhafter oder niedriger Abstammung sein tugendhaftes Verhalten, daß er von einem Brahmanen gezeugt wurde, wenn auch vielleicht auf illegitimem Weg. Dabei ist das letzte Faktum wesentlich unwichtiger, das vorhergehende jedoch von ausschlaggebender Bedeutung. Diese naive Vererbungsvorstellung ist natürlich der Brahmanenkaste sehr dienlich, mußte aber für die jeweilige Mutter sehr unangenehme Folgen haben.

Es ist uns nicht bekannt, daß die Juden mit gleicher Unverschämtheit erklärt hätten, daß man sich den Nichtjuden gegen-

über so aufführen dürfte, wie es hier den Brahmanen gegenüber den Nichtbrahmanen zugestanden wird. Es gibt Forscher, die der Ansicht sind, die indische Kastenreligion sei aus dem hinduistischen »Weltgesetz« entwickelt worden[131]. Dabei ist es natürlich umgekehrt, man schuf sich aus Kastentendenz eine rationalisierende Mythologie. – Auch verbrecherisch kann ein Brahmane ohne weiteres sein!

»Und hätte der Brahmane auch jedwede Untat frech verübt, er bleibt doch aller Ehren wert, ob er gelehrt, ob ungelehrt, er bleibt doch stets ein großer Gott.«[132]

Entweder ist also die Mutter schuld an brahmanischen Untaten, oder die Untaten sind keine Untaten, es wird also mit zweierlei Maßstäben gemessen. Um die Vererbungsmythologie im Angesicht von schlechten oder dummen Brahmanen halten zu können, wurden diese zwei Möglichkeiten erfunden: entweder hatte die Mutter das Kind von einem Unterkastigen oder das, was der Brahmane tut, ist nicht böse, dumm usw., obwohl es dies wäre, täte ein Unterkastiger das gleiche.

Die erste Lösung kennen wir auch im Judentum. So wurde Christus, der als Ketzer empfunden wurde, nachgesagt, er sei ein »Mamser«, das Kind einer Jüdin und eines Nichtjuden. Denn ein *richtiger* Jude *kann* kein Ketzer sein[133]. Daß solche Theorien weder bei den *jüdischen Propheten* noch bei *Buddha* Gnade fanden, war wohl zu erwarten.

»In einer längeren Dichtung des Sattanipata (III, 9, Vasettho) wird die Frage aufgeworfen, wer ein wahrer Brahmane sei, und von Buddha in ausführlicher Weise beantwortet. Eines Tages geraten zwei junge Brahmanen Bharadvajo und Vasettho in Streit über die Frage, wie und wodurch man zum Brahmanen werde. Bharadvajo erklärt: ‚Durch die Geburt in einer reinen Familie.' Vasettho: ‚Durch einen reinen Lebenswandel.' Buddha entscheidet sich für die Auffassung Vasetthos: ‚Was lange Zeit man geglaubt, man sagt es uns noch immer vor, dies dumme törichte Geschwätz: Brahmane wird man durch Geburt. Geburt

macht nicht zum Brahmanen, stempelt zum Nichtbrahmanen nicht: Die Tat bestimmt, wer Brahmane und wer ein Nichtbrahmane ist!'«[134]

Ein Gegenstück hierzu ist die zitierte Äußerung des Propheten Amos und die Johannes des Täufers »Ihr Schlangenbrut! . . .« Man erkennt, daß die Angriffe Johannes des Täufers gegen den jüdischen Sekundärfeudalismus wesentlich radikaler sind als die Buddhas gegen den Brahmaismus, obwohl auch die keine Zweifel bestehen lassen.

Die kastensprengende Kraft des Christentums erwies sich auf die Dauer als entsprechend stärker als die des Buddhismus. Ohne hier im einzelnen alle Fragen klären zu wollen, so muß man doch sagen, daß der Buddhismus mit seinem intensiven Transzendenzbezug und seinem Anspruch auf Weltreligion, seiner Abwertung der Wirklichkeit als wesenlosen Schein, offenbar kastenlösende Wirkung besitzt. Auch hier findet sich der allumfassende Affekt der Uterinität. Wie wir anläßlich der oben zitierten Dichtung zeigen konnten, hatte Buddha selbst wohl wenig Kastengeist. Um jedoch die Frage ähnlich zu klären wie beim Christentum, wäre eine spezielle Untersuchung nötig.

Im heutigen Indien liegt das Kastenwesen unter dem pausenlosen Angriff der europäischen, christlichen Technik, aber auch des indischen Nationalismus. Ghandi und Ambotkar bekämpften das Kastenvorurteil gegen die Parias, die »Unberührbaren«, und die gegenwärtige indische Regierung ist eifrig bemüht, deren Los zu verbessern. Heute noch weigern sich brahmanische oder andere oberkastige Arbeiter in den Fabriken, hinuntergefallene Gegenstände aufzuheben, weil es unter ihrer Würde ist, sich zu bücken, so daß man hierzu eigene unterkastige Arbeitskolonnen haben muß; doch dürfte diese Haltung wohl keine Zukunft haben[135]. Nach alledem ist es wohl kein Zufall, daß Indien aller Wahrscheinlichkeit nach das Ursprungsland des Schachspiels ist, dessen Symbolwert wir schon besprochen haben.

KASTE UND ISLAM

Ohne Zweifel ist der Islam in seinem Ansatz nicht im gleichen Maß trennungsfeindlich wie das Christentum. Um dies zu zeigen, genügt allein der Hinweis auf *seine offizielle Beibehaltung der Polygamie*, die die Frauen benachteiligt und außerdem die Reichen bevorzugt, die sich auch in den islamitischen Ländern als einzige Männer mehrere Frauen leisten können. Die Überwindung des Feudalismus gelang in den islamitischen Ländern erst sehr spät und unter intensiv europäischem Einfluß.
Die Polygamie gibt es hier nicht nur de facto, wie vielfach ja auch — feudale und kapitalistische Mätressenwirtschaft — in Europa, sondern darüber hinaus institutionell. Auch die Beziehung zur Sklaverei scheint tief im Wesen des Islams verwurzelt zu sein. Hierzu wäre, vom weltpolitischen Standpunkt aus, eine gründliche Untersuchung sehr wichtig.

KASTE UND SEKTE

Die einzelnen Sekten haben oft sehr verschiedene Soziallehren. Sie scheiden sich als mehr oder weniger große Gruppen aus einer Religionsgemeinschaft heraus und zeigen im konkreten Verhalten Eigentümlichkeiten, die viele Analogien zum kastenhaften Verhalten zeigen.
Wir sehen solche kastenhafte Züge jedoch auch bei Großkirchen. So gibt es bei kirchlichen Stellen die Tendenz, die Angehörigen der eigenen Kirche zu veranlassen, eine möglichst lückenlose Kaste zu bilden. Die Angehörigen der Kirche sollen nur untereinander verkehren, heiraten und die Kinder spielen und lernen lassen. Auch Ausdrücke wie »lutherisches Schwein« oder »katholische Sau« sind etwa in Bayern nach dem zweiten Weltkrieg wieder aufgetaucht. Daß man sich mit Angehörigen einer andern Konfession »nicht an einen Tisch setzt«, hat es zumindest ge-

geben. Würden sich solche kastenhafte Tendenzen frontal durchsetzen, entstünde eine Kirchenkaste.
Was die Sekte mit der Kaste gemeinsam hat, ist ihr partikularistischer Charakter, ihr Hervorkommen aus einem umfassenderen und höheren Ganzen. Da dieser Ausbruch häufig ohne Not geschieht, muß man den Sektierern ihren Exodus zum Vorwurf machen, doch soll man nicht vergessen, daß es oft subjektiv unerhört schwer sein kann, beim Ganzen zu bleiben und doch ein echtes Anliegen zu haben.
Franz von Assisi, Ignatius von Loyola oder Newman sind Beispiele für die gewaltigen Schwierigkeiten, die Menschen mit echten Anliegen in der Großkirche bereitet werden können. Oft gelangt die Großkirche erst in der Auseinandersetzung mit den Sektierern wieder zur besseren Einsicht.

KASTE UND IDEOLOGIE

Die Ideologie ist eine mehr oder weniger lückenlos durchdachte Vorstellung von der Welt und ihrer entsprechenden Ordnung. Was sie von der Religion im eigentlichen Sinn unterscheidet, ist ihre weltbestimmende Zielsetzung. Die Ideologie hat ein bestimmtes Bild von der gesellschaftlichen Wirklichkeit, von oben und unten, Vergangenheit und Zukunft.

Der Stifter der Ideologie identifiziert sich, wie wir sehen werden, mit einer bestimmten Gruppe; dadurch ergibt sich dann das Bild der Gesellschaft, die Gegengruppen, notwendigerweise.

Mit den Bildern der Identifikationsgruppe und der Gegengruppe(n), mit der symbolischen Lagerung von oben und unten, sind aber auch schon die Ansatzpunkte für die entsprechenden Affektinvestments gegeben. Besser gesagt, die affektiven Lagerungen aus der Kindheit finden gesellschaftliche Konstellationen vor, die dann bei den Schöpfern der Ideologie zu einer entsprechenden Deutung der Vorgänge in der Gesellschaft führen. Die Ideologie gibt ihren Anhängern die Möglichkeit, ihre Affekte zu rationalisieren, jeder vermag sich entsprechend einzulagern und seine Affekte zu rechtfertigen.

Diesen affektiven Anteil an der Ideologiebildung wollen wir an einzelnen wesentlichen Beispielen zeigen. Wir können sehen, wie die Ideologie als Waffe im Kastenkampf dient und zugleich verschiedenen infantilen Affektkonstellationen eine Heimat gibt. In den ersten vier Kapiteln werden wir jene Ideologien behandeln, die, zumindest vordergründig, eine Identifikation nach oben vollziehen, die also eher »konservativen«, negativ ausgedrückt, »reaktionären«, »konterrevolutionären« Charakter besitzen, im folgenden letzten Kapitel die »revolutionären«, »aktionären« Ideologien. Sie entspringen wieder einer zumindest vordergründigen Identifikation nach unten.

KASTE UND RASSISMUS [136]

»... sie sollen den Rassenkampf haben, Rassenkampf bis aufs Kastrationsmesser.«

(Dr. Georg) Adolf Josef Lanz (von Liebenfels)

Wir wollen hier bewußt den Nationalismus außer acht lassen, den wir gesondert behandeln, da er, trotz wesentlicher Affinitäten, doch auch wesentliche Unterschiede zeigt.

Wenn wir zeigen konnten, daß die Sieger gerne eine unterworfene Bevölkerung überschichten und dann selbst feudalisieren, dann haben wir den realen Bezug zwischen Kaste und Rasse bereits klargestellt. Wir können auch die Affinität zwischen heller Hautfarbe und Oberkastigkeit in Indien von hier aus verständlich machen. Etwas anderes jedoch als die reale Beziehung zwischen Rasse und Kaste ist die Rassenideologie, die von der Rassenproblematik her eine Gesamtdeutung der Welt geben möchte.

Der Grundzug der Rassenideologie ist, eine bestimmte Rasse (es können ganz verschiedene sein) als summum bonum darzustellen, die Idee, alle Kultur stamme von ihr, sie allein sei kulturschöpferisch und konstitutionell das positive Element in der

Gesellschaft. Daher ist ihre Reinzucht und *kastenhafte* Abtrennung von der übrigen Gesellschaft und die Beherrschung der Gesellschaft durch diese Rasse das zentrale Gebot, wenn man das Wohl aller will. Die Andersrassigen sind demgegenüber *konstitutionell* und für alle Zeiten kulturell *impotent* und daher zu *unterkastiger* Tätigkeit bestimmt – ihre Ethik besteht im »willigen Dienen«[137].

Wir erkennen den intensiven Zusammenhang zwischen der Rassenideologie und dem Feudalismus. Denn auch für den Feudalismus ist der Primärwert des Menschen durch seine Abstammung gegeben. Die primäre Herkunftswertung haben Feudalismus und Rassismus gemeinsam. Weiterhin ist die konstitutionelle Infantilität der Unterkasten, die prinzipiell regierungsunfähig sind, eine Feudalbehauptung, die im Rassismus wiederkehrt.

Es liegt daher nahe, den Rassismus als einen konsequenten *Sekundärfeudalismus* anzusehen, als eine Möglichkeit für einzelne Mitglieder der Gesellschaft, sich als Feudale zu fühlen, ohne »eine Familie« zu haben und einen adeligen Stammbaum zu besitzen.

Der Rassismus stellt aber auch für einen in psychologischer Zersetzung des Selbstwertgefühls begriffenen Adeligen eine Rechtfertigungsideologie dar, wenn der betreffende Feudale sich zu der gerade als Herrenrasse erklärten Rasse zählen kann. Denn für den abessinischen oder japanischen Schwertadel gibt eine nordisch-arische Rassenideologie natürlich keine Rechtfertigungsideologie her.

In diesem Sinn ist die Rassenideologie *spätfeudal*, also ein *Spätfeudalismus*. Dieser hat mit dem Sekundärfeudalismus sehr vieles gemeinsam, so daß sie, wie im Nationalsozialismus, gerne zusammenmünden. Der in diesem Sinn Spätfeudale ist bereit, Unterkastige als oberkastig zu akzeptieren, wenn sie zugleich einer bestimmten Rasse zugehören bzw. das Herkunftsprinzip anerkennen. Zugleich distanziert er sich jedoch von den Feudalen anderer Rassen.

Zum Spätfeudalismus müssen wir die Rassenlehren Gobineaus[138] und Evolas[139] zählen, zum Sekundärfeudalismus die Hitlers bzw. Lanz (von Liebenfels'), von dem wir zeigen konnten, daß Hitler von ihm entscheidende Anregungen empfangen hatte. Gerade dieser ist zur Demonstration einer sekundärfeudalen psychischen Struktur sehr geeignet.

Lanz entstammte einem bürgerlichen Lehrermilieu *und war schon frühzeitig vom Rittertum fasziniert* – im Maschinenzeitalter! Er identifiziert sich mit dem Rittertum – den »Tempeleisen« –, doch ist er selbst *nicht adelig*. Um adelig zu werden und die oberkastige Position wirklich zu realisieren, schlägt er zwei Wege ein: Erstens legt er sich einen Adelstitel zu. Während er in Wahrheit schlicht und einfach Lanz heißt, nennt er sich Lanz von Liebenfels. Zweitens entwickelt er eine Rassenideologie, die alle Blond-Blauen auffordert, sich zur Reinzucht zusammenzuschließen, eine abgeschlossene Herrenkaste zu bilden und die Minderrassen zu versklaven, denn deren einziges ethisches Prinzip sei das willige Dienen für die Blond-Blauen.

Natürlich hat Lanz zugleich mit der Bewunderung für den Adel auch noch ein Ressentiment gegen ihn. Daher tadelt er die adeligen Frauen, die den Adel dadurch, daß sie sich mit rassenminderwertigen Männern eingelassen, minderwertig gemacht – vertschandalisiert – hätten. Den eigentlichen Adel stellen jetzt die blond-blauen Reinrassigen dar. Diese Kombination von Bewunderung und Ressentiment zeigt besonders gut ein Gedicht Otto von Melzers, das Lanz in seiner Zeitschrift »Ostara« abgedruckt hat:

> »Zweifelnd sehn die Diener auf das *Herrchen*,
> Struppiges Haar, die Züge ganz des Knechtes.
> Solches Blut gedeiht in Sklavenpferchen,
> Nicht im Prunksaal adligen Geschlechtes.
>
> Doch vorm Gitter wandert mit der Herde
> Still der *blonden Hirtin einzger Sproß*,
> An Gestalt ein Prinz und an Gebärde –
> Sinnend sieht die Gräfin aus dem Schloß.«[140]

Die Gräfin hat sich offenbar mit einem »Sklaven« eingelassen und hat nun ein »struppiges Herrchen« geboren. Demgegenüber hat die blonde Hirtin offenbar mit einem blonden Hirten (oder vielleicht gar mit dem Grafen?) einen einzigen Sproß gezeugt, der »an Gestalt ein Prinz und an Gebärde« wurde.

Gobineau ist, wie Evola, Lanz gegenüber ein Spätfeudaler. In Frankreich hat die Aristokratie durch Eroberung und Überschichtung germanisch-fränkischen Charakter, ihre Sprache und Kultur übernahm sie allerdings zum größeren Teil von der kulturell überlegenen gallo-romanischen Unterschicht. Die französische Revolution ist auch vom Aspekt eines Aufstandes dieser Unterschicht gegenüber dem germanischen Element aufzufassen.

Graf Gobineaus Rassenlehre ist eine Rechtfertigungsideologie seines Feudalismus. Bei Evola liegt der Fall ähnlich.

Wenn wir ein typisch hochfeudales Gebäude betrachten, wie es die Tafel 1 zeigt, so besitzt hier der Ausdruck des Herrschens einerseits eine gewisse Selbstverständlichkeit, Unverfrorenheit könnte man sagen. Die Naivität des Herrschaftsausdrucks ist typisch für den Hochfeudalismus. Demgegenüber ist der Ausdruck des Spät- und Sekundärfeudalismus viel weniger naiv.

Vergleichen wir auf Tafel 8 das linke und rechte Bild miteinander, so können wir Parallelen und Unterschiede von Spät- und Sekundärfeudalismus sehen. Bei dem Bild auf der linken Seite handelt es sich um den österreichischen Heimwehrführer Fürst Ernst Rüdiger von Starhemberg. Der Heimatschutz oder die Heimwehr war eine rechtsradikale Organisation, wenn auch keineswegs so fanatisch, so doch mit deutlichen Berührungspunkten mit dem Nationalsozialismus. Die beiden Bewegungen unterscheiden sich durch ihren spät- bzw. sekundärfeudalen Charakter.

Das Bild Starhembergs zeigt ihn mit Stiefeln – Offiziers- und Feudalsymbolen. Diese Stiefel sind zwar auch bei ihm bereits funktionswidrig, aber Haltung und Eleganz zeigen deutlich, daß sicherlich eine entsprechende aristokratische Tradition gegeben

war (einer seiner Vorfahren verteidigte Wien gegen die Türken). Diese machte ihn wohl auch zum Gegner des primär plebejischen Hitler. Der Hahnenschwanz, ein Jagdsymbol, hat viele assoziative Beziehungen und hängt auch mit dem »edlen Waidwerk« zusammen. Der Spätfeudalismus zeigt sich aber gerade im Funktionsloswerden der Stiefel.

Lanz wirkt demgegenüber wesentlich plebejischer. Er ist älter als Starhemberg, seine Kleidung altertümlicher und stammt von einem weniger guten Schneider. Er trägt keine Stiefel sondern Gamaschen, ein Jägerhütchen, wie viele Aristokratinnen heute noch, seine Haltung ist jedoch viel weniger wirklich diszipliniert und militärisch. Ähnlich ist seine Schrift weniger gespannt, sondern weichlich verschlungen. Und doch sind die Parallelen zwischen Spät- und Sekundärfeudalismus unzweifelhaft.

Ähnlich ist die Relation zwischen Balkon und Gesamtstil der *spätfeudalen Hofburg* in Wien (Tafel 2) und Balkon und Gesamtstil des *sekundärfeudalen Bürgerhauses* (Tafel 3). Der Balkon der Wiener Hofburg hatte den Sinn, dem Kaiser Gelegenheit zu geben, sich dem Volk zu zeigen, der Balkon vor der Hausherrnwohnung des Bürgerhauses hatte nur in einer mehr oder weniger bewußten Einbildung einen analogen Sinn. Der Balkon gab dem Hausherrn in seiner Wohnung im ersten Stock die latente Illusion, oben, über »seinem Volk« – den Mietern – stehen zu können.

Kehren wir zur Ideologie des Lanz zurück. Bei ihm zeigt sich nämlich das voll entwickelte Sohn- bzw. Ödipuskomplexinvestment. Zunächst sind Lanz und seine Blau-Blonden Abkömmlinge von Göttern – den nordischen Asen –, er nannte sie daher auch Asinge. Lanz hat also auch die Feudalmythologien neu erweckt. Wie der Vater also absolut göttlich erlebt wurde, so sollen die Blau-Blonden Götter sein.

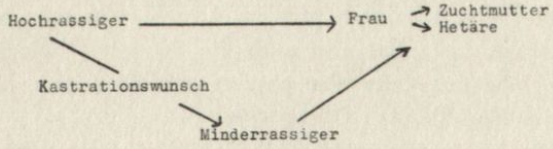
Lanz teilt die Frauen in blau-blonde Zuchtmütter und niederrangige Hetären ein. Für den blau-blonden Mann ist jeweils eine blau-blonde Zuchtmutter bestimmt, während die minder-

rassigen Frauen für die blaublonden Männer als Hetären und zusätzlich für die minderrassigen Männer bestimmt sind. Leider muß Lanz eine ganz anders geartete Realität vorfinden. Denn er meint, die schmutzigen, stinkenden Minderrassigen hätten, weil sie raffiniertere Verführer seien und außerdem ein größeres Genital besäßen, auf die blonden Frauen besonders stark gewirkt und diese daher den blond-blauen Männern weggenommen.

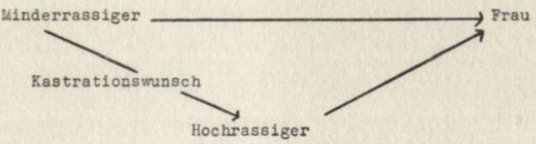
Während die Blonden die eigentlichen Menschen bzw. Götter seien, gelten die Minderrassigen eigentlich als Tiere, er nennt sie »Äfflinge«. Sein Lieblingsbild – siehe Tafel 9 – ist die Skulptur »Geraubt« von E. Fremié. Der Affe raubt die Edelfrau. Die von Lanz behauptete Tatsache, daß Frauen an Minderrassigen Interesse bekunden, regt ihn maßlos auf:

»Die Polizei läßt ruhig Neger, Mongolen und anderes farbige Gesindel in der ‚ethnologischen Ausstellung' straflos mehr als halbnackt vor Frauen, Mädchen und Kindern umhergehen, läßt zu, daß sich dann diese armen weiblichen Geschöpfe, die nie in ihrem Leben einen nackten Mann ihrer Rasse sehen dürfen, bis zur erotischen Ekstase an diesen Halbaffen begeilen. Geht etwas über diese Teufelei? Ich sage ausdrücklich Teufelei?«[141]

Diese Tatsache erweckt bei ihm den Wunsch, die Minderrassigen zu kastrieren. »... Sie sollen den Rassenkampf haben, Rassenkampf bis auf Kastrationsmesser.«[142] Schließlich will er auch den Tod der Minderrassigen, ihre Ausmerzung. Lanz bietet uns also das vollständige Bild des Ödipalinvestments:



Es ist vom Gefühl der Überlegenheit der Minderrassigen unterlagert:



Die Lynchkastrationen an Negern in den US-Südstaaten, die intime Beziehungen zu weißen Frauen hatten, und der Mord an einem Farbigen in London, als dieser bei einer Weißen schlief, zeigen die analogen ödipalsadistischen Impulse, die wir bei Lanz ideologisiert fanden.

Die Sekundärfeudalen erweisen sich, aus schon früher dargelegten Gründen, als viel radikaler als die Primärfeudalen. Sie haben auch eine viel größere Durchschlagskraft und ziehen so, wie wir bei Hitler sahen, auch Primärfeudale in ihren Bann – erwiesen sich diesen gegenüber auch eindeutig als überlegen.

KASTE UND NATIONALISMUS

»Deutschland, Deutschland über alles,
über alles in der Welt...«
Hoffmann v. Fallersleben

Knüpft der Rassismus an einen biologischen Sachverhalt an, so der Nationalismus an einen immerhin kulturellen. Häufig ist die Sprache das zentrale Unterscheidungsmerkmal, und die Hereinnahme eines Menschen in die Nation geschieht damit, daß er die Sprache annimmt. Der Kampf gegen die »Verunreinigung« der Sprache durch Fremdworte ist typisch nationalistisch. Die »Muttersprache« muß »rein erhalten« werden (im Deutschen etwa von »welschem Tand« – R. Wagner).

Im übrigen kann es bei unterschiedlicher Sprache viele Gemeinsamkeiten der Völker geben, wie die gemeinsame Geschichte. Wer letztere Gemeinsamkeiten höher wertet als die Sprache, wird den Begriff der Nation oder des Volkes anders fassen. Dann kann er vom »Schweizer*volk*« sprechen und die sogenannten

»welschen« Schweizer mitumfassen, sich jedoch von Deutschland distanzieren.

Nach dem nationalistischen Schema soll nicht die Rasse, sondern die »grand nation« »über alles in der Welt« gelten, »Gottes eigenes Land« bevölkern und somit über allen anderen stehen. De facto konstituiert jeder Nationalismus einen Gemeinschaftsaffekt, der das jeweilige Volk umgreift und innerhalb des Volkes Arme und Reiche, Gescheite und Dumme usw. zusammenschließt.

Jeder Nationalist ist stolz auf die Dichter, Erfinder, Maler usw. seines Volkes, so, als ob er an der Leistung dieser Menschen selbst einen Anteil hätte. So waren die Nationalsozialisten stolz auf Goethe und Schiller (die sich ja dagegen nicht wehren konnten). Wie auf jeden Monarchisten durch Identifikation etwas vom Glanz des Monarchen fällt, so auf den Nationalisten etwas vom Glanz derer, die in seinem Volk etwas leisten. Wenn die jeweilige Nation zum Sakralwert wird, steigt sie auf zum summum bonum, zum Absoluten, und dann muß man nach einem Weg suchen, der es ermöglicht, alles Positive vom eigenen Volk abzuleiten. Das eigene Volk gilt als das auserwählte und scheint durch Welten von den übrigen Völkern getrennt.

Das Interessante ist, daß allen Nationalisten, den jüdischen, russischen, deutschen, italienischen, japanischen usw., obwohl sie das eigene Volk für ungemein einmalig, für originell halten, nur immer wieder dasselbe einfällt. Ein tschechischer Nationalist hat sogar aus Erschütterung über das Fehlen eines wirklichen tschechischen Volksepos ein eigenes Epos gefälscht und als Nationalepos ausgegeben, um zu beweisen, wie großartig das eigene Volk schon immer war (allerdings hat den Schwindel ein anderer Tscheche – Masaryk – aufgedeckt). Das eigene Volk erhält also einen Sakralwert, dabei gilt meist die Sprache als Verbindungsglied, obwohl nicht einmal diese wirklich verläßlich verbindet. So spricht man in den USA, Kanada sowie in England englisch, in Frankreich, Belgien und in der französischen Schweiz

französisch und schließlich in Deutschland, Österreich und der deutschen Schweiz deutsch. Es gibt kaum einen vernünftigen Grund, warum die Angehörigen einer Sprachgruppe etwas Besonderes sein sollen. – Dabei soll nicht geleugnet werden, daß die Sprache ein psychisch formendes Element darstellt.
Immerhin ist der reine Nationalismus nicht im gleichen Maß kastenbildend wie der Rassismus. Es gab sogenannte *Germanisierungen, Romanisierungen, Madjarisierungen* durch eine Hereinnahme von Menschen *»anderer Zunge«*. Der Nationalismus, ohne rassistische Elemente, ist nicht im gleichen Maß kastenbildend, obwohl er, in seinem Drang nach sprachlicher »Reinheit« auch kastenhafte Momente enthält. Natürlich wird auch der Versuch gemacht, andere Nationen für infantil zu erklären. Wenn es z. B. in englischen Kolonien eigene Toiletten für die Kolonialherren und die sogenannten, wenn auch teilweise sehr vornehmen Eingeborenen gibt, dann handelt es sich wohl nicht nur um einen Nationalismus, sondern auch um einen Rassismus. Die Übergänge vom Nationalismus zum Rassismus sind jedenfalls fließend. Die Unterscheidung, welcher Faktor hier im einzelnen überwiegt, ist oft sehr schwer, meist findet sich beides kombiniert. National- *oder* Rassenkaste kann jedoch wenigstens psychologisch angezielt werden.
Der Nationalismus hat auch interessante Beziehungen zum Antisemitismus.

KASTE UND ANTISEMITISMUS

> »Ans Herz des Lebens schlich der Marder Juda ... Zwei Jahrtausende tilgt er das heiße, pochende, schäumende, träumende Mutterherz ... Morde den Vater, als daß er dein Kind, deine Seele frißt...
> *Alfred Schuler*

Der Antisemitismus hat verschiedene Seiten, religiöse, nationalistische und rassistische. Sie wirken jedoch alle in der gleichen

Richtung. Zunächst wollen wir die wichtigste Seite, die religiöse behandeln. Dabei lagert die Spannung zwischen *Juden* und *Christen*. Sie ist völlig anders als etwa die zwischen *Christen* und *Buddhisten*, denn während das Christentum aus dem Judentum hervorging, handelt es sich bei Buddhismus und Christentum um zwei originäre Religionen, die sich viel affektfreier gegenüberstehen.

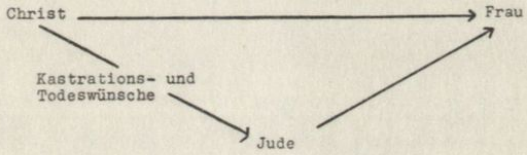
Das Hervorgehen des Christentums aus dem Judentum schafft zwischen beiden eine Vater-Sohn-Relation und die entsprechenden Affektkonstellationen. Im Judentum existiert gegenüber dem Christentum ein Sohnkomplex, im Christentum ein Vaterkomplex gegenüber dem Judentum. Wenn man es etwas euphemistisch ausdrückt, könnte man sagen, die Juden verhalten sich zum Christentum so wie ein Vater, der sein bestes Kind nicht als legitim anerkennen will. Insofern gibt es eine tiefe antichristliche Aggression im Judentum. Sigmund Freud hatte zum Beispiel diese tiefe Aggression gegen Rom und den Katholizismus. Das zeigte sich etwa daran, daß ihm zu einem eigenen Traum »vom toten Papst«, den er in seiner Traumdeutung analysierte, nichts einfiel – ein ausgesprochenes Widerstandssymptom.

»Rom« ist bei den Juden auch noch *historisch-nationalistisch* aggressiv besetzt, infolge der Zerstörung des Tempels in Jerusalem und des verlorenen Freiheitskampfes[143]. Der nicht verarbeitete Christustod und das nicht verarbeitete »Rom« ergeben eine Aggression, der sich besonders ein stagnierendes Christentum nicht zu erwehren wußte und das daher das Judentum als »zersetzend« und sadistisch aggressiv empfand. »Am Judengott fraß Judenhaß« (Nietzsche)[144].

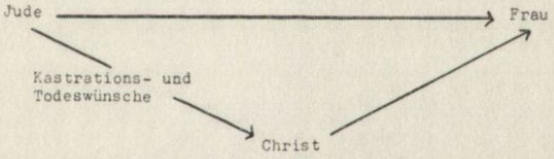
Umgekehrt hat das Christentum dem Judentum gegenüber antiväterliche Aggressionen, weil ihm das Judentum die Anerkennung verweigert. So wurde der jüdische Ursprung des Christentums möglichst bagatellisiert, dabei haben sich viele Juden dieser Bagatellisierung angeschlossen. Schließlich wird der Tod

Christi den Juden in einer Weise zur Last gelegt, als ob die Christen in der analogen Situation nicht wahrscheinlich das gleiche getan hätten, und weiter, als ob die Schuld anderer nicht primär diese selbst anginge. Die Abschnürung zwischen Judentum und Christentum hatte zeitweise durchaus kastenhaften Charakter.

Die Sadismen hin und her gehen dabei auch wieder um die Frau. Wenn Alfred Schuler[145] in dem als Motto zitierten Gedicht die Juden als einen »Marder« hinstellt, der sich an das »heiße, pochende, schäumende, träumende Mutterherz« heranschleicht, und wenn er daran die Forderung knüpft, den »Vater« zu morden, so investiert er seinen Ödipalaffekt in die Juden-Christen-Relation. In der christlichen Welt ist der Jude, infolge seiner Minoritätsposition, oberflächlich gesehen, unterlegen. Die ödipale Relation lagert sich dann folgendermaßen:



Soweit jedoch der Jude als Vater des Christen erlebt wird, lagert sich das Ödipaldreieck, mit den entsprechenden Kastrations- und Tötungswünschen, in folgender Weise:



Diese natürlich relativ oberflächliche Behandlung der Frage soll in einer künftigen Arbeit entsprechend ergänzt werden.

Was nun die Rassenideologie betrifft, so wurden einmal die Nichtjuden, später die Juden als minderwertige Rasse hingestellt. Die Affektivität lagert sich nach dem Rassenschema.

Für den Nationalisten sind die Juden wiederum »volksfremde« Elemente, die einen gewissen übernationalen Charakter haben, da sie verstreut leben. Wenn der Jude nicht bereit ist, sich völlig zu assimilieren, gerät er in die nationalistische Affektivität.
Zuletzt hat der Jude auf Grund seiner Archetypik, nämlich befreiter Sklave aus Ägypten zu sein, die Neigung zur *Identifikation nach unten* und ist dementsprechend weit eher *antikonservativ* und, wenn man vom Christen absieht, sohnidentifizierend. Das Christentum befand sich aber seit Konstantin auf der jeweils konservativen Seite, auch aus diesem Grund mußte es in Konflikt mit dem Judentum kommen. So wirkte das Judentum auch aus eigenem Interesse zersetzend hinsichtlich verschiedener konservativer »heiliger« Einrichtungen, und erweckte alle Sohnkomplexe. Schließlich war in der Feudalgesellschaft neben dem Geschäftssinn die Intellektualität das einzig mögliche Aufstiegsmittel, und daher ist es verständlich, daß das Judentum geradezu unwahrscheinlich intellektualisierte und auch hier alle Konkurrenzaffekte herausforderte[146].
Hiermit sind die verschiedensten Seiten des Problems angedeutet, und man kann verstehen, warum alle spätfeudalen und sekundärfeudalen Elemente zum Antisemitismus neigen. Das Investment aller sadistischen Momente in die antisemitische Problematik macht schließlich die Exzesse erklärlich. Beim Nationalsozialismus kommt jedoch noch eine spezielle historische Situation hinzu.

»Würde nicht die körperliche Schönheit heute vollkommen in den Hintergrund gedrängt durch unser laffiges Modewesen, wäre die Verführung von hunderttausenden von Mädchen durch krummbeinige, widerwärtige Judenbankerte gar nicht möglich.«[147]

»Der schwarzhaarige Judenjüngling lauert stundenlang, satanische Freude in seinem Gesicht, auf das ahnungslose Mädchen, das er mit seinem Blute schändet und damit seinem, des Mädchens, Volke raubt.«[148]

Adolf Hitler

Der Nationalsozialismus zeigt das Typische aller Kastenbildungen: daß nämlich innerhalb der Kaste Gemeinschaft gepflegt, gegenüber jenen, die nicht zur Kaste gehören, aber eine Trennungswand aufgerichtet wird.

Besehen wir uns Tafel 8 nochmals und beziehen auch das Bild Hitlers in die Betrachtung ein. Berücksichtigt man außerdem seine sonstigen Äußerungen, dann erkennt man deutlich den Sekundärfeudalen: er ist nicht nur Aristokrat, weil er nordischen Blutes ist, weil er Deutscher ist, er ist sogar der Gründer eines »Neuadels aus Blut und Boden«.

Gegenüber Starhemberg ist Hitler provinzieller, gewöhnlicher. Die Uniformstiefel und die befehlende Haltung demonstrieren zwar seine Feudalität, Hitler wirkte und war jedoch unbedingter, hemmungsloser als der spätfeudale Starhemberg. Er hat Spätfeudale in seinen Bann gezogen – man denke an die zahlreichen aristokratischen Nationalsozialisten –, aber Ideen vertreten, die den Spätfeudalen zu viel gewesen wären.

Wenn Lanz von Liebenfels ohne weiteres das Recht der ersten Nacht verteidigte, so zeugt dies von der viel größeren Hem-

mungslosigkeit der Sekundärfeudalen im Gegensatz zu den Spätfeudalen. Diese Haltung wird gerade durch die Sekundärhaftigkeit verständlich, denn die Unsicherheit der Rolle, die Auflagerung des Feudalen auf eine nichtfeudale Unterlage, verstärkt die Verdrängung des Unterlagernden und damit die Aggression gegen alles Nichtfeudale in der Außenwelt. Deshalb war Hitler den Feudalen überlegen und zeigte mehr Durchschlagskraft als diese.

Neben dem wichtigsten Charakteristikum des Sekundärfeudalismus, der primären Bewertung der Menschen nach ihrer Herkunft, sollte man nicht verschiedene weitere Gemeinsamkeiten mit dem Feudalismus übersehen. Der *Stiefel* ist funktionell bei Reitern am Platz. Die Feudalen wurden nach der technischen Überholung des Rittertums Offiziere, die gerne ritten, dabei war der Stiefel eine sehr sinnvolle Fußbekleidung. Auch die Infanterieoffiziere waren im ersten Weltkrieg noch durchwegs beritten. Das war aber schon zu einer Zeit, als in den Offiziersberuf bereits Bürgerliche und Intellektuelle einströmten. Die Offiziere behielten jedoch ihren feudalen Charakter weitgehend bei. Sie wurden mit ihrer bis zur äußersten Grenze gehenden Befehlsgewalt Sekundärfeudale. Das Führungsteam des Nationalsozialismus rekrutierte sich zu einem nicht geringen Teil aus aktiven Offizieren, die nach dem ersten Weltkrieg mit sich selbst nichts Rechtes anzufangen wußten (Röhm, Göring u. a.).

In Deutschland ist der feudalistische Trend überhaupt recht stark. Die sogenannten »Knobelbecher« waren die Stiefel des einfachen Soldaten – ein verkümmerter Nachfahr der Reitstiefel. Aber schon dieser genügte, um eine Stützung des Selbstbewußtseins zu bewirken. Denn wenn im ersten Weltkrieg die österreichischen Soldaten von den Deutschen »Kamerad Schnürschuh« genannt wurden, so galt der Stiefel offenbar als eine Auszeichnung. Die Vorliebe des Nationalsozialismus für funktionswidrige und unnötige Stiefel erklärt sich also auch aus seinem sekundärfeudalen Charakter. Der Schutz der Schienbeine vor den Tritten

bei Saalschlachten motiviert nicht ausreichend diese Bekleidung der SA und SS.

Weiterhin ist die Militarisierung der Gesamtgesellschaft sekundärfeudal. Jeder war Soldat. Arbeiter und Angestellte arbeiteten nicht, sondern »kämpften an der Heimatfront«. Sogar die Mütter wurden zu »Soldatinnen des Gebärbettes«[149].

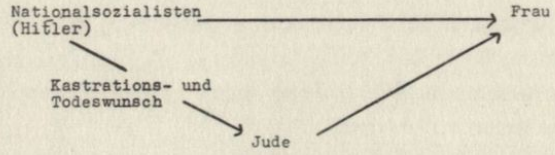
Daneben gab es das Ideal des Junkers, und das deutsche Volk sollte, wie schon Lanz von Liebenfels wollte, »aufs Land«. Ritterkreuzträger und SS-Leute sollten im Osten Rittergüter erhalten; dabei spielten sicherlich auch Vorstellungen des deutschen Ritterordens eine entscheidende Rolle. Schließlich möge man sich vorstellen, was geschehen wäre, hätte Deutschland den Krieg gewonnen. Zur Niederhaltung der »minderrassigen« Ostbevölkerung hätte das ganze deutsche Volk die Uniform anbehalten müssen, um in der Form eines neuen Schwertadels die Minderrassigen zu überschichten.

Die sekundärfeudale Tendenz Hitlers ist wohl unbestreitbar. Von der Vorliebe Görings für das edle »Waidwerk« wollen wir dabei gar nicht näher reden.

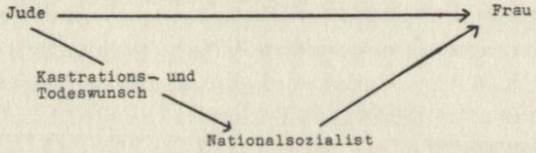
Neben dem Rassismus Hitlers, der ihm als Verankerung seiner Vaterwünsche diente, war der Deutschnationalismus, der ja von einem bestimmten Punkt an dem Rassismus widerstreitet (wenn die Rasse das Entscheidende wäre, stünde etwa den Angelsachsen und nicht den Deutschen die Führung der »nordisch bestimmten« Völker zu), ein Moment, das Hitler in die ödipale Infantilposition gegenüber den Juden hineintrieb. Denn dem jüdischen Nationalismus-Rassismus mit dem mißverstandenen Auserwähltheitsmythos, der Ekelschranke nach außen, der jüdischen Verkastung also, gebührt gegenüber allen andern analogen Ideologien gewiß die Priorität. Die monotonen Behauptungen aller Nationalisten, die sich zugleich außerordentlich originell vorkommen, daß nämlich ihr Volk den wesentlichen Teil der Kultur stiftete und zu allem nur Denkbaren auserwählt sei, daß zwischen dem eigenen und den andern Völkern ein Wesens-

unterschied existiere usw., hatten das Judentum als großes Vorbild.

Besonders dort, wo der Affekt eine zutiefst antisemitische Komponente besitzt, wie im Nationalsozialismus, liegt sicher unter der distanzierenden Aggression eine Identifikation mit dem Gegenstand der Aggression. Das heißt aber, überspitzt ausgedrückt, der Nationalsozialismus ist ein Sekundärjudaismus, oder die Nationalsozialisten sind Sekundärjuden. Die Ödipalaggression lagert sich entsprechend – die als Motto zitierten Aussprüche Hitlers zeigen die Angst und Empörung, daß die Juden den an sich überlegenen Ariern die Mädchen wegnehmen:



Dieses »konservative« sekundärfeudale Sohnkomplexdreieck ist jedoch durch das uneingestandene revolutionäre, umgekehrte Vaterkomplexdreieck unterlagert:



Der Jude besitzt darin die väterliche Position. Er ist potenter und geschickter. Diese »arische« Eifersucht zeigt sich in vielen nationalsozialistischen Publikationen und in dem als Motto angeführten Ausspruch Hitlers. Auf dem Titelblatt des »Stürmers«, vgl. Tafel 4, wird dem nationalsozialistischen Kastrationswunsch hemmungslos Ausdruck gegeben. An dem unter das Vergewaltigungsbild gedruckten Spruch ist die zweite Zeile insofern interessant, als die »Judenklauen« »eklig« genannt werden. Der Jude steht jenseits der Ekelschranke. Auf der zwei-

ten wiedergegebenen Titelseite des »Stürmers«, vgl. Tafel 5, werden »mildernde Umstände bei Rassenschande« abgelehnt; dabei ist wieder im Hintergrund ein Mädchen zu sehen, an dem der Jude »seines Blutes Gier« stillt. Auch die beiden Abbildungen auf Tafel 6 und 7 zeigen die nationalsozialistische Eifersucht auf die Juden. Uneingestanden bewundern die Nationalsozialisten die Juden, ähnlich wie die Kommunisten die Kapitalisten. Denn die Kommunisten stehen zu den Kapitalisten im gleichen Verhältnis wie die Nationalsozialisten zu den Juden.
Nun soll noch ein drittes Moment des Nationalsozialismus, das eng mit seiner österreichischen Herkunft zusammenhängt, erwähnt werden, sein sekundär-germanischer Charakter. Erstens ist das Germanentum, vor allem in Österreich, intensiv mit dem europäischen Feudalismus assoziiert, somit ist der Sekundärfeudalismus auch ein Sekundärgermanentum. Aber noch in anderer Hinsicht ist der Nationalsozialismus ein sekundärgermanisches Produkt. Gerade Österreich ist nur zum Teil germanisch bestimmt – jedenfalls in geringerem Maß als große Teile Deutschlands (ob Preußens, ist fraglich) –, dabei ist es schwer, die Größe dieses Anteils zu bestimmen. Die Sprache ist deutsch, doch sollte man dieses Moment nicht überschätzen. Daneben ist Österreich intensiv slavisch, aber auch madjarisch, italienisch, keltisch, römisch, jüdisch usw. mitbestimmt. Möglicherweise ist aus der römischen Besatzungszeit sogar ein negroides Element vorhanden.
Die Position zwischen diversen Nationen besitzt nun, wie wir aus der Psychologie der Zwischenposition erkennen konnten, die pathologische Möglichkeit der radikalen Identifizierung mit einer Seite. Aus der Unsicherheit dieser Identifikation heraus wird sie um so radikaler forciert. Der prominenteste deutschnationale Historiker hieß bezeichnenderweise *von Srbik* (spätfeudal und sekundärgermanisch); ideologische Nachfahren in unserer Zeit haben ähnlich klingende Namen.
Wenn sich ein zumindest stark aus dem Slaventum stammender

Mensch intensiv mit dem Deutschtum identifiziert, haben wir guten Grund, ihn als sekundärgermanisch zu kennzeichnen (psychoanalytisch haben wir das Recht, hier sublimierten Vatermord zu diagnostizieren. Denn die absolut-radikale Identifikation mit einem Elternteil führt notwendig zum Haß des andern). Es ist auch kein Zufall, wenn wir bei prominenten Nationalsozialisten jüdische Verwandtschaft entdecken können.

Die *normale* Reaktion in der Zwischenposition ist naturgemäß Vermittlung und Synthese[150].

Jede Kastenbildung hat zur Folge, daß innerhalb der Kaste eine Gemeinschaftsbildung entsteht. Von nationalsozialistischer Seite wurde die »Volksgemeinschaft« propagiert und von vielen Vertretern dieser »Weltanschauung« auch ernst gemeint. Man entdeckte, daß jede einzelne Funktion für das Wohl des Ganzen wichtig ist: Bauern, Arbeiter, Intelligenz, alle waren wichtig; Darstellungen, die keineswegs falsch sind.

Man entdeckte, daß schmutzige Arbeit nicht schändet und minderwertig macht. Dies ist einer der positiven Aspekte des sogenannten »Arbeitsdienstes«, in dem alle schmutzige körperliche Arbeit verrichten mußten. Heute finden westdeutsche Arbeiter noch zu einem beträchtlichen Teil, daß es dem Arbeiter im nationalsozialistischen System besser ging – er bekam weniger bezahlt! –, weil er »*geachteter*« gewesen wäre. Die Volksgemeinschaftsidee erwies sich dem marxistischen Klassenkampf gegenüber als glatt überlegen und entband ungeheure Energien[151].

Während der Kommunismus-Sozialismus die Gesellschaft in der Horizontalen durchtrennt, trennt der Nationalismus die Gesellschaft in der Vertikalen. Dem intensiv gemeinschaftbildenden Moment im Innern entsprach eine Verkastungsgrenze nach außen – Angehörige anderer Völker und Rassen waren wesensgemäß etwas anderes.

Das nationalsozialistische Kastenzentrum war ein sakraler Wert, war »heilig« (»Deutschland, heiliges Wort, du voll Unendlich-

keit . . .«)[152]. Wird aber das eigene Volk sakralisiert, so muß konsequent alles, was sich innerhalb des Volkes als schlecht, minderwertig und böse erweist, anderswo herkommen. Sonst müßte man diesem die Göttlichkeit absprechen. Das sakral verbindende, gemeinschaftsfördernde Moment des Nationalsozialismus hat als Gegenstück die Projektion der eigenen Defizienzen auf andere.

Einerseits verschwinden innernationale Schranken oder werden zersetzt, andererseits aber werden Sündenböcke gebraucht, die an allem Bösen schuld sein sollen. So galten die Juden als schmutzig, ekelhaft, Kindermörder, Frauenschänder, Ariermädchenräuber usw. Wir sehen, hier werden alle Kastennegativa auf die Juden projiziert. Der Jude war minderwertiger Sündenbock, der sich erfrechte, nach den arischen Mädchen zu greifen, und war zugleich heimlich bewundertes Vorbild.

Zur konkreten Wirklichkeit des Nationalsozialismus gehört jedoch auch noch eine spezielle historische Situation: die unter äußerem Druck entstandene deutsche Revolution 1918 brachte einen wesentlichen Teil der konservativen Kräfte in den Status tiefgehender Funktionslosigkeit. Wir erwähnten schon die ehemals aktiven Offiziere – wie Göring, Röhm u. a. –, die aus ihrer deklassierten Stellung herausdrängten. Die nationalsozialistische Ideologie war nun auf bequeme Weise geeignet, das Selbstbewußtsein dieser Gruppe zu stärken – wer zur Rasse gehört, ist schon ein Herr –, und zugleich bot sich der jüdische Sündenbock als illusionäres Schuldobjekt an. Schließlich führte die Funktionslosigkeit einer unerhört großen Zahl von Menschen – der Arbeitslosen – zu aggressiven Tendenzen; diese wurden vom Nationalsozialismus gegen die Juden gelenkt.

Die nationalsozialistische Revolution war, wie sie Hoegner wohl richtig nennt, eine Gegenrevolution, denn sie war sekundärfeudal[153].

Damit haben wir die wesentlichsten konservativen Ideologien behandelt und wenden uns nun den revolutionären zu.

»... andererseits ist die Entwicklung der Produktivkräfte ...
auch deswegen eine absolut notwendige praktische Voraussetzung, weil ohne sie nur der *Mangel* verallgemeinert, also mit der *Notdurft* auch der Streit um das Notwendige wieder beginnen und die ganze alte Scheiße sich herstellen mußte ...«[154]
»... und daß also die Revolution nicht nur nötig ist, weil die *herrschende* Klasse auf keine andere Weise gestürzt werden kann, sondern auch, weil die *stürzende* Klasse nur in einer Revolution dahin kommen kann, sich den ganzen *alten Dreck* vom Halse zu schaffen ...«[155]

Karl Marx

Marx hat eine große Sehnsucht nach der Revolution. Gerade die anfänglich zitierten Stellen zeigen, daß er nur die Revolution für geeignet hält, sich »den ganzen alten Dreck« vom Hals zu schaffen. Eine entsprechende Entwicklung der Produktivkräfte ist jedoch vorher vonnöten, denn sonst würde sich »die ganze alte Scheiße« wiederherstellen.

Wir wollen uns hier keineswegs über die Wahl der Terminologie moralisch entrüsten, vielmehr nichts anderes tun, als sie zum Ausgangspunkt unserer Überlegungen zu nehmen: nur ein massiver Affektdruck kann bei einem derartig kapitalen Geist wie Karl Marx eine solche terminologische Entgleisung verständlich machen. Diese unter starkem Affektdruck gemachten Äußerungen sind ähnlich entlarvend wie die Sätze Hitlers über die Ariermädchen verführenden »Judenbankerte«. Marx identifiziert die durch die Revolution hinwegzufegende alte Weltordnung – vor allem handelt es sich hier natürlich um die Kapitalisten – mit »alter Scheiße« bzw. »altem Dreck«.

Wir haben gesehen: Die Juden identifizierten die Welt der Feinde mit dem Kot, und der Nationalsozialismus erklärt die Juden als schmutzig. Und wir sehen nun, daß Karl Marx – wir werden

später feststellen: auch Mao-Tse-tung – die Kapitalisten als schmutzig erklärt. Das aufständische Proletariat ist demgegenüber »rein« und »sauber«.

Die rein-unrein Problematik ist in der Spannung Proletariat – Bürgertum außerordentlich intensiv akzentuiert. Dies auch deshalb, weil nach der analen Symbolik Kot und Geld identifiziert werden.

Nun ist das Proletariat mit seinem Eigenschaftskomplex gewissermaßen ein Konzentrat von Infantilattributen. Was es jedoch zur Zeit des Karl Marx auszeichnet, war seine wachsende Zahl. Die, wie wir erkennen werden, folgenschwerste Entwicklungstendenz in der Moderne ist jedoch darin zu sehen, daß die Zahl der Arbeiter rückläufig ist und noch weiter rückläufig sein wird. Karl Marx – wir können hier natürlich keine Tiefenpsychologie seiner Persönlichkeit entwickeln – identifiziert sich nach unten. Er, ein intellektueller Jude, folgt, ohne daß er sich darüber im klaren war, der archetypischen jüdischen Struktur, wenn er eine solche Identifikation nach unten vollzieht. Er verhält sich in vielem analog dem Moses. Nun nimmt jedoch bei Karl Marx das Proletariat, ähnlich wie der Bürger, einen mythologischen Charakter an. Das Proletariat stellt neben der konkreten Arbeiterschaft auch noch den Welterlöser dar. Es erhält Erlösereigenschaften:

»In der Bildung einer Klasse mit radikalen Ketten, einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, welche keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft ist, eines Standes, welcher die Auflösung aller Stände ist, einer Sphäre, welche einen universellen Charakter durch ihre universellen Leiden besitzt und kein besonderes Recht in Anspruch nimmt, weil kein besonderes Unrecht, sondern das Unrecht schlechthin an ihr verübt wird, welche nicht mehr auf einen historischen, sondern nur noch auf den menschlichen Titel provozieren kann, welche in keinem einseitigen Gegensatz zu den Konsequenzen, sondern in einem allseitigen Gegensatz zu den Voraussetzungen des Deutschen Staatswesens steht, einer Sphäre endlich, welche sich nicht emanzipieren kann, ohne sich von allen übrigen Sphären der Gesellschaft und damit alle übrigen Sphären der Gesellschaft zu eman-

zipieren, welche, mit einem Wort der völlige Verlust des Menschen ist, also nur durch die völlige Wiedergewinnung des Menschen sich selbst gewinnen kann. Diese Auflösung der Gesellschaft als ein besonderer Stand ist das Proletariat.«[156]

Man erkennt die Verabsolutierung der Proletarierkaste, die zum Welterlöser erklärt wird. Demgegenüber muß man feststellen, daß die konkreten Proletarier gewiß im Wesen nicht schlechter sind als andere Kasten, jedoch auch nicht besser.

Die Identifikation Karl Marx' mit dem Proletariat ist ein komplizierter psychologischer Vorgang, keineswegs so einfach, wie die Marxisten sich das vorzustellen pflegen. Denn sein Mitleid und seine Empörung, so verständlich sie sind, sind so legiert, daß die Empörung und die revolutionäre Aggression das Mitleid eindeutig übersteigen. Nach ihm soll das Proletariat geradezu weiter verelenden, damit es ja keine Versöhnung und keinen Ausgleich mit den Oberkasten sucht. Das Proletariat muß weiter revolutionieren, daher sind die Kommunisten eindeutig die orthodoxeren Marxisten.

Es ist klar, daß in der Relation Kapitalist – Proletarier, wie wir schon anderweitig zeigten, nicht nur für die Rein-schmutzig-Spannung, sondern auch für die ödipale Struktur eine Investmentmöglichkeit gegeben ist. Wir haben das entsprechende ödipale Dreieck schon früher gebracht.

Die untergründige Identifikation des Proletariats mit dem kapitalistischen Vater ist schon bei Marx vorgebildet. Die Lösung, mit der Marx zumindest kokettiert, ist unter anderem auch ein gemeinsames Recht auf die Frauen. Er spricht von einem »noch ganz rohen und gedankenlosen Kommunismus«, welcher der »Ehe (die allerdings eine Form des exklusiven Privateigentums ist) die Weibergemeinschaft, wo also das Weib zu einem gemeinschaftlichen und gemeinen Eigentum wird, entgegenstellt«. So tritt »das Weib aus der Ehe in die allgemeine Prohibition«[157].

Es kann kaum ein Zweifel bestehen, daß dieser »rohe Kommunismus« doch sehr weitgehend die Gedankengänge einer marxi-

stischen Generation bestimmte, wenn sich auch Karl Marx nicht mit ihnen identifizierte. Tatsächlich wäre solch eine – total undurchführbare – »Weibergemeinschaft« die Auflösung des ödipalen Dreiecks, vor allem käme der infantile Typus in den Besitz der Mutter.

Daß der revolutionäre Affekt eine ursprüngliche Identifikation mit dem Objekt der Aggression beinhaltet, zeigt besonders deutlich die Entwicklung in den kommunistischen Staaten, auf die wir noch zurückkommen.

Bekanntlich spaltet sich die marxistische Bewegung in die des Kommunismus und des demokratischen Sozialismus. Die grundlegende Spaltung ging so vor sich, daß die eine Gruppe die Revolution um jeden Preis wollte, während die andere die vorläufige Besserstellung der Arbeiter der revolutionären Aggression vorzog und diese in die Zukunft verschob. Man erkennt, daß die erste Spielart mehr von der Aggression gegen die Oberkasten bestimmt war (Kommunismus), während der andern das Wohl der Unterkasten wichtiger erschien (demokratischer Sozialismus). Im demokratischen Sozialismus überwog die positive Einstellung zur eigenen Gruppe das Ressentiment und die Aggression, während im Kommunismus die antioberkastige Aggression – treuer den »heiligen Schriften« des Karl Marx – die wohlwollende Einstellung dem Proletariat gegenüber überlagerte.

Borkenau erkennt richtig, wenn er in der endlosen Diskussion zwischen Lenin und Kautsky über Marx' Theorie der Übergangsperiode eine politische Notwendigkeit sieht, sie aber insofern als fruchtlos bezeichnet, als die beiden von unvereinbaren Fakten in Marx' Theorie ausgingen[158]. Marx behauptet in seiner Theorie der Übergangsperiode, die »Staatsform der proletarischen Revolution werde zugleich breiteste Demokratie sein«. Er betrachtete es als selbstverständlich, daß die proletarische Diktatur keinen Terror brauchen würde, wenn sie die Diktatur der überwältigenden Mehrheit über eine kleine Minderheit sei. Dies aber ist völlig falsch und wird es noch immer mehr.

Legt man nun bei Marx' Theorie den Akzent auf die Diktatur, gelangt man zum Kommunismus, legt man ihn auf die überwältigende Mehrheit, zum demokratischen Sozialismus. Marx selbst hielt die allmähliche Besserstellung der Unterkasten sogar für schädlich, weil dadurch die Revolution hinausgeschoben würde.

In der konkreten Haltung verließ der demokratische Sozialismus bald – theoretisch noch an Marx festhaltend – die Urdoktrin und erreichte eine echte Besserstellung, zugleich mit einer Entradikalisierung der Arbeiterschaft.

Sehen wir uns die beiden, im Grunde wesenhaft verschiedenen Spielarten näher an.

KASTE UND KOMMUNISMUS

> »Die saubersten Menschen in der Welt sind die Arbeiter und Bauern: selbst wenn ihre Hände schmutzig und die Füße mit Kuhmist beschmiert sind, so sind sie doch sauberer als das Bürgertum.«
>
> *Mao Tse-tung*

> »In gewissem Maße kann man unser Leben und unsere Koexistenz mit der bekannten biblischen Legende von der Arche Noah vergleichen ... nach dieser biblischen Legende hat Noah eine Arche gebaut und auf diese Arche sieben Paar Reine und sieben Paar Unreine genommen.«
>
> *Nikita S. Chruschtschow*

Der Kommunismus ist zutiefst von der Aggression des in die Infantilposition gedrängten »dreckigen Proleten« gegen die Oberkaste bestimmt, die nicht bereit ist, die Pariakaste gesellschaftlich für voll zu nehmen und sie wirklich in die Gemeinschaft zu integrieren.

Das Bewußtsein, im Raum des Ekels zu stehen, ausgestoßen von der Gesellschaft, erzeugt – durch Personen erweckt, die sich, wie Karl Marx, nach unten identifizieren – heftige Aggressionen und den verständlichen Wunsch, mit den Oberkastigen *gleichgeachtet* zu werden. Schließlich ist es kein Wunder, wenn jener die Gesellschaft haßt, der bitter von ihr benötigt, zugleich aber abgewertet und ausgestoßen wird. Wenn eine Aggression gegen die arroganten Bürger besteht, so ist dies also zwar verständlich, doch bedeutet die Aggression, falls sie zugleich mit einer Identifikation, das heißt, mit einer Sehnsucht einhergeht, es dem »Bürger gleichzutun«, keine echte Überwindung der Angegriffenen, ebenso wie die Bürger die Aristokratie nicht überwanden, wenn sie sich unbewußt mit ihr identifizierten.

Die Relation Kapitalist – Kommunist fordert das Investment von analsadistischen und ödipalsadistischen Affekten heraus. Wenn in unserer Untersuchung wiederholt darauf hingewiesen wurde, daß Oberkastige ihre Position sexuell ausnützen – was Eifersucht und Neid erregt –, so ist hier ein wesentlicher Kern der sadistischen Impulse im Kastenkampf aufgegriffen: Kapitalist – Proletarier (Kommunist).

Die kommunistische Propaganda arbeitet mit diesen ödipalen Aggressionen. Sie richtet sie natürlich gegen jene Gruppe, die für sie die *bestgehaßte und zugleich die am meisten bewunderte* ist: die »Kapitalisten«. Robert Neumann hat in einer genialen Parodie des Stils Ilja Ehrenburgs die Problematik der KP-Propaganda unter anderm auf das ödipale Moment zugespitzt. Er schildert das Zusammentreffen eines rheinischen Großindustriellen mit einem KP-Abgesandten mit parodistischer Übertreibung:[159]

»Aber diesmal gehört Herrn Khyssens Denken und Trachten ausschließlich dem platinenen Handwägelchen und dem Genossen Michail Konstantinowitsch *Abortzew*, der auf der andern Seite des Tisches auf einem schlichten Holzsessel sitzt, nachdem er die Einladung des Hausherrn, in einem der Fauteuils Platz zu nehmen, ebenso entschieden abgelehnt hat wie die Entgegennahme einer der

dicken Importen, deren jede doppelt soviel kostet wie der Monatslohn des Radnabennieters Schulze im Werft XVI. ‚Danke', sagte Michail Konstantinowitsch höflich, ‚ich habe meinen eigenen Vorrat.' Worauf er seine Dose hervorzieht, die zwar nur aus Blech, die ihm aber vom Politbüro in Moskau für hervorragende Dienste verliehen worden ist; der Dose entnimmt er eine selbstgedrehte, mit kleingehacktem Buchenlaub gefüllte Zigarette und qualmt gleichmütig vor sich hin. Tabak – dafür werden wir in Rußland vielleicht in dreißig Jahren Zeit haben, denkt er. Nicht umsonst haben ihm die Genossen vom Handwagen-Trust als Delegierten für diese Verhandlungen mit dem rheinischen Schwerindustriellen ausgesucht. Dreißig Jahre – Rußland hat Zeit, denkt er gleichmütig. Da Herr Khyssen jetzt endlich mit der Ziffer herausrückt, die er Moskau bieten will, wenn Moskau sich bereit erklärt, China nicht mehr mit Manganerzen zu beliefern, so daß China weiter mit England paktieren muß, um südafrikanisches Manganerz zu bekommen, das England aber nur liefert, wenn Herr Tschiang Kai-schek die japanischen Händler ungeschoren läßt, die die Hauptabnehmer von Herrn Khyssens Handwagenexportfiliale in Kalkutta sind, antwortet Michail Konstantinowitsch Abortzew nicht einmal. Er würde nicht einmal antworten, wenn Herr Khyssen seine Ziffer verdoppeln sollte! Rußland, denkt er – wir haben Zeit! Inzwischen paffen wir unserm Gegenüber gleichmütig den beißenden Rauch der Buchenblätter ins Gesicht! Mag er husten!

Herr Khyssen arbeitet sich weiter an diesem unerschütterlichen Bären ab, an dem alle Verlockungen abprallen. Das Dreifache! Aber Michail Konstantinowitsch raucht.

Hier tritt ein Diener ein und flüstert Herrn Khyssen etwas ins Ohr. Er erhebt sich rasch. Dieser Russe! Diese Geschäfte! Er hat über ihnen vergessen, daß er dieses kleine Proletariermädel – wie hieß sie doch? Ida Schulze – von zwei Privatdetektiven seiner Leibgarde betäuben und in sein anstoßendes Schlafkabinett hat bringen lassen. Gefahr? Haha – ein Proletariermädel! Und er ist der Geheime Kommerzienrat Khyssen! ‚Sie entschuldigen mich für drei Minuten', sagte er lächelnd mit der vollendeten Verbeugung eines Weltmannes zu seinem qualmenden Besucher und tritt ins Nebenzimmer. Michail Konstantinowitsch hört, wie dort drinnen die Tür verriegelt wird, er hört den schmerzlichen Aufschrei einer proletarischen Mädchenstimme, und haben Herrn Khyssens Ziffern nicht

vermocht, ihn in Bewegung zu setzen – jetzt rüttelt er ein wenig an dieser schweren Eichentür, gerade so viel, daß sie krachend aus den Fugen geht, springt vor den Erblassenden und –«

Es ist hier sehr raffiniert vieles von dem, sadistische Affekte aktivierenden kommunistischen Propagandaarsenal zusammengesucht. Man beachte dabei noch, daß Neumann dem Russen den Namen *Abortzew* beilegt und ihn damit anal abstempelt. Abortzew ist der Vertreter der »Schmutzigen«, der »dreckigen Proleten«. Neumann trifft damit einerseits den sowjetischen Pariakomplex, andererseits aber auch die westliche Einschätzung der Sowjets. Die Kommunisten werden von einem Großteil der westlichen Welt quasi als Kanalräumer der Menschheit eingeschätzt und fühlen sich zum Teil auch so.

Mao Tse-tungs Abwehrreaktion und Umwertungstechnik haben wir schon an anderem Ort (S. 185 f.) betrachtet. Die Worte Chruschtschows, die wir nach jenen Maos oben als Motto zitierten – sie stammen aus einer Rede vor der österreichisch-sowjetischen Gesellschaft in Wien –, sind jedoch ebenfalls sehr aufschlußreich. Wie in der Arche Noah *reine* und *unreine* Tiere zusammen leben, muß der Osten und der Westen zusammen leben. Chruschtschow sagte nicht, wen er mit den reinen und wen mit den unreinen meinte. Aber obwohl er, wie er in der gleichen Rede sagte, in der Schule auch Religion hatte – »und der Geistliche hat mir immer für meine Leistungen recht gute Noten erteilt« – unterlief ihm hier eine interessante Fehlleistung. Die Bibelstelle spricht nämlich (Gn 7, 2) nicht von *sieben Paar reinen* und *sieben Paar unreinen* Tieren, vielmehr von *sieben Paar reinen*, jedoch von den unreinen nur als von *zweien*. Der Mechanismus der Erinnerungsarrangierung von zwei auf sieben, wodurch gleichviele reine und unreine Tiere in der Arche wären, legte nahe, anzunehmen, daß Chruschtschow die Kommunisten mit den unreinen identifiziert, aber sie durch die Aufstockung der Zahl zu gleichwertigen Partnern macht. Hätte er in dieser Seelenschicht, in welcher er die Erinnerungsarrangierung vor-

nahm, die Kapitalisten als schmutzig angesehen, hätte er eher nicht die Vergrößerung der Zahl vorgenommen.

Kehren wir zur Parodie Neumanns zurück. So wichtig dabei die Analproblematik ist, spitzt er den Konflikt letztlich doch ödipal zu.

Gerade die Vergewaltigung des Proletariermädchens, dessen Name dem Kapitalisten gerade noch einfällt, macht den Russen lebendig: »Und haben Herrn Khyssens Ziffern nicht vermocht, ihn in Bewegung zu setzen, jetzt . . .« Die aggressive Dynamik wird hier also ödipal ausgelöst und nicht anal. Wir erkennen die tieferen Motivationen dieses Revolutionsdranges.

Der echtere Marxismus ist wohl der Kommunismus. Denn, wie Borkenau wieder richtig sagt, war Marx Revolutionär, »nicht, weil die vorgegebene Wirklichkeit es nahelegte, sondern in totaler Mißachtung dieser Wirklichkeit, so sie *seinen revolutionären Wünschen widersprach.*« Die Revolution war ihm wichtiger als die Besserstellung des Proletariats.

In Rußland trat ein revolutionärer Kastenwechsel ein. Die Ressentimentidentifikation führte groteskerweise lange Zeit zu einer Fixierung früh- und monopolkapitalistischer Verhältnisse des alten Europa. Noch mehr jedoch bestand und besteht ein intensives Identifikations-Aggressionsverhältnis zwischen den Sowjets als Kommunisten und den US-Amerikanern, die als Kapitalisten angesehen werden. Man erfaßt die Wirklichkeit der UdSSR nur sehr ungenau, wenn man in ihr einfach nur eine Realisierung kommunistischer Doktrin sehen will. Soweit wir hier auf die Sowjetunion Bezug nehmen, versuchen wir nur die kommunistisch-doktrinäre Seite zu betrachten. Auf sie geht wohl jene geheime, uneingestandene Bewunderung der USA zurück, die sich zugleich mit heftiger Aggression verbindet.

Obwohl die Imitation amerikanischer Autos durch die Sowjets genügend bekannt ist, ist doch der anschauliche Vergleich zwischen dem kapitalistisch-bourgeoisen US-Cadillac und dem sowjetischen Sil 111 (Abb. Tafel 16) sehr interessant. Was den

Cadillac ausgesprochen kapitalistisch macht, ist der Geldprotz, der bei ihm zum Ausdruck kommt. Der *funktionslose* und unästhetische Chromputz an der Vorderfront ist unangenehm aufdringlich. »Dollargrin« – »Dollargrinsen«, nennen dies die Amerikaner.

Nun ist die protzige Gelddemonstration schon unangenehm genug und keineswegs nachahmenswert. Denn der Besitz ist keineswegs ein angemessener Wertmaßstab des Besitzers. Noch schlimmer wird jedoch die Sache, wenn man diesen Stil imitiert, wie dies die Sowjets tun. Gerade darin zeigt sich die uneingestandene Abhängigkeit vom bewunderten und zugleich gehaßten Kapitalisten, wenn einem nichts Besseres einfällt, als ihn zu imitieren. – Vergleicht man die europäischen Automarken, so muß man feststellen, daß sie sich bewundernswürdig selbständig hielten, abgesehen von jenen, die US-Firmen gehören. Aber keiner der guten französischen, britischen, italienischen, deutschen Firmen haben sich nach dem zweiten Weltkrieg dazu verleiten lassen, einfach US-Amerikaner zu imitieren. Der wesentlich stärkere kulturelle Selbststand kommt darin zum Ausdruck. Selbst die von der Sowjetunion absorbierten Staaten haben sich nicht hinreißen lassen, sich dem sekundäramerikanischen russischen Stil zu ergeben (man denke an die tschechischen und polnischen Autos). Betrachten wir die Form der Autotypen keineswegs als uninteressant! Sie geben einen guten Einblick in die psychische Verfassung einer Nation.

Aber auch der Baustil zeigt den sekundärkapitalistischen Charakter der Kommunisten. Betrachten wir etwa das Waldorf Astoria (Tafel 12 unten), das ein eindeutig US-kapitalistisches Bauwerk ist, ohne daß sich hier allerdings der reine Geldprotz bemerkbar gemacht hätte. Der US-»Wolkenkratzer« hat einen guten, funktionell richtigen Sinn.

Während der Stil der ursprünglichen sowjetischen Revolution, wie der Entwurf auf Tafel 13 zeigt, revolutionär, echt fortschrittlich war, also ultramodern, und sich hier ein Vorausgrei-

fen unerhörten Ausmaßes anzukünden schien, blieb der folgende, stalinistische Stil, direkt im Sekundärhaften stecken. Wie wir an der stalinistischen Moskauer Universität erkennen (Abb. Tafel 14), ist es wohl unzweifelhaft, daß bei der Konzipierung des Plans das amerikanische Wolkenkratzerschema entscheidend als Vorbild mitspielte, wenn auch noch andere Komponenten diesen Bau mitbestimmten.

Man kann die Dialektik noch weiter verfolgen. Auf Stalin folgte die Entstalinisierung, und damit kam ein Typus nach oben, der einerseits stalinistische Elemente in sich vereinigte, andererseits jedoch wieder auf Lenin zurückgehen wollte. Diese sekundärrevolutionäre Welle brachte einen Stil mit, der der westlichen Modernität der dreißiger Jahre entspricht, sich jedoch in einzelnen Produkten bis in die der fünfziger Jahre vortastet.

Die sekundärfeudalistischen Momente der Sowjets besprechen wir später, sie gehören in die speziell *russische* Problematik.

Die Sowjets haben, ähnlich wie ödipalfixierte Personen, ein infantiles Vaterbild vom Kapitalismus. Fixiert an ein altes Kapitalismusbild (auch der Neurotiker ist nicht an den gegenwärtigen Vater fixiert, sondern an das Vaterbild seiner Kindheit), das vor 100 bis 50 Jahren Geltung hatte, wird vom Kommunismus zum Teil gegen Windmühlen gekämpft, bzw. er rennt ohnehin offene Türen ein.

Innerhalb des russischen Kommunismus stellen die KP-Führer sekundäre Oberkastige dar. Sie sind, wie alle Sekundärtypen, besonders darauf bedacht, ihre Oberkastigkeit anerkannt zu sehen, und vertreten auch ein sekundär oberkastiges Volk, das voller Minderwertigkeitsgefühle gegen den Westen ist.

Es ist klar, daß der revolutionäre Kastenwechsel in Rußland keineswegs Kastenfremdheit schuf, sondern eine sehr komplizierte psychische Situation. Selbst die angestrebte – extrem formuliert – Eigentumslosigkeit als Überwindung der Ausbeutung und der Vermögensschranke, das zentrale Anliegen des Marxismus, mißlang. Wir müssen den Kommunismus als einen

Versuch betrachten, innere Eigentumsfreiheit durch formale Eigentumslosigkeit zu realisieren. Die Abschaffung des Privateigentums macht keineswegs den Mißbrauch menschlicher Güter unmöglich. Sie schläfert gerade das Gewissen im Blick auf die Verfügung über die Güter ein, indem sie die Relation zum Eigentum entpersönlicht. Wenn jemand zwar formal nicht der Eigentümer von etwas ist, doch praktisch das Verfügungsrecht darüber besitzt und auch die Möglichkeit der Nutznießung, so ist damit für die Gesellschaft wenig gewonnen. Denn die Fixierung an den Besitz und seine Erstarrung in Unproduktivität wird dadurch keineswegs verhindert. Im Gegenteil wird das Eigentum gerade dadurch, daß es gleichsam allen gehört, so behandelt, als ob es niemandem gehören würde.

Dieses Paradox entsteht durch die ressentimenthafte Grundlage des kommunistischen Systems. Weil der Kommunismus mit Idealen der Eigentumslosigkeit angetreten ist, darf niemand etwas besitzen. Da aber die Berufsrevolutionäre vielleicht uneingestanden, also unbewußt, oder aber bewußt die Rolle der alten Herren übernehmen wollten, wurden sie durch die Revolution Besitzer. Sie sind unbewußte Besitzer und bewußte Nichtbesitzer, uneingestandene Kapitalisten also. Diese Tatsache begründet eine neurotische Konstellation, bei ständigen ambivalenten Reaktionen.

Djilas hat es gut dargestellt, ohne allerdings über die psychologischen Deutungskategorien zu verfügen: »Besitz ist nichts anderes als das Recht auf Profit und Kontrolle. Wenn man den Klassenvorteil als dieses Recht definiert, so handelt es sich bei den kommunistischen Staaten letzten Endes um eine neue Form des Besitzes und um die Entstehung einer neuen herrschenden und ausbeutenden Klasse.«[160]

»Die neue Klasse fühlt instinktiv, daß die nationalen Güter tatsächlich ihr Eigentum sind und sogar, daß Ausdrücke wie ‚sozialistisches', ‚soziales' und ‚Staatseigentum' nichts weiter zu bedeuten haben als eine *allgemeine legale* Fiktion.«[161]

»Praktisch zeigt sich das Besitzprivileg der neuen Klasse als das ausschließliche Recht, als ein der politischen Bürokratie zustehendes Parteimonopol, das Nationaleinkommen zu verteilen, die Löhne

festzusetzen, die wirtschaftliche Entwicklung zu steuern und über das verstaatlichte und anderes Eigentum zu verfügen. So scheint es auch dem Mann von der Straße, der den kommunistischen Funktionär als sehr reich ansieht und als einen Mann, der nicht zu arbeiten braucht.«[162]

»*Selbst die kommunistischen Führer gehen mit dem Volkseigentum um, als gehöre es ihnen, aber gleichzeitig vergeuden sie es, als gehöre es jemand anderem.* Das ist die wahre Natur des kommunistischen Eigentums, der kommunistischen Macht und des kommunistischen Systems.«[163]

Weil also den kommunistischen Führern das Eigentum gehört, *nützen sie es aus.* Weil es ihnen aber *zugleich nicht gehört, verschwenden* sie es.

Die kommunistische Funktionärskaste offenbart die Problematik aller Sekundärbesitzer – Neureichen. Sie haben aber zugleich ein Über-ich, das Eigentumslosgikeit verlangt. Ein Verständnis für die komplizierte Psychologie der kommunistischen Funktionäre könnte für die Diplomatie des Westens von großer Bedeutung sein. Die Sowjetführer im besondern identifizieren sich mit dem Proletariat, das sie, ihrer eigenen Theorie nach, vertreten. Sie tun dies gegen die westliche Welt, insbesondere gegen die USA. Es würde zu weit führen, alle Komplikationen, die sich aus den Über- und Unterschichtungen der Identifikationen innerhalb des Kommunismus ergeben, ins Detail zu verfolgen. Wir wollen nur andeuten, wie entscheidend wichtig diese Dinge sind.

Komplizierte seelische Konstellationen ermöglichen Wandlungsprozesse nach oft unerwarteten Richtungen, da diese durch relativ geringfügige Anstöße ausgelöst werden können.

»... und wir Sozialisten müssen immer wieder *den Dreck aus dem Karren ziehen.*«

Fehlleistung eines Sozialistenführers

Die psychologische Situation des Sozialismus ist komplizierter als die des Kommunismus, da es sich beim demokratischen Sozialismus um eine ungleich normalere Struktur handelt und die inadäquaten Affekte sich subtiler äußern.

Ohne Frage steht dem Proletariat *rechtmäßig* ein Aufstieg zu, und zwar nicht nur einzelnen Personen, sondern der ganzen Kaste. Das sehen und sahen die sogenannten »Unternehmer« sicherlich bis zu einem gewissen Grad ein. Die besten unter den Kapitalisten haben *von sich aus* versucht, den Bildungs- und Besitzgrad der Arbeiterschaft zu heben. Bata oder Zeiß haben von sich aus ihre *Verpflichtung* und *Verantwortung* für ihre Leute erkannt und mit Erfolg ihre Mitarbeiter hinaufzuheben getrachtet. Aber auch hier folgte das Recht der Gnade.

Ebensowenig wie gegen einen König oder Kaiser revolutioniert wird, der sich weithin sichtbar für den Aufstieg seiner »Untertanen« einsetzt, ebensowenig hat die Arbeiterschaft gegenüber Unternehmern opponiert, die sich ausdauernd und nachdrücklich um die allseitige Entwicklung ihrer Arbeiterschaft bemühten.

Der Reifungsprozeß der Kinder spielt sich im besten Fall so ab, daß opferbereite Eltern deren inneres und äußeres Wachstum bejahen und eine Freude haben, wenn die Nachkommen ihr eigenes Niveau erreichen. Im gegensätzlichen Fall hingegen kämpfen die Eltern gegen den Aufstieg und versuchen, die Kinder klein zu halten. Gerade so aber provozieren sie die revolutionäre Aggression und den revolutionären Sadismus. Weder der eine noch der andere Fall ist jedoch die Regel. Bei den aufstiegsbejahenden Eltern handelt es sich um eine Elite, bei den

aufstiegsverneinenden meist auch um eine Minderheit. Die große Zahl liegt dazwischen. Das heißt, die Einstellung zum Aufstieg der Kinder ist ambivalent, also zugleich gewollt und ungewollt.

Analog preschen Führer der Unterkastigen vor und fordern viel; dabei wird von oben nur ein *Teil* gewährt, denn man sieht einen *Teil* der Forderungen als *gerecht* an. Das Kind erkämpft sich mit steigendem Reifeprozeß die Freiheit und lernt zugleich, aus der äußeren korrigierenden Instanz eine innere zu machen, also Verantwortung gegenüber dem Ganzen zu tragen. Den väterlichen Instanzen gehen die Forderungen nach Autonomie meist zu weit und werden zu früh gestellt, während den nachdrängenden kindlichen Instanzen der Prozeß nicht schnell genug scheint.

Das proletarische Nachdrängen hat einen andern Akzent als das bürgerliche.

Die als Motto gebrauchte Fehlleistung eines Sozialistenführers liefert uns ein ausgezeichnetes Modell zum tiefen Verständnis der sozialistischen Grundaffekte oral-anal. Sie unterlief einem Mann, dessen prominente Stellung es verbietet, ihn namentlich zu nennen[164]. Während eines Vortrags erzählte er, daß durch die Politik der anderen Parteien der Staatskarren verfahren würde. Die Sozialisten müßten immer wieder die Situation retten. Er wollte dies durch eine Redewendung deutlich machen, der Satz sollte lauten: »... und wir Sozialisten müssen immer wieder *den Karren aus dem Dreck ziehen*.« Sich versprechend, sagte er jedoch: »... und wir Sozialisten müssen immer wieder *den Dreck aus dem Karren ziehen*.«

Diese Fehlleistung ist deshalb von großem Interesse, weil sie die oral-analen Grundlagen der Affektivität des Sprechers deutlich macht.

Wir dürfen nicht unterlassen, auch den ursprünglich intendierten Satz in unsere Betrachtung einzubeziehen. Andernfalls käme unser Schluß einer Entwertung des Bewußtseins gleich. Die

Fehlleistung ist jedoch der Ausdruck eines Konflikts zwischen einer bewußtseinsnäheren und einer bewußtseinsferneren Instanz. Die bewußte Intention lautet: »Und wir Sozialisten müssen immer wieder den Karren aus dem Dreck ziehen.« Der Redner meint, die Politik der anderen sei »verfahren«, und von sozialistischer Seite sei immer wieder eine Korrektur nötig. Wir wollen den Wahrheitsgrad dieser Behauptung nicht untersuchen. Vom Unbewußten her wurde der Sinn des Satzes durchkreuzt und nach einer völlig anderen Richtung verbogen. Statt den verfahrenen Karren wieder flott zu machen, soll aus ihm der »Dreck« gezogen werden. Dieses Herausziehen des Drecks – mithin die Erleichterung des Karrens – liegt also in der tieferen Absicht des Sprechers. Wir erinnern an die orale Traumatisierung des Proletariats: es soll verhindert werden, daß sich oben zu viel ansammelt. Das Herausziehen ist also wesentlich. Daß es noch dazu Dreck ist, der herausgezogen werden soll, ist von großer Bedeutung.

Wir sprechen auch unter anderm über eine Karikatur des österreichischen Finanzministers mit dem »Esel-streck-dich« – die assoziative Gemeinsamkeit von Dreck, Gold und Geld.

Die sozialistische Tendenz wäre also, immer wieder möglichst viel Geld aus dem Staatskarren bzw. der sogenannten Wirtschaft herauszuziehen. Daß diese Tendenz oft, ohne genügende Rücksicht auf das gegebene Potential und ohne genügende Beachtung längerer wirtschaftlicher Entwicklungsmöglichkeiten, wirksam ist, macht sie sehr problematisch. Jedenfalls sind sozialistische Tendenzen sehr gut mit dieser Fehlleistung auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Daß sich diese Tendenz, durch einen Überbau hindurchbrechend, äußert, zeigt jedoch, daß sie eben diesen Überbau berücksichtigen muß, das heißt, eine staatspolitische Korrektur erfährt. Ich wüßte nicht, welcher Psychoanalytiker eine andere Deutung der vorliegenden Fehlleistung vornehmen könnte.

Wenn der wesentliche Unterschied zwischen dem Kommunis-

mus und dem Sozialismus gerade darin besteht, daß den Kommunisten ihr Ressentiment wichtiger, ihnen also die Enteignung der Kapitalisten wesentlicher ist als das Wohlergehen des Proletariats, den Sozialisten hingegen das Wohlergehen der Arbeiter wichtiger ist als die Enteignung der Kapitalisten, so bedeutet dies keineswegs, sie seien frei von jedem Ressentiment. Die obige Fehlleistung zeigt das Ressentiment als vorhandene Tendenz, alles »aus dem Karren« zu räumen. Daß es sich jedoch um eine *Fehlleistung* handelt, bedeutet: Die Tendenz ist uneingestanden da, wird ungern zugegeben, muß rationalisiert werden und liegt mit einem wohl echten Sozialgewissen im Kampf. Nach diesem ist nicht Wegnehmen, sondern die allgemeine produktive Entwicklung primär wichtig.

Daß der Sozialismus im Laufe der letzten Jahrzehnte eine gewaltige Adaptionsleistung vollzogen hat, können nur in verkrampft konservativer Haltung Fixierte leugnen. Vielen Sozialisten ist heute sicher das Heben der Unterkasten wichtiger als die Liquidation der Oberkasten, wenn es sie auch einen nicht unbeträchtlichen inneren Kampf kostet, ihren Trotz zu überwinden. Wenn man die verschiedenen sozialistischen Programme ansieht, merkt man zwar immer noch eine Kampfposition nach oben an Stelle einer besonderen Tendenz zu konstruktiver Zusammenarbeit – der Durchbruch zu echter Kastenfremdheit steht noch aus –, doch kann man für die nähere Zukunft noch wesentliche Durchbrüche erwarten.

In diesem Zusammenhang ist eine andere sozialistische Fehlleistung interessant. Einführend zu einem Vortrag über »Christentum und Sozialismus« sprach ein Sozialistenführer über die Aufgabe, Christentum und Sozialismus *zu verbinden*, das heißt, er wollte es so formulieren. Er versprach sich jedoch und sagte statt verbinden *verbieten*. Auch hier erkennen wir Bewußtes und Unbewußtes im Kampfe liegend. Denn seinem unbewußten Drange nach möchte er die Verbindung verbieten.

Die Entwicklung des sozialistischen Adaptionsprozesses wird von

mehreren Momenten weitergetrieben. Ein wesentliches Moment ist die Tatsache, daß sozialistische Führer in bedeutende Positionen von Staat und Wirtschaft aufstiegen, somit oberkastige Positionen einnehmen. Die Abwehrtechnik der Oberkasten wird damit bei ihnen wirksam, und es bricht oft die innere Sehnsucht nach dem Kapitalismus durch. Der Leistungsstil dieser Sekundärkapitalisten ist oft nicht besser, sondern häufig schlechter als der der Primärkapitalisten. Auch sie müssen *befehlen* und tun dies, weil sie es nicht gewohnt sind, oft sehr demonstrativ. Und die sozialistischen Untergebenen merken oft keine Änderung oder eher eine zum Schlechteren.

Die Untergebenen sind den antiherrschaftlichen Trotz und somit eine schleppende, oft direkt sabotierende Haltung gewohnt, die auf einmal anders werden soll. Der Antiaffekt trägt negative Früchte (die schlechte Arbeitsmoral) auch den Sekundärkapitalisten gegenüber. Wie sehr dem Untergebenen die sozialistische Führerschaft in der Befehlsposition zum Problem wird, zeigt folgendes Beispiel, bei dem jedoch auch noch die Tatsache eine Rolle spielt, daß in Österreich manchmal aus politischen Gründen ungenügend Geschulte in wichtige wirtschaftliche Positionen kommen. Der Kleinbauer 2/316, der zusätzlich in einer Zimmerei als Arbeiter beschäftigt ist und sozialistisch wählt, meint recht interessant zu »Generaldirektor«:

»Es gibt Generaldirektoren, die was wirklich was drinn haben im Kopf... und es gibt a zweite Sort'n von die Generaldirektoren, die was direkt von der Partei praktisch dort hingestellt wird, es muß aber net sein, daß er vielleicht nix kann... im Gegenteil (!), aber andere ist mehr auf an Posten als Generaldirektor, hat von dem Ganzen sehr wenig oder koa Ahnung net. Kann gar net sagen, daß mir aner unsympathisch ist, wenn aner wirklich Generaldirektor ist, muß er schon was drin haben im Kopf und muaß was leisten.«

Der Affekt zerschlägt die Logik des Satzbauses, und die Rationalisierung verdreht das ursprünglich Intendierte in sein Gegenteil. Der negative Affekt wird natürlich dem politischen General-

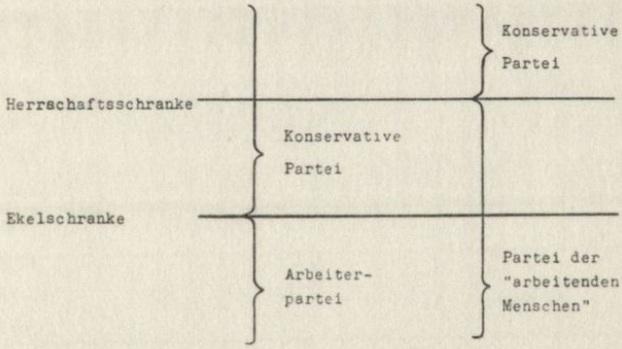
direktor zugedacht, aber im Augenblick, in dem er dies ausspricht, versucht er dies durch plötzliche Abwertung der anderen Kategorie des Generaldirektors rückgängig zu machen. Am liebsten würde er überhaupt jede Negativität aufheben, aber dies scheitert daran, daß er ein Zweikategoriensystem einführt. Die Unterscheidung von zwei Kategorien innerhalb der Gruppen hängt nicht mit einer echten Kastenungebundenheit zusammen, sondern ist, wie das Definieren beim Assoziationstest, ein Mittel, sich der affektiven Aussage und Stellungnahme zu entschlagen. Er will dadurch ein affektives Unbeteiligtsein vortäuschen. Der Affekt gegen den politischen Generaldirektor gerät bei ihm in Konflikt mit seiner eigenen politischen Überzeugung. Denn sein Generaldirektor ist Sozialist, er muß ihn verteidigen, da er sich selbst auf diese Doktrin festgelegt hat.

Aber auch noch ein anderes Moment – wir holen etwas weiter aus – drängt die Sozialisten zu produktiven Adaptionen: ursprünglich rekrutierten sich die Sozialisten aus Arbeitern und jenen, die sich mit ihnen identifizierten. Ihr Kreis umfaßte jene die innerhalb des Ekeltabus fielen. Wie schon ausgeführt, wurden nun die Oberkasten für »schmutzig« erklärt. Der Versuch, auch den Proletarierbegriff im gleichen Sinn umzuwerten und Oberkastige als die eigentlichen Proleten zu bezeichnen, wie dann und wann probiert wurde, mißlang. Immerhin gibt es die Begriffe: »studierte Proleten« und »Stehkragenproletarier«. Der erste Begriff meint Personen, die trotz eines Studiums verschiedene unterkastige Verhaltensweisen beibehalten. Der »Stehkragenproletarier« ist ein Intellektueller, der sich mit den Proletariern identifiziert, dieser Begriff ist jedoch schon ziemlich altmodisch.

Einen weiteren Versuch, das Ekeltabu umzuwerten, finden wir in der meist unausgesprochenen, auch schon erwähnten Behauptung, daß nur die Schmutzarbeiter »wirklich«, »eigentlich« arbeiten, die andern jedoch, wenn überhaupt, »*nur*« mit dem Kopf. Schon der an sich unsinnige Begriff des »Arbeiters« ent-

hält eine *Identifikation von Arbeit mit subalterner Schmutztätigkeit.*

Nun wurde und wird noch die Zahl der »Arbeiter«, die Zahl der Proletarier immer kleiner. Zugleich damit wuchs die Bildung der Arbeiter, und sie muß auf Grund der Forderungen der Industrie weiter wachsen. Nicht der *Hilfsarbeiter* hat die Zukunft, sondern der *Ingenieur*, – eine sehr schöne Perspektive. Der Arbeiter der Zukunft ist ein Maschinenaufseher mit qualifizierter Bildung. Abnehmende Zahl und Herauswachsen der Arbeiter aus dem Ekeltabu drängt also die Sozialisten zu produktiver Adaption. Um die Basis der sozialistischen Parteien zu vergrößern, wurde der Begriff des *»Arbeiters«* durch den des *»arbeitenden Menschen«* ersetzt, dadurch soll der zu enge Begriff des »Arbeiters« erweitert werden. Man strebt an, die Trennungslinie der Parteien nicht mehr bei der Ekelschranke, sondern bei der Herrschaftsschranke verlaufen zu lassen und wenigstens alle subalternen Angestellten und kleinen Bauern mit zu umfassen:



Die These, »alle Nichtschmutzarbeiter arbeiten nichts«, wird durch die andere, »alle Übergeordneten arbeiten nichts«, ersetzt. Bei den Bauern geht es um die Kleinbauern, die nur wenig Besitz haben. Hier sind jene, die wenig besitzen, die »arbeitenden Menschen«, die Großbauern jedoch – sie haben mehr Besitz

und Gesinde und sind größere Herren – sind keine »arbeitenden Menschen« mehr. Die Inkonsequenz, daß damit auch die Sozialistenführer zu den nichtarbeitenden Menschen zählen, wird in Kauf genommen. Der Kommunismus behauptet wiederum mit dem Begriff der »*Werktätigen*« indirekt, daß es »Nichtwerktätige« gäbe, die von den Gegnern vertreten würden. De facto fällt es auch einem Sozialisten sehr schwer zuzugeben, daß ein Industrieller etwas arbeitet. Aber selbst der Kommunismus traut sich nicht mehr, mit der Vokabel »Proletarier« zu werben, er führte dafür die analog zu »Volksdemokratie« geprägte Vokabel »Werk-tätige« ein.

Man erkennt, daß sich die Begriffsinhalte sehr stark verändern und in Fluß sind.

Die neuesten sozialistischen Entwicklungen zielen offenbar selbst auf die Liquidation der antiunternehmerischen Ressentiments. Käme es so weit, daß ein kastenfremder und gutwilliger Unternehmer für gemeinschaftsfähig gilt, kann das sadistische Moment im Marxismus zugunsten der Idee einer umfassenden Gemeinschaft als überwunden gelten.

KASTE UND STAATSFORM

Die Staatsform hat mit der Kaste insofern zu tun, als sie kastenhafte Haltungen fördern kann, ja die Kaste als Institution zu verankern vermag. Andererseits kann die Staatsform Kastenbildungen erschweren. Unmöglich machen kann sie die Kastenbildung jedoch nicht, es sei denn, von staatlicher Seite würde praktisch alles vorgeschrieben und so die Freiheit jedes einzelnen zutiefst verletzt. Jedoch kann die Erziehung und die Gesetzgebung auf allen Gebieten bewußt kastenfeindlich sein.
Die Staatsform ist natürlich weitgehend durch Ideologien bestimmt und steht mit diesen in bestimmten Relationen. Wir können hier die Problematik nur nach bestimmten Staatsformtypen hin verfolgen. Es gibt auch Mischformen, die dazugehörigen Stellungnahmen ergeben sich jedoch weitgehend von selbst.

DIE MONARCHIE

Die Monarchie zeichnet sich durch einen Herrscher aus, der ein Leben lang »die Krone trägt«. Gelangt dieser Herrscher durch

Erbkontinuität an die Macht, sprechen wir von der Erbmonarchie, gelangt er durch Wahl zur Macht, von einer Wahlmonarchie. Eine solche Wahl des Herrschers läßt sich durch das ganze Volk, nicht nur durch Kurfürsten, denken. Dann berührt sich die Monarchie mit der Republik, die ja auch einen Präsidenten auf Lebenszeit aufweisen könnte; ein Monarch würde lediglich im Unterschied zu einem Präsidenten eine Krone tragen. Obwohl solchen Symbolen eine große Bedeutung zukommt, ist der Unterschied nicht sehr gravierend.

Wenn der Monarch über sehr große Macht verfügt oder sogar über unbeschränkte, dann berühren sich Monarchie und Diktatur.

Schließlich kann natürlich eine Monarchie, infolge einer Volksvertretung mit starken Rechten, auch viele demokratische Akzente besitzen. Damit bestätigen wir nur das eingangs Gesagte, daß es sehr viele Mischformen gibt und wir genötigt sind, typische Wesenszüge für sich allein zu charakterisieren, die dann miteinander kombiniert werden können.

Landläufig versteht man unter Monarchie jedoch eine *Erbmonarchie*. Zu ihrem Wesen gehört die durch Geburt bestimmte Erbkontiunität. Wir erkennen, daß die Herkunftswertung von ausschlaggebender Bedeutung ist. *Mindestens eine* Person im Staat erwirbt sich mit der Geburt das Recht zum Herrschen. Diese Person wird unter stillschweigenden Voraussetzungen (»Gottes Gnaden«, mythologischer Abkunft oder angeblich besonders hervorragende Herrscherqualitäten in der Familie) zum Monarchen gemacht. In Extremfällen von akuter Debilität, schwerer moralischer Defizienz oder Geisteskrankheit kann jedoch auch eine andere Person aus dem gleichen oder einem andern Geschlecht zum Herrscher gekrönt werden.

Die Möglichkeit, daß der präsumtive Herrscher andere geistige, etwa künstlerische oder wissenschaftliche, Anlagen bei geringen politischen besitzt, wird von der Erziehung, die praktisch unbedingt in eine bestimmte Richtung zielt, nicht einkalkuliert. Um-

gekehrt wird die Möglichkeit, daß jemand aus andern Kreisen ein genialer Staatsmann sein kann, der in kürzester Zeit das, was anderen mühsam beigebracht wird, zu lernen imstande ist, praktisch negiert.

Die Endogamiegesetze, die für den Herrscher gelten, sind natürlich reine Kastengesetze. Selbstverständlich muß der Herrscher eine Frau zu heiraten trachten, die ihn in seiner Aufgabe zu unterstützen vermag, doch dazu sind keine Kastengesetze nötig. *Die Endogamiegesetze für die europäischen Herrscherhäuser gehören zu den letzten offiziellen Kasteninstitutionen in Europa.* Auf die inzestuösen Verhältnisse bei den Pharaonen und die mythologisch-onanistische Zeugung wiesen wir schon in anderem Zusammenhang hin.

Der Erbkontinuität im Herrscherhaus entspricht in der Gesellschaft eine solche der Adelshierarchie, die ebenfalls auf Herkunftswertung aufgebaut ist. Interessanterweise denkt kaum jemand unter den Monarchisten daran, bei einer eventuellen Restauration mit bestimmten Adelsnamen bestimmte Erbfunktionen zu verknüpfen, so etwa die Generaldirektorstelle einer bestimmten Bank den Baronen von ... zu überlassen. Offen bleibt weiter, inwieweit auch im Adel Endogamiegesetze gelten sollen. Das Herkunftsprinzip wird also auf die Herrscherfamilie eingeschränkt. Der neue Herrscher erbt sein Land wie ein anderer seinen Besitz.

Wie läßt sich dieses Faktum rechtfertigen, will man nicht ein Recht auf Grund von »Gottes Gnaden« konstruieren? Eine Erbmonarchie läßt sich wohl nur auf folgende Weise begründen: Zwar besteht kein Recht eines einzelnen, Herrscher zu werden; um jedoch eine gewisse Kontinuität innerhalb des Staates sicherzustellen, wird der jeweilige Erbe des gegenwärtigen Herrschers gebeten, auf die spezielle individuelle Entfaltung seiner Persönlichkeit zu verzichten und Politiker zu werden. Außerdem verzichtet um dieser Kontinuität willen jeder einzelne Staatsbürger auf sein Recht, oberster Herrscher des Landes zu werden.

Dieses Recht der Staatsbürger besteht in der Praxis nur hypothetisch, besitzt aber deshalb doch ein reales psychologisches Gewicht. Eine so begründete Monarchie würde nicht auf der Herkunftswertung, sondern auf der vernünftigen Überlegung beruhen, daß Kontinuität eines Opfers wert sei. Dabei handelt es sich jedoch um eine sehr bescheidene (aber realistische) Begründung für eine Monarchie. Das stabilisierende, kontinuierliche Moment würde jedoch in fast der gleichen Weise durch eine langdauernde Präsidentschaft erreicht.

Die Bedeutung der Frage der Erbkontinuität wird von den Monarchisten verdrängt oder bagatellisiert, obwohl es sich um den schwierigsten Punkt der gesamten Problematik handelt.

Zweifellos enthält das Vermögenserbe nicht die gleiche Problematik. Würde man hinsichtlich des Vermögens das Erbrecht stark verändern, wie dies manche Marxisten wollen, so käme man zur Einschränkung der Freiheit, zum Beispiel der Freiheit, jemandem etwas zu schenken. Die meisten Menschen möchten den eigenen Kindern das vererben, also das schenken, was von ihnen selbst erworben wurde, und würden weniger arbeiten, wenn man die Vererbung einschränkte. Man kann aber nicht gut die Herrschaft über ein Land weiterschenken, es sei denn, man *betrachtet das Volk und das Land als sein Eigentum* (das wäre natürlich typisch feudal).

Wir sehen aus all dem, daß das sicherlich nicht haltbare Herkunftsprinzip nicht als Begründung für eine Monarchie ausreichen dürfte. Die starke Betonung der Erbkontinuität innerhalb der Monarchie ist eher geeignet, die Kastenbildung zu fördern, und erwirbt damit auch den Stempel des Unzeitgemäßen.

DIE REPUBLIK

In der Republik wird der Versuch gemacht, die für die Politik Begabtesten durch Wahl auszusuchen, – das Volk wählt. Der

Unsicherheitsfaktor, der damit verknüpft ist, soll durch häufige Wahlen verringert werden. Ohne Zweifel ist es das bürgerliche Prinzip der individuellen Leistung, das die republikanische Staatsform bestimmt. Daß dieses Prinzip in Wahrheit nur ungenügend zur Geltung gebracht wird, ist ebenso sicher. Es gibt jedoch keine absolut richtige Staatsform, und die Republik strebt die Gleichheit wenigstens an. Daß es sich hierbei um die wesensmäßige, nicht aber funktionelle Gleichheit handelt, wurde schon früher ausführlich dargelegt.

Eine Staatsform garantiert gar nichts, da der jeweilige Inhalt die Form mitbestimmt, jedoch tendiert die Republik dahin, Personen nur auf Grund ihrer Leistung, unabhängig von Kastenwertungen, in die Führungsposition zu bringen.

Und eben hierin besteht die überlegene Zeitgemäßheit der Republik gegenüber der Monarchie. An sich legt die republikanische Staatsform eher eine kastenfreie Haltung nahe. Um ihr erhöhte Durchschlagskraft zu geben, könnte sie in vielen Bezügen verbessert werden, ihr Zentralgehalt würde jedoch dabei nur wenig verändert.

DIE DEMOKRATIE

Hier gilt ähnliches wie für die Republik, deshalb erübrigt sich eine längere Ausführung. Auch die Demokratie zielt darauf ab, möglichst von den Unterschieden der Kasten abzusehen und jedem gleiche Chancen an der Gestaltung der Gemeinschaft einzuräumen. Bei Monarchien mit gesetzgebender Volksvertretung ist das demokratische Prinzip nicht restlos durchgeführt, für das Herrscherhaus wird eine Ausnahme gemacht. Daß dies einen guten Sinn haben kann, wurde schon angedeutet.

Die Diktatur ist durch eine große Distanz zwischen Diktator und Volk gekennzeichnet. Letzteres wird dazu angeregt, sich mit dem Diktator zu identifizieren, das heißt, den Diktator zu introjizieren und sich selbst als Diktator vorzukommen. Eine Diktatur braucht nicht notwendig zu Kastenbildung anzuregen, obwohl in ihr sicherlich ein kastenförderndes Moment steckt. Der Diktator benötigt nämlich eine »Elite«, also eine Gruppe, die ihn stützt und die sich deshalb »besser vorkommt«, weil sie »dazugehört«. Um die Unterstützung zu sichern, muß er diese Elite privilegieren, sie herausheben. Gerade dieses Herausheben fördert die Kastenbildung.

Wenn Hitler, wie wir in anderem Zusammenhang schon beschrieben, einen »Neuadel aus Blut und Boden« — SS und andere — anstrebte, so ist sein Verhalten nicht untypisch für die Diktatur. Für die SS gab es Ehegesetze in der Form, daß nur besonders gebaute Frauen von SS-Leuten geheiratet werden durften. Auf die Dauer hätte ein neuer Adel mit neuen Endogamiegesetzen entstehen sollen.

Zur Zeit Hitlers waren aber gerade die alten Kasten im Abbau begriffen, die neuen dagegen noch nicht im Bewußtsein verankert. So gab es innerhalb des nationalsozialistischen Staates einige Zeit hindurch eine relative Kastenfremdheit, die auf die Dauer verschwunden wäre. Die »Elite« des Diktators sollte zur neuen Oberkaste werden.

KASTE UND WELTPOLITISCHE LAGE

Die heutige Weltsituation ist, vom Kastenstandpunkt aus gesehen, außerordentlich differenziert. In diesem Zusammenhang muß man aber darauf aufmerksam machen, daß mit dem Kastenproblem zwar eine wesentliche, aber doch nur *eine* Komponente der Situation erfaßt wird. Es ist jedoch gut, diese wenigstens einmal anzudeuten.

Alte Kulturvölker, die lange Zeit kulturell stagnierten, treten heute mit neuen Ansprüchen in die Geschichte ein (China, Indien, Ägypten usw.). Ihre Situation wäre durch das Wiederaufstiegsschema zu charakterisieren. Sie sind vergleichbar mit altadeligen, später abgesunkenen und schließlich wieder aufgestiegenen oder zum Aufstieg ansetzenden Familien. Dabei haben sie jedoch nicht die Höhe anderer erreicht. Am weitesten innerhalb dieser Gruppe haben es wohl die Japaner gebracht.

Daneben gibt es Traditionstypen. Ihnen entsprechen am ehesten die europäischen Völker. Ihr Aufstieg ist angesichts der USA und Rußlands relativ gering und hält vielleicht gerade noch die alte Höhe. Einerseits gibt es in Europa wirtschaftliche Ex-

pansionen, andererseits aber den Abbau von Kolonien und überseeischen Stützpunkten.
Weiterhin gibt es Aufstiegstypen wie die USA, neben ihnen Staaten mit unterkastiger Tradition und ganz jungem Aufstieg, zum Beispiel die Sowjetunion.
Darüber hinaus beginnen unterkastige Nationen, die aufsteigen wollen, in die Geschichte einzutreten. Hierzu gehören etwa die afrikanischen Nationen.
Bei dieser Aufzählung handelt es sich natürlich um eine grobe Schematisierung, doch läßt auch diese schon bis zu einem gewissen Grad erkennen, wie die nationale Affektivität verschiedener Völker beschaffen ist.

DIE EUROPÄISCHEN LÄNDER

Das noch relativ stabilste Selbstbewußtsein besitzen die europäischen Staaten (jedoch nicht ohne Schuldgefühle), da sie einerseits eine ältere historische Basis haben, andererseits doch auch einigermaßen auf der Höhe der Zeit leben. Von Europa aus, das relativ am wenigsten innerlich unausgeglichen sein müßte, könnte und müßte wohl auch die kastenfremde Haltung ausstrahlen.
Europa ist gegenüber den USA und der UdSSR herkunftsmäßig tiefer verwurzelt, hat »älteren Adel«, sollte sich aber darauf nichts zugute tun. Es stünde ihm nicht an, die »Parvenus« – USA und UdSSR – und auch jene, die es werden wollen, mit Arroganz zu behandeln. Denn das hieße, durch ein aus einem Sohnkomplex stammendes Ressentiment bestimmt zu sein.
Die Selfmademen in den verschiedensten Zonen der Erde sind oft sehr empfindlich, wenn ihre innere Basis zu schwach ist. Ihre erreichte oder wenigstens angestrebte Sekundärposition macht sie vielfach unsicher und läßt sie darum besonders wünschen, ernst genommen zu werden. Europäische Intellektuelle neigen dazu, weder die USA noch die UdSSR geistig ernst zu

nehmen, sondern sie mit dem Ressentiment der Entthronten anzusehen. *Europa bildete lange Zeit die autoritative Spitze der Welt. Es muß sich dahingehend umstellen, einer der kastenfremden Mittelpunkte zu werden.*

Das freie Europa

Innerhalb des sogenannten freien Europa befinden sich meist Nationen mit langer Tradition und einem organisch gewachsenen Selbstbewußtsein, mit dem jedoch auch Arroganzen einhergehen. Wir finden darunter Nationen, die Kolonien hatten oder noch haben. Daß dort zumeist die Kolonialvölker als Menschen zweiter Ordnung betrachtet werden, ist ja genugsam bekannt. Heute muß diesen Völkern die Gleichberechtigung zuerkannt werden. Das bedeutet vielfach ein Aufgeben der Kolonien oder nur noch eine sehr lockere Bindung an das Mutterland.
Hier geschieht etwas ganz Analoges wie bei der Bauernbefreiung, nur mit ganzen Nationen, was damals mit einzelnen Familien geschah. Wie die befreiten Bauern nicht sofort ihre Freiheit im vollen Umfang zu nutzen verstanden, ebenso gibt es bei den befreiten Kolonialnationen Übergangsschwierigkeiten.
Die früheren Kolonialherren gleichen den Feudalherren nach der Bauernbefreiung. Sie haben alte Abkunft, und es verblieb ihnen auch noch ein gewisser Besitz. Das Achtungsgefälle ist jedoch wesentlich geringer geworden. Daraus wird auch ersichtlich, daß das Halten von Kolonien einer feudalen, besser, einer sekundärfeudalen Einstellung entspringt. Der enge Konnex zwischen dieser Einstellung und dem Rassismus liegt auf der Hand. Trotzdem haben die europäischen Nationen noch ein gewaltiges Prestige. Der Übergang von einer Vorrangstellung, von Oberkastigkeit zur Anerkennung wesenhafter Gleichheit, ist natürlich beschwerlich, besonders wenn man von Schuldgefühlen geplagt wird und die Rache ehemals Verachteter und Unterdrückter fürchtet.

Die sogenannten Satellitenstaaten

Bei den Satellitenstaaten handelt es sich um Staaten, die von einer Minderheit in die Rolle des demonstrativ Unterkastigen gezwungen wurden. Die Kommunistenführer dieser Staaten haben – mit Ausnahme der Jugoslaven – nicht durch eine Revolution ihre Position errungen, sondern durch die Truppen der roten Armee. Das brachte sie in eine infantile Position der Sowjetunion gegenüber. Sie sind Revolutionäre von Rußlands Gnaden, eine merkwürdige Situation.
Typisch für die damit zusammenhängende psychologische Haltung – allerdings ein Extremfall – ist wohl Walter Ulbricht. Schon sein Bild zeigt, wie sehr dieser Mann Lenin, den Primärrevolutionär, imitiert. Sein Kennzeichen ist gerade die Devotion – hier gegenüber Rußland –, ohne daß das Trotzmoment zentral zu eigenständigem Erfolg geführt hätte.
Eine Ausnahme bildet wohl Polen, dessen Führungsgarnitur durch einen revolutionären Akt die Anerkennung eines eigenen Weges erreichte. Dies bedeutet natürlich die Untermauerung eines echten Selbstbewußtseins und ein Anknüpfen an die polnische revolutionäre Tradition.
Die affektive Relation dieser Staaten und ihrer Führungsgruppen untereinander ist sehr kompliziert. Wir wollen sie nicht weiter verfolgen.

DIE VEREINIGTEN STAATEN VON NORD-AMERIKA

Die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika stellen eine Art traditionsloser Parvenus dar, mit der Labilität des Selbstbewußtseins vieler sekundärer Autoritäten. Sekundäroberkastige, wie die USA gewissermaßen sind, haben alle Stärken und Schwächen dieses Typs. Auf die persönliche Leistung begründet – diese ist praktisch-technischer Art –, haben sie vielfach die alte euro-

päische, afrikanische und asiatische Heimat übertrumpft und überboten.

Zugleich aber besitzen sie nicht die Reife des Europäischen und sind stark auf äußere Bewunderung angewiesen. So bewundern sie selbst Tradition – natürlich auch alten Adel –, demonstrieren aber zum Teil mit der Protzigkeit des Neureichen ihre Überlegenheit. Diese wird in Europa nicht recht ernst genommen und erregt in den technisch unterentwickelten Gebieten Neid und Aggressionen.

Das Verhältnis des »alten Europa« zu den USA ist also vielfach von Ressentiments und Gegenressentiments bestimmt, die man sich bewußt machen muß. Die USA haben ihren gegenwärtigen Zustand auf Grund einer *bürgerlichen Revolution* erreicht, die zugleich die einer Kolonie gegen das »Mutterland«, der Peripherie gegen das Zentrum war. Extrem auf bürgerlich-ökonomische Leistungswertung aufgebaut, unter den besonders günstigen Verhältnissen der weichenden Grenze (nach Westen hin)[165] und fundiert auf affektiv puritanischer Grundlage[166], konnte sich der unternehmerisch expansive Stil entfalten. So gelangten die USA zu dem enormen wirtschaftlichen Aufstieg, wurden zu der bedeutendsten Großmacht.

Die USA sind gegenüber der europäischen Gesellschaft wie ein Kapitalist unter altem Adel, ein Neureicher unter relativ armen Patriziern.

Man kann auch erkennen, daß die Herkunftswertung – der alte Stammbaum – bei den antiamerikanischen Ressentiments der Europäer eine große Rolle spielt, zugleich natürlich der Neid auf den höheren Lebensstandard. Andererseits gibt es amerikanische Ressentiments gegen das alte Europa, die man nicht unterschätzen sollte. Herkunft und Vermögenswertung sind also die konkurrierenden Maßstäbe.

Schließlich stellen die USA infolge ihres liberalen Wirtschaftssystems und des großen Reichtums für die kommunistischen Staaten das kapitalistische Land schlechthin dar. So konzentriert

sich der antikapitalistische Affekt naturgemäß am meisten auf die USA, selbst der amerikanische Laufbursche erhält noch einen kapitalistischen Akzent, ebenso wie die Sowjetmillionäre einen proletarischen.

DIE UDSSR

Man könnte meinen, daß man die Psychologie der Sowjets und ihrer Führungsschicht allein oder doch vor allem aus ihrer kommunistischen Doktrin verstehen könnte. Aber die Situation ist psychologisch viel komplizierter und komplexer, man kann die Reaktionen der Sowjetführer nicht einfach aus ihrer Identifikation mit der kommunistischen Ideologie erklären. Natürlich ist das Verständnis für die kommunistische Psyche trotzdem maßgebend für das Verständnis der Sowjets, doch kommen *speziell russische Komponenten hinzu.*

Wir haben an Hand der Stilentwicklung in der Sowjetunion gezeigt — Auto und Baustil —, daß in Sowjetrußland ein sekundärkapitalistischer Zug zu bemerken ist. Als gleichsam konzentrierter Kapitalismus sind die USA der bestgehaßte und zugleich höchstbewunderte Konkurrent. Kurz nach der Revolution gab es einen höchst modernen Stil, wie er sich 1960 im Westen noch keineswegs überall durchsetzt (Tafel 13). Auf die leninistische Epoche folgte die stalinistische, die einen Durchbruch des Sekundärkapitalismus in der Imitation westlicher Wolkenkratzer (Tafel 12 unten und 14) brachte.

Die Sowjets identifizieren sich mit dem schmutzigen Kind — Proletarier gegen den zugleich bewunderten und gehaßten Vater — Kapitalisten — USA. Die Sehnsucht, es den USA gleichzutun, ja sie zu übertrumpfen, demonstriert den großen Wunsch der Sowjetführer, Kapitalisten zu sein. Der übergroße Stolz auf geschaffene ökonomische Werte zeigt das Unvermögen, aus den bourgeoisen Kategorien herauszukommen. Der »dreckige Prolet«

strebt nach gesellschaftlicher Anerkennung, ohne daß er sich dessen bewußt zu sein braucht.

Bei den Sowjets bestehen jedoch nicht nur sekundärkapitalistische, sondern auch noch sekundärfeudale, sekundärzaristische Momente. Der Vergleich zwischen der Basilius-Kathedrale im Kreml (Tafel 12 oben) und der Moskauer Universität (Tafel 14) zeigt, daß auch hier ein Identifikationsproblem vorliegt, – allerdings auch eines mit Amerika. Hier ist es zu einer Identifikation mit dem kirchlichen Stil des vorrevolutionären Rußland gekommen. Wenn man von dem engen Konnex zwischen Kirche und Staat weiß, der in Rußland herrschte und der die Kirche weitgehend vom Staat abhängig machte, dann muß man diesen Stil wohl auch sekundär nennen, gerade das Sakralmoment des Zaren ist hier bedeutend akzentuiert.

Aber auch anderweitig zeigte sich im Sowjetstaat die Identifikation gerade der Führungsschicht mit der vorrevolutionären Feudalschicht. Man erkennt dies besonders an jener Kunst der Stalinepoche, in der gerade der leere Prunk der Vorweltkriegszeit imitiert wurde, ebenso wie in der Nachahmung des Vergnügungsstils der russischen Oberschicht der vorrevolutionären Epoche. Auf der Krim baute man z. B. ein imitiertes Nizza auf, aber nicht etwa ein modernes Nizza, sondern das einer ganz bestimmten Zeit. Nach der Umstellung vom Gaslicht auf elektrisches Licht wurde zunächst natürlich auch in Nizza elektrisches Licht in die Gaskandelaber eingeleitet. Genau diese Kandelaber machte man auch Rußland[167] nach. Als Raab vor den österreichischen Staatsvertragsverhandlungen in Moskau weilte, lud Bulganin ihn und Figl zu einem Sommeraufenthalt auf die Krim ein, denn dort wäre es »genau so schön wie in Nizza«[168].

Diese Bemerkung setzt voraus, daß sich die Herren für Nizza interessieren. Wer aber will schon nach Nizza? Wahrscheinlich weder Raab noch Figl. Erklärlich wird die Bemerkung Bulganins dagegen, wenn man bedenkt, daß Nizza das Vergnügungsmekka der vorrevolutionären russischen Oberkaste war und gerade

deshalb offenbar der Sowjetprominzenz als der Inbegriff des stilvollen Amusements erscheint. Man erkennt daran, daß die vorrevolutionären Lebenshaltungen, *Leibeigenschaft*, protziges Vergnügen, *Ochrana* (die zaristische Geheimpolizei führte das Auge Gottes als Erkennungsmarke) durch den Kommunismus keineswegs überwunden wurden. Vielmehr klinkte nun gerade die neue Herrenschicht in eben diesen Herrschaftsstil wieder ein. Gerade dieser Sekundärfeudalismus und Sekundärkapitalismus kam in der stalinistischen Ära in besonderer Weise zum Ausdruck.

Ein Seitenblick auf den Kommunismus zeigt, daß es diesem nirgends gelungen ist, die Herrschaftsschranke in ihrem tieferen Sinn zu überwinden. Im Gegenteil wurde, – allerdings, das ist auch zu beachten – *in getarnter Weise*, Sklaverei und Leibeigenschaft (Arbeitslager!) wieder eingeführt. Rußland hat zum ersten Mal im Rahmen des ersten Fünfjahresplans mit der Schaffung riesiger Armeen von Zwangsarbeitern begonnen. Unter allen weiteren Fünfjahresplänen hat sich die Sklavenarbeit zu einem integrierenden Bestandteil der russischen Volkswirtschaft entwickelt[169].

Selbstverständlich weist auch der Stil der Herrschaftlichkeit gemessen am heutigen Europa oder gar an den USA einen Rückschritt auf. In einem Roman mit dem bezeichnenden Titel, der wohl eindeutig eine Kampfansage darstellt: »Der Mensch lebt nicht vom Brot allein«, schildert Dudinzew[170] einen sowjetischen Kombinatsdirektor:

»‚Gestatten Sie, Leonid Iwanowitsch . . .' Der lange Ganitschew trat an den Direktor heran. ‚Ich bin sozusagen eine Kleinigkeit größer als Sie . . .'

‚Ganitschew – du bist nicht größer, sondern nur länger, hätte Napoleon in dieser Situation gesagt', witzelte Samsonow, lehnte sich in seinen Sessel zurück und lachte laut auf, doch Ganitschew tat, als habe er nichts gehört.«

Die Anspielung auf Napoleon ist sicherlich nicht untypisch. Er

war sekundärfeudaler Bourgeois. An anderer Stelle fährt der Direktor in seinen Fabrikhof ein:

»Im Hof ließ er den Wagen halten und sah zu, wie die Leute, die ins Büro wollten, fast knietief durch eine Schlammpfütze mußten. Drosdow ließ den Wagen *in die Pfütze fahren*, dann öffnete er die Tür und bat den Lagerleiter Baschaschkin mit liebenswürdigen Worten, an das Auto heranzutreten. Da Baschaschkin in Musga ziemlich unbeliebt war, wurde gerade dieser Teil der Geschichte mit besonderer Genugtuung aufgenommen. Baschaschkin mußte also dem Wunsch Drosdows nachkommen – es blieb ihm nichts anderes übrig. *Über eine halbe Stunde stand er in seinen gelben Halbschuhen in der Schlammpfütze* und hörte sich die Anweisungen Drosdows an.«

Dies ist wohl auch ein Sadismus – man beachte den moralischen Druck, der den Untergebenen zwingt, sich zu beschmutzen –, den sich ein westlicher Generaldirektor nicht leisten könnte und sich auch meist nicht leisten möchte. Die Deklassierung des Untergebenen als schmutzig ist sicher bedeutungsvoll.

Natürlich hat auch der sowjetische Herrenmensch zwei Frauen:

»Oft starrten sie Drosdow und seiner Frau nach. Drosdow wußte genau, warum, er ahnte, was die Leute hinter seinem Rücken sagen würden, wenn sie aus den Schneewehen wieder auf den Weg traten. ‚Er hat seine erste Frau sitzen lassen; sie war zu alt für ihn. Jetzt hat er sich eine junge genommen – er ist nicht mehr normal.'
Er sah sich nach seiner Frau um, und sie lächelte ihm unter ihrem Mützchen zu! ‚Und schließlich', überlegte er weiter, ‚hat ja auch unsere Schura gesagt: Das Schicksal hat Leonid Iwanowitsch zwei Frauen bestimmt. Er hat zwei Scheitel! Drosdow lachte auf, als er sich an diesen Ausspruch erinnerte.«

Also auch die Seherin im Kindesalter – Schura war seine Amme – fehlte nicht.

Die sekundärfeudale und sekundärkapitalistische Funktionärsschicht neigte, zumindest in der Epoche des Sekundärzaren Stalin, zu massiver Verkastung. Wir konnten dies in der gegenwärtigen Sowjetunion an Hand folgender Momente, die Boris Meissner aufzeigt, gut studieren:

»Man würde erwarten, daß die hohen Gehälter, Gratifikationen und

Prämien, die führende Männer der Wirtschaft, hohe Funktionäre der Partei, des Staates und der Wehrmacht, prominente Literaten und Künstler, sowie hochqualifizierte Arbeiter erhalten, es bei dem in der Sowjetunion herrschenden sozialistischen System nur ermöglichen gut zu leben, nicht aber gestatten, in einem größeren Umfang Kapital anzulegen und den Genuß desselben den Nachkommen zu sichern. Dieses traf selbst für die Vorkriegszeit nur bedingt zu. Völligen Wandel schuf *die Erbrechtsform* von 1945 und das Gesetz vom 26. August 1948, das jedem Sowjetbürger das Recht zugesteht, durch Kauf oder Bau innerhalb oder außerhalb der Stadt ein Wohnhaus als persönliches Eigentum zu erwerben.
Der Erblasser kann heute sein Vermögen jedem andern beliebigen Bürger vermachen, ohne mit ihm durch verwandtschaftliche Bande verbunden zu sein. Der Staatsfiskus ist praktisch bis auf die Ausnahmefälle ausgeschaltet. 1918 war er bekanntlich noch Alleinerbe.
In Verbindung mit der Erbrechtsreform gewinnt die Möglichkeit, Hausbesitz zu erwerben, einen besonderen Sinn.«[171]

Ein Eindringen der neuen Intelligenz in den Führungskader und ihre Verkastungstendenz zeigen folgende Tatsachen (wieder nach Meissner):

»Der sozialen Herkunft nach waren 1938 bei einer Gesamtzahl von 533 000 Studenten aller Hochschulen Angehörige und Kinder der neuen Intelligenz 225 000 (42,2%) gegenüber 181 000 (33,9%) Arbeitern und Arbeiterkindern, 115 000 (21,6%) Bauern und Bauernkindern und 12 000 (2,3%) sonstige. Besonders beeindruckt die Entwicklung an den Technischen Hochschulen.
Bei den Hochschulen war der Prozentsatz von Arbeitern und Arbeiterkindern von 25,4% 1928 auf 50,3% gestiegen, um bis 1938 auf 33,9% zu fallen. Bei den Technikern war die gleiche Entwicklung zu beobachten. Ein Ansteigen von 25,8% 1928 zu 41,5% 1933 gefolgt durch einen Fall bis 27,1% 1938.
Es ist weiter für die Tendenz dieser Entwicklung bezeichnend, daß der Großteil der Funktionäre in sämtlichen, vom Staat kontrollierten Lebensbereichen sich heute schon aus Akademikern zusammensetzt. Der militärische Sektor bildet insofern keine Ausnahme, als von höheren Kommandeuren der Abschluß entsprechender Militärakademien verlangt wird. In der *Sowjetunion ist jeder Abiturient automatisch Offiziersbewerber.* Bei der Beförderung zum Offizier werden Akademiker neben Kindern von Offizieren besonders bevorzugt. Für

letztere wurden eigene Akademien, die sogenannten Suwurow-Akademien geschaffen.«[172]

»Eine scharfe Abgrenzung der Generalität gegenüber den übrigen Offizieren wurde durch das Gesetz vom 24. Juli 1942 vollzogen. Die besondere materielle Bevorzugung der Generalität kam im Beschluß des Rates der Volkskommissare der Sowjetunion vom 21. Juli 1945 zum Ausdruck, der allen Angehörigen der Generalität und besonders verdienten höheren Offizieren Land zum Häuserbau in einer Form verlieh, die lebhaft an die »Pomestejes« des alten feudalen Rußland erinnerte.«[173]

Wir erkennen hier deutlich, wie sich die Tendenz zur Tradierung von Kastenpositiva in der Sowjetunion im Raum der Führungskader gegen die kommunistischen Ideale durchsetzt. Das nachstalinistische Rußland zeigt jedoch wieder eine andersläufige Tendenz. Sicher war es nicht Chruschtschow allein, der hier zu einer Änderung drängte. Der sogenannte Entstalinisierungsprozeß – durch die ungarische Revolution gehemmt –, ist als eine neuerliche Revolution zu betrachten, jedoch als eine, die aus der Vergangenheit gelernt hat. Bei ihr handelt es sich nicht um eine antifeudale und antikapitalistische, sondern um eine anti-sekundärfeudale und anti-sekundärkapitalistische Revolution.

Der hohe Bewußtseinsgrad, der durch die Komplexität des Phänomens entsteht, und die Erfahrung, daß die antifeudale Revolution schließlich in eine sekundärfeudale einmündete, führten zu einer Humanisierung der Methoden. So wurden Chruschtschows Gegner nach der Liquidation Berijas nicht mehr »physisch liquidiert«, sondern in ein politisches Ausgedinge geschickt, ein Vorgang, den man auch im Westen studieren kann.

Betrachtet man auch den Stil der künstlerischen und kunstgewerblichen Produkte der Chruschtschow-Ära, dann macht die Tafel 15 klar, daß gegenüber der Stalin-Ära ein deutlicher Wandel zu bemerken ist. Der revolutionäre Elan der Leninzeit fehlt, die Revolution ist bedächtiger und umgänglicher geworden. Statt der Ultramodernität der Lenin-Ära begann der stilistisch sekundärrevolutionäre Stil der Chruschtschow-Ära, der etwa

– wie wir schon bemerkten – der westlichen Modernität der Dreißigerjahre entspricht. Einige Sowjetarchitekten tasten sich sogar bis in den westlichen Stil der Fünfzigerjahre vor. Zu einer echten Eigenproduktion, unabhängig von sehnsüchtig imitierten Vorbildern, hat man leider die Sowjetmenschen im großen Stil noch nicht gebracht, – vom Standpunkt einer Weltkultur aus bedauerlich.

Allerdings gelang es den Sowjets auf einem bestimmten Gebiet, nicht nur einzuholen, sondern sogar zu überholen. Dies ist in einigen Zweigen der Medizin und Technik der Fall, wurde jedoch am eindrucksvollsten in der Raketentechnik demonstriert. Ehe wir uns jedoch diesem Thema in besonderer Weise zuwenden, wollen wir nochmals auf die offenbar kastenreduzierenden Tendenzen Chruschtschows hinweisen. Zunächst ist sein unmittelbarer, pyknischer, explosiv-humoriger Stil eindeutig kastenfremd, das sichert ihm entsprechende Popularität. Weiterhin zielt auch seine schon in anderem Zusammenhang erwähnte Schulreform auf den Abbau von Kastenschranken in der Sowjetunion ab.

In der Revolutionsabfolge Uranos (Zarismus – Kapitalismus) – Chronos (erste Phase Lenin – die Revolutionsphase – zweite Phase Stalin – die Sekundärzaristische) – Zeus, scheint Chruschtschow wirklich der »Zeus« zu sein, er herrscht ohne Mord und leitet damit eine neue Ära der Sowjetunion ein.

Man wendet dagegen ein, daß Chruschtschow den Totalitätsanspruch, das heißt, den allgemeinen Weltkommunismus als endgültiges Ziel, nicht aufgegeben hat. Aber dieser Einwand ist nicht stichhaltig. Denn auch jede Weltreligion – Christentum, Buddhismus, Islam – stellt einen Totalitätsanspruch, den der Islam und zum guten Teil auch das Christentum mit Feuer und Schwert durchzusetzen trachteten. Dieser Totalitätsanspruch der Sowjets ist nicht geschwunden, man hat sich jedoch von der gewaltsamen Ausbreitung zu einer friedlichen, bekehrenden durchgerungen; dadurch fiel die sadistisch-aggressive Seite

der Sache weg. Wenn also die Kommunisten sich wirklich nur noch auf friedliche Expansion einstellen sollten, außerdem – sie können gar nicht mehr anders – Häretiker weiterleben lassen, dann werden sie auch ihre sadistisch aggressive Spitze verlieren. Die Notwendigkeit, Spielarten des Kommunismus anzuerkennen – also die Häretiker –, führt notwendig zu einer Lockerung der Aggression nach außen. Sicher muß man noch mit sublimierten Aggressionen rechnen – wirtschaftlich, ideologisch, psychologisch –, doch kann die Wandlung vielleicht zu einer Vorstufe einer Entspannung überhaupt führen.

Wie man von außen hier politisch-psychologisch nachhelfen kann, wollen wir in diesem Rahmen nicht erörtern. Allerdings haben wir dabei trotzdem keine absolute Gewißheit, daß kein Krieg erfolgt. Das bedeutet: Das Schicksal des Planeten steht echt in Frage. Dazu habe ich in meiner Arbeit »Totaler Untergang?« das Entsprechende gesagt.

Die Erreichung eines, den Sowjets bisher versagt gebliebenen, echt fundierten Selbstbewußtseins ist von großer Bedeutung. Denn nur das Bewußtsein echter Leistung, echter Potenz macht tolerant. Die Angst vor der Überzeugungsstärke der anderen macht aggressiv. Damit kommen wir wieder auf den Raketenwettlauf zwischen Ost und West zurück.

DER RAKETENWETTLAUF IM OST-WESTKONFLIKT [174]

Da der Raketenwettlauf eine der wichtigsten propagandistischen Auseinandersetzungen darstellt und neben dem Wirtschaftskampf um die unterentwickelten Gebiete als der Konzentrationspunkt des Kampfes zwischen Ost und West anzusehen ist, ist die Problematik wichtig genug, um ihr einen entsprechenden Platz einzuräumen.

Das Urteil sachlicher Vernunft läßt keinen Zweifel daran, daß alle denkbaren Weltraumprojekte zusammengenommen den

praktischen und ideellen Nutzen nicht bringen können, der die unerhörten Anstrengungen bei ihrer Realisierung rechtfertigen würde, gleichgültig ob sie von den USA oder der UdSSR unternommen werden. Die militärischen Erwägungen aller Art, die immer wieder zu hören sind, haben zwar gute Gründe, doch sind die aktivierten Affekte auf beiden Seiten *weit überdeterminiert*. Die propagandistische Wirkung der sensationellen Leistungen auf technisch minderentwickelte Länder steht in keinem Verhältnis zu den Erfolgen, die man bei ihnen durch direkte Investition der Geldmittel erreichen könnte, und die Forschungsergebnisse sind, verglichen mit dem Aufwand, von unverhältnismäßig geringem Wert.

Die Gründe für die hektische Entwicklung der Raum-Raketen gewinnen durch den Umstand, daß sie meistens von Politikern vorgebracht werden, nicht an Überzeugungskraft, sie erwecken im Gegenteil um so eher den Eindruck von Rationalisierungen, die von den rationalen Motiven weit entfernt sind. Daß gerade Laien die Raketenerfolge als faszinierend und imposant empfinden, stützt zwar die These von ihrer propagandistischen Wirkung, betont aber auch wieder das unterschwellige Engagement jenseits der rein technisch-rationalen Beurteilung.

Um in die tiefere Motivation des Raketenwettlaufs einzudringen, müssen wir uns daher die affektiven Investments in Erinnerung bringen, welche die Bevölkerung der UdSSR und der USA, besonders aber die Politiker beider Staaten vollziehen, und vor allem die affektive Ausgangslage der Sowjets den Amerikanern gegenüber betrachten, denn die Sowjets waren es, die den Wettlauf eröffneten.

Aus dem bisher Entwickelten ist leicht zu verstehen, daß die Sowjets den Amerikanern gegenüber ganz allgemein in einem ausgesprochenen *Konkurrenzkrampf* stehen. Er zielt darauf ab – und diese Bestrebungen werden mit viel Zuversicht an die große Glocke gehängt –, die USA auf den verschiedensten Gebieten einzuholen oder zu übertreffen: in der Fleischproduktion, in der

Aluminiumerzeugung und in der Herstellung von Kunststoffen. Während jedoch die Überholung in der Fleischproduktion noch einige Zeit auf sich warten lassen wird, haben sich die Sowjets mit einem anfänglich geheim gehaltenen gewaltigen Anlauf an die Spitze der Raketenproduktion gesetzt; die Rakete wurde zum Idol, zum Grundprinzip des Überholdrangs, und die Sowjetmenschen mußten viel dafür opfern. Die Rakete soll, expressis verbis, die »Überlegenheit« des sozialistischen Systems beweisen.

Obwohl die Konkurrenzhaltung, wie sie sich im Raketenwettlauf äußert, in der menschlichen Gesellschaft weit verbreitet ist, kann man sie doch nicht als normal bezeichnen. Im Gegenteil, es ist durchaus abwegig, wenn man einen Kühlschrank nicht nach Notwendigkeit und Neigung anschafft, sondern weil ihn der Nachbar auch hat oder weil dieser sich ihn nicht leisten kann.

Man bringe sich die Infantilität des Einholdrangs dadurch ins Bewußtsein, daß man sich vorstellt, wie die Bevölkerung in einem Wahlkampf in Österreich reagieren würde, wenn eine Partei etwa mit der Parole antreten würde, die CSR oder die Schweiz in der Schuh-, Butter- oder Strumpfproduktion einzuholen. Die Bevölkerung würde nur lachen. Wir finden den verkrampften Einholdrang besonders häufig beim zweiten Kind der Familie, dessen stereotype Wendung »ich auch« genügend bekannt ist, und wir finden, wie wir wiederholt zeigten, den Konkurrenzkampf in der ödipalen Konstellation, im Streben des Sohnes, den Vater zu übertrumpfen.

Bevor wir hierauf näher eingehen, müssen wir uns daran erinnern, daß die Konkurrenzsucht des Kleinen gegenüber dem Großen (Bruder oder Vater) immer auch eine heimliche Bewunderung einschließt. Wir finden dies in der Bewunderung bestätigt, die von den führenden Schichten in Rußland den USA gezollt wird und die alle Amerika-Imitation anderswo in den Schatten stellt. Wir haben dies ja an Hand der Autotypen und

des Baustils gezeigt. Die Sowjets sind gegenüber den USA in der Sohn-Vater-Relation fixiert. Ihr Kampf gilt einem Bild vom amerikanischen »Kapitalismus«, das längst keine Realität mehr hat, nämlich dem Monopolkapitalismus, der vielleicht vor 50 Jahren existierte, — ebenso wie der Neurotiker an ein Bild des Vaters gebunden ist, das ziemlich alt und durch die psychische Entwicklung des Vaters oft längst überholt ist.

Der Gegensatz zwischen »Kapitalist« und »Proletarier«, analog dem von »Juden« und »Ariern« im Nationalsozialismus, beherrscht die sowjetische Affektivität. Dabei nimmt, wie wir ebenfalls schon genügend zeigten, der Kapitalist, also der Industrielle, gegenüber dem »Proletarier«, also dem Arbeiter, eine Vaterstellung ein, und zwar insofern, als er eine Reihe von Überlegenheiten aufweist, die durchaus auch der Vater gegenüber dem Kind hat: er ist Befehlender, »Reiner«, Überlegener, Besitzender, Freiverfügender, während der Arbeiter ein Gehorchender ist, einer, der wenig besitzt, ein Unterlegener, ein Schmutziger. Der Industrielle ist der »Große«, der Arbeiter der »Kleine«.

Wir bringen nochmals in Erinnerung, daß die Eigentümlichkeiten des Wirtschaftssystems der USA einerseits und der UdSSR andererseits nun weiter dazu führen, daß die gesamten USA, und somit auch jeder einzelne US-Amerikaner, einen »kapitalistischen«, jeder Sowjetbürger einen »proletarischen« »Anstrich« erhält, obwohl es komisch wirkt, daß ein amerikanischer Laufbursche »kapitalistisch«, ein Sowjetmillionär dagegen »proletarisch« sein soll. Mit dem Versuch des »sozialistischen Systems«, das »kapitalistische« zu übertrumpfen, stellt sich nun zwischen dem Sowjetstaat und den USA eine Relation her, die ein Investment individueller Vater-Sohnkomplexe möglich macht. Daß ausgerechnet die Sowjets in den bürgerlich kapitalistischen Konkurrenzkampf eintreten, der eigentlich der sogenannten »freien« Wirtschaft zusteht, ist besonders merkwürdig.

Wir wissen im einzelnen nicht, wessen individuelle Vaterkom-

plexe bei den Sowjets zunächst in den Raketenwettlauf investiert wurden, ob es die Chruschtschows oder die anderer Sowjetpolitiker waren. Jedenfalls wurden fast alle Verantwortlichen angesteckt: das ist nur möglich, wenn bei allen verwandte Investmentmöglichkeiten vorhanden sind. Im Sowjetsystem wird der Versuch unternommen, alle infantilen Autoritätsaggressionen gegen die Kapitalisten zu mobilisieren.

Man darf dabei nicht übersehen, daß die Krankhaftigkeit der Situation nicht nur auf einer Seite zu suchen ist. Die US-Amerikaner haben schon beim ersten sowjetischen Anlauf ohne Zögern mitgespielt und pflegen seitdem den Raketenwettlauf mit einer mitleiderregenden Erbitterung. Wenn es zum »Sohnkomplex der Väter« gehört, daß die Väter die Söhne »klein« und »unten« halten wollen, so demonstrieren die US-Amerikaner diesen Sohnkomplex gegenüber den Sowjets geradezu meisterhaft. Wir wollen diesmal noch weiter ins Detail gehen: Das vorläufige Zielobjekt des Konkurrenzkampfes ist eindeutig der Mond. Es fragt sich, welche Symbolbedeutung der Mond besitzt.

Auch hier wollen wir keineswegs leugnen, daß das Anzielen des Mondes als erstes Objekt auch sachlich astronomische Gründe hat. Doch aktiviert das Erscheinungsbild und die gesamte Tradition, wenn es um den Mond geht, wesentliche Affekte, deren Anreiz unterschwellig bleibt. (Dasselbe gilt und gälte von Sonne, Venus, Mars u. a., viel weniger jedoch von einem unsichtbaren Stern, der nur eine hohe Nummer hat.)

In den weitaus meisten Mythen und dichterischen Erzeugnissen hat der Mond weiblichen Charakter, das liegt auch aus verschiedenen Gründen nahe. So gibt es die bekannte Parallelität zwischen den Mondphasen und der weiblichen Periode, also den 28-Tagerhythmus, es gibt die innige Beziehung zwischen dem Mond und dem Meer, dessen Gezeiten er bestimmt, wobei Meer und Wasser aus anderen Gründen wieder tief weiblichen Charakter besitzen. Der Phasenwechsel entspricht wieder femi-

ninen Gemütsschwankungen, und schließlich ist der Mond Herr der Nacht, des umhüllenden Dunkels und als solcher ein vielbesungener Gegenstand der lyrischen Dichtung. Auch im Christentum wurde der Mond zum weiblichen Symbol. Schon im alten Testament deuten die Brüder Josefs den Mond als Symbol ihrer Mutter: Josef träumt, daß sich Sonne, Mond und elf Sterne vor ihm verneigen. Dieser Traum empört seine Brüder, weil sie ihn dahin verstehen, daß Josef erwarte, sein Vater (Sonne), seine Mutter (Mond) und seine elf Brüder (die Sterne) sollten ihm Verehrung erweisen (Gn 37, 5–12). Ebenso wird Maria mit dem Mond und der Venus in Zusammenhang gebracht (Litanei: »Du Morgenstern!«).

Solange noch kein Mensch seinen Fuß auf die Oberfläche des Mondes gesetzt hat, ist er in diesem Sinn außerdem noch »jungfräulicher« Boden. Allerdings bedeutet das Auftreffen der sowjetischen Rakete am 13. IX. 1959 bereits eine Änderung dieses Zustands.

Nicht umsonst verkündeten schon anläßlich der sowjetischen Rakete vom 2. Januar 1959, welche den Mond gar nicht traf, lärmende Lautsprecherwagen in den Straßen Pekings und in den Gärten des Kaiserpalastes, *daß die Rakete bald ihr Rendezvous mit der Mondjungfrau haben werde.* Denn nach einem alten chinesischen Märchen lebt auf dem Mond ein wunderschönes Mädchen.

Eine interessante Karikatur, »Die Mondsüchtigen«, setzt den Drang zum Mond, welcher die Sowjets und die US-Amerikaner beseelt, mit dem Nachtwandeln in Beziehung.

Nun könnte man meinen, diese Karikatur sei völlig belanglos, besonders, da sie österreichischen Ursprungs ist. In Wahrheit pflegt der Witz, wie Freud überzeugend zeigte[175], häufig uneingestandene Triebtendenzen schlaglichtartig zu beleuchten. Wenn nun hier ein quasi unkontrollierbarer und unbewußter Drang zum Mond gezeigt wird, ein, intellektuell gesehen, »blinder« Drang, dann ist dies beileibe nicht unsinnig. Die Sehnsucht



Die Mondsüchtigen, »Neuer Kurier«, Wien

zum Mond hin ist, wenn man sie als überdeterminiert betrachtet, in ihrem unbewußten Anteil sehr wohl zu erklären. Es ist also durchaus nicht sinnlos, die Anregung der vorliegenden Witzzeichnung aufzunehmen und sich mit dem volkstümlich als »Mondsucht« bezeichneten Nachtwandeln zu befassen. Der Kern der in dem Ausdruck »Mondsucht« enthaltenen Wahrheit liegt in der unbewußten Identifikation von Mutter und Mond. Was wissen wir nun tiefenpsychologisch über die »Mondsucht«? Über den Nachtwandel finden wir zwei tiefenpsychologische Arbeiten vor, eine von Sadger: »Über Schlafwandel und Mondsucht«[176] und eine von G. H. Graber über »Psychoanalyse und

Heilung eines nachtwandelnden Knaben«[177]. Beide Autoren kommen zum grundsätzlich gleichen Ergebnis:

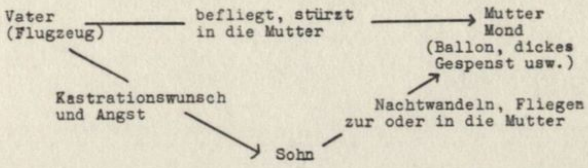
Das unbewußte Motiv des Nachtwandelns ist der Wunsch, zur Mutter zu gelangen. Die motorischen Antriebe, welche sich gewöhnlich in Träumen erschöpfen, setzen sich dabei in zielvolle Bewegung um.

Wenn auch für den mit der tiefenpsychologischen Problematik vertrauten Leser die folgenden Ausführungen als nicht unmittelbar zum Thema gehörig empfunden werden, so wird man doch bemerken, daß diese für die vorliegende Thematik nicht ohne Belang sind.

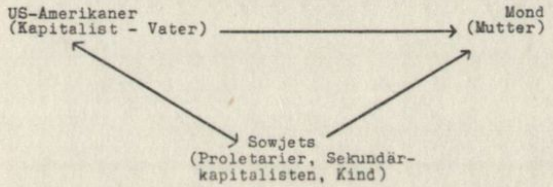
Bei dem von Graber (1931!) höchst aufschlußreich geschilderten Fall umfaßt die Bindung an die Mutter die gesamte Persönlichkeit. Die Träume des Kranken sind zumeist Fliegeträume, die ihn an das nächtliche Wandeln ans Bett der Mutter erinnern. In einem dieser Träume fällt er in einen großen *Ballon, schlüpft in ein Loch hinein*, zugleich mit einer Frau, doch werden sie beide *von einem großen Mann gepackt*. Zu Ballon assoziiert der Knabe Mutter; der Mann ist wohl der Vater. Bei Grabers Darstellung des Falls wird die ödipale Konstellation ganz eindeutig herausgeschält. Das Ziel der Flieg- und Nachtwandelmotorik ist die inzestuös angestrebte Mutter; dabei besteht auch eine typische Kastrationsangst zugleich mit einem gegen den Vater gerichteten Kastrationswunsch.

Eine deutliche Beziehung zum Mond, verbunden mit einer zur Mutter, haben bei dem Knaben Träume, in denen ein »*rundes Gespenst, das so kugelig ist*«, vorkommt. Der Knabe ängstigt sich vor »dicken Frauen«, und er erzählt, vor einiger Zeit sei auf der Wickelkommode etwas »Rundes und Weißes« gelegen, das er für ein Ungeheuer gehalten habe. Immer wieder kommen bei ihm die »dicken Gespenster« oder »dicken Hexen« vor, zu denen er auch die schwangere Mutter assoziiert. Seine ödipale Konstellation zeigt sich schließlich noch bei der Analyse eines Traumes, in welchem eine Flugmaschine herunterfällt. Er

sagt dazu: »Das *Flugzeug* ist der *Papa*, und der Traum bedeutet ein großes *Unglück, Papa stürzt in die Mama.*«
Einmal verglich der Knabe das »Wachsen des Mondes« mit dem Wachsen des Leibes der Mutter, bevor sie den Bruder des Knaben gebar.
Diese Skizzierung des Falles genügt, um erkennen zu lassen, daß die Problematik in folgendem Dreieck gelagert ist:



Gerade dieses Dreieck bestimmt aber auch die Sowjets gegenüber den US-Amerikanern im Kampf um den Mond. Wie wir zeigten, besteht ja eine ödipale Spannung zwischen Kapitalisten und Proletariern im Frauenkampf. Im Fall des Raketenwettlaufs ersetzt der Mond Frau und Mutter als Kampfobjekt:



Was nun die Symbolhaftigkeit der Raketen betrifft, so finden sich entsprechende Analysen bereits in älteren Arbeiten, zum Beispiel 1930 bei G. H. Graber[178], *der ein geträumtes Weltraumschiff* in einem Vortrag vor Psychoanalytikern nicht einmal expressis verbis als Symbol des männlichen Genitals ausdeutet, weil er die Beziehung innerhalb des von ihm behandelten Falls für ganz offensichtlich hielt. Im Zusammenhang mit dem Mond als Flugziel wird die sexuell männliche Betonung noch deutlicher, und die US-Raketen tragen ihre supermännlichen mytho-

logischen Namen, wie Jupiter, Thor, Atlas, Titan mit größter Berechtigung[179].

In diesem Stadium der Entwicklung steht die Bemühung, durch die Kraft der Raketen zu imponieren, im Vordergrund. Die Sowjets erwiesen sich als Meister, was Größe und Gewicht betrifft, und zeigten damit ihre urwüchsig gewaltige Potenz, aber auch eine bemerkenswerte Parallele zu den Feststellungen des Kinsey-Reportes[180]. Dort wird das Sexualverhalten unterkastiger Männer durch starke Kraft und Urwüchsigkeit, bei geringer Differenzierung des Reizspiels, das Sexualverhalten oberkastiger Männer jedoch durch verfeinertes Reizspiel und subtilere Raffinesse der Werbung charakterisiert. In ihrem *Raketenprogramm* legten die Sowjets besonderen Wert auf einen *robusten Antrieb*, die US-Amerikaner auf einen *raffinierten Steuermechanismus:* der Raketenbau der Sowjets bzw. der US-Amerikaner zeigt Tendenzen des unter- bzw. oberkastigen Sexualverhaltens.

Inzwischen scheinen die Sowjets die US-Amerikaner jedoch auch noch in der Vollkommenheit des Steuermechanismus überholt zu haben, doch wird von seiten der USA mit ganz großen Mitteln der Versuch gemacht, auf beiden Gebieten den sowjetischen Vorsprung wieder aufzuholen. Zur Zeit haben die Sowjets jedoch eine Überlegenheit in beiden Bezügen[181].

Als zusammenfassende Darstellung unserer Analyse kann die sowjetische Karikatur zu ihrer eigenen Rakete betrachtet werden. Der Mond zeigt hier das dralle Gesicht einer sowjetischen Panjinka, mit stilechtem proletarischem Kopftuch. Sie lächelt der auf sie zufliegenden sowjetischen Rakete freundlich entgegen und bietet ihr Salz und Brot als Willkommengruß an. Die Frau Mond empfängt also mit unverkennbarer Erwartung die sowjetische Rakete.

Wir sehen, daß die Raketenkonkurrenz bis in Details hinein dem oben skizzierten ödipalen Kampf zwischen dem Kind (proletarische Sowjets) und dem Vater (kapitalistische US-Amerikaner) um die Mutter (Mond) entspricht, wobei die Welt durch



»Sowjetunion heute«,
Wien 5. Jg. Heft 4 (176)
25. 1. 1959

diesen »friedlichen Wettstreit« insofern entlastet wird, als man den Kampf um die »Mutter Erde« nicht mehr mit der gleichen Heftigkeit zu führen braucht, da man den Mond als Ersatzobjekt benützen kann. Als nächstes Kampfobjekt steht ja bekanntlich die Venus auf dem Programm.
Die Milliardenprojekte der USA und der UdSSR zur Eroberung des Weltraums erweisen ihre Unterlagerung durch infantil fundierte Triebreaktionen mit entsprechenden Rationalisierungen, und die Erkenntnis dieser Tatsache sollte für Ost und West gleich heilsam sein[182].

ROT-CHINA

»Sieh, wie schön die Erde ist,
Wie ein rotwangiges Mädchen
gekleidet in Weiß.
So groß ist die Schönheit
der Berge und Flüsse,
Daß sie zahllose Helden herbeiruft,
die sich im Kampf um sie messen.«
Mao Tse-tung[183]

Rotchina sollte wegen seiner außerordentlichen Zukunftsträchtigkeit und großen Dynamik ein besonderes Maß an Aufmerksamkeit zugewendet werden. Wenn wir bei Rußland zeigen konnten, daß die spezifisch nationale Komponente mit dem Kommunismus legiert ist, so müssen wir die nationale Komponente im chinesischen Kommunismus noch viel stärker einschätzen.
In China ging es nicht nur um die Revolution des Proletariats, bzw. der armen Bauern oder jener Intellektueller, die sich mit diesen identifizierten, vielmehr ging es auch um die eines halbkolonialen, äußerst unverschämt und gemein behandelten Volkes. Zumindest für längere Zeit gilt dies.
Wenn die Rot-Chinesen die Kapitalisten nicht nur weiterhin

leben, sondern sie auch noch in unternehmerischen Funktionen ließen, dann verdanken sie die sich darin ausdrückende wirtschaftliche Klugheit sehr wahrscheinlich zum größten Teil ihrem Nationalismus. Denn während sich der Kommunismus in nationalen Fragen sehr geschickt verhält, in wirtschaftlichen dagegen ungeschickt, so liegt die Situation bei den Nationalisten umgekehrt. Diese benehmen sich in nationalen Fragen äußerst dumm, in wirtschaftlichen jedoch meist sehr geschickt. Man handelt allgemein *dort* am sachlichsten, wo man nicht affektiv und ideologisch belastet ist.

Nationalismus und Kommunismus bilden in China eine intensive Einheit. Die von Vertretern verschiedener weißer Nationen als schmutzig und minderwertig betrachteten Chinesen befanden sich als Ganzes in einer *proletarisch-infantilen* Position zu den Weißen.

Die innerchinesische Situation kennzeichnet wieder eine unerhört breite Schicht armer Bauern; Arbeiter gab es nur wenige. Wenn wir uns den für den Kommunismus bereits als typisch zitierten Ausspruch Maos in Erinnerung rufen, in dem er die Arbeiter und Bauern als die »saubersten Menschen« der Welt erklärt, »wenn auch ihre Hände schmutzig und ihre Füße mit Kuhmist beschmiert sind«, dann erkennen wir, daß auch im asiatischen Raum analoge Affekte existieren wie in Europa. Überhaupt ist für die Kastenproblematik die Psychologie Mao Tse-tungs sehr lehrreich[184].

Bei Mao finden wir in seiner Kindheit einen schweren Vaterkonflikt. Der Vater mochte ihn nicht, wahrscheinlich weil er zunächst körperlich sehr zart war. Maos Vater war ein zäher Bauer, der sich durch den Handel mit Reis einen gewissen Wohlstand erworben hatte. Er hatte für die Mandschus gekämpft und behandelte sein Dienstboten und Handarbeiter *mit Verachtung*. Unberechenbare Zornausbrüche richteten sich gegen alle Familienmitglieder. Die ursprüngliche Autorität über Mao erschien also sehr aggressiv und irrational. Die gleichartige Behandlung

von Dienstboten und Kindern legte wohl Mao zum ersten Mal die Identifikation mit den Unterkasten nahe.

Nach einem solchen Wutanfall des Vaters lief der Knabe davon und verbarg sich drei Tage lang in den Wäldern. Schließlich – dies ist wiederum ein wesentlicher Punkt – kam er zurück, weil er sich klarmachte, daß ohne ihn seine von ihm heißgeliebte Mutter schutzlos dem Vater gegenüber dastand, da sich niemand getraut hatte, sie gegen den Vater, der fast immer Schrecken um sich verbreitete, zu verteidigen.

Die ödipale Dreieckskonstellation tritt deutlich hervor. Mao führte seit seinem fünften oder sechsten Lebensjahr – die typische Zeit der ödipalen Phase – einen erbitterten Kampf gegen den Vater. Der Knabe kämpfte mit allen zu Gebote stehenden Waffen, solange er im Dorfe war.

Solche Aggressionen im Herzen, kam er, gegen die ursprüngliche Intention des Vater, 1907 als 14jähriger in die Mittelschule in Hsiang-hsiang. Sein Vater hatte ihm das Schulgeld mitgegeben, doch außerdem erhielt er nichts. Die meisten anderen Schüler waren jedoch sicherlich reich, sie konnten sich gute Kleidung, gutes Essen und manchmal sogar Bedienung leisten. Einer dieser Mitschüler bot Mao lachend eine solche Dienststellung an. Mao sollte für einige Münzen im Monat Diener spielen, er lehnte entrüstet ab. Die andern Schüler nannten ihn den »dreckigen kleinen Bauern aus Shao-Shan«. Durch bestes Studium zeichnete er sich vor den verhaßten anderen aus. Wie sehr hat er sich ein Leben lang mit diesen »dreckigen kleinen Bauern« identifiziert! Ja, die spezielle chinesische Spielart des Kommunismus mit dem starken Akzent auf den bei Marx so vernachlässigten Bauern hat wohl in der Identifikation Maos mit den »dreckigen Bauern« seine Wurzel. Als Mao schließlich an der Universität war, wurde er mit jener Gleichgültigkeit behandelt, die die Gelehrten damals den Armen gegenüber bezeigten. Er sagte darüber:

»Damals erkannte ich, daß etwas nicht stimmte. Seit vielen hundert Jahren hatten sich die Gelehrten vom Volk entfernt, und so begann

ich von einer Zeit zu träumen, in der die Gelehrten die Kulis unterrichten würden, denn sicherlich hatten diese dasselbe Recht darauf wie alle andern.«[185]

Bei Mao besteht auch eine Identifikation mit einem der bedeutendsten Revolutionäre Chinas: Liu Pang war bereits Revolutionär, als er noch Hirte war, hatte ein Kaiserreich erobert und vollzog am Grabe des Konfuzius am Chufu ein berühmtes Opfer. Er wurde der erste Kaiser der Han Dynastie. Mao besuchte das Grab des Konfuzius und bestieg auch den T'ai Shan, den großen Ostberg, den heiligsten in ganz China, auf dem die Han Kaiser ihre Opfer vollzogen und auf dem obersten Gipfel die geheimen Befehle des Himmels erhielten. Diese Identifikation ist ein differenzierendes Moment für Maos Ödipalaggression.
Wir spüren diese Aggression deutlich, wenn Mao über einen im Jahre 1927 von ihm angezettelten Bauernaufstand fasziniert schrieb, daß »über die elfenbeinenen Betten der Gutsbesitzerstöchter die schmutzigen Füße der Bauern trampelten«[186].
Man beachte die Worte *schmutzig* und *Gutsbesitzerstöchter*.
Die konterrevolutionären Verbände, die diesen Bauernaufstand zurückschlugen, hatten zum Beispiel den Namen: »Verein zum Schutz für Stadt und Land« (»Heimatschutz«) oder noch interessanter »Verein der Hundeauspeitscher«. Unter anderm wurden die aufständischen Bauern *kastriert*, aber auch in großer Zahl getötet. Während sich also Mao über die beschmutzten Betten der Gutsbesitzerstöchter freut, betrachteten die Gutsbesitzer die Kommunisten als »Hunde«, die sie auszupeitschen wünschten.
Hier kann nicht die ganze Biographie Maos und die sich dabei entfaltende Affektivität entwickelt werden. Wenn es auch sehr reizvoll wäre, die proletarische Strategie zu untersuchen und die einzelnen Phasen der Revolution, so wollen wir uns doch darauf beschränken, an Hand von zwei Beispielen die Bedeutung des Frauenkampfmotivs in Maos Psyche zu zeigen. Es gibt ein berühmtes Gedicht von Mao, das er 1945 auf einem Flug nach

Tschungking schrieb, und das ihm die Hochachtung der chinesischen Intellektuellen einbrachte:

Der Schnee

Bild des nördlichen Landes:
Tausend Meilen erstarrt zu Eis,
Zehntausend Meilen wirbelnder Schnee
Sieh: diesseits und jenseits der Großen Mauer
Blieb nichts übrig als Ödnis.
Aufwärts und abwärts im Gelben Fluß
Nur noch gestaute Wogen.
Silberschlangen tanzen auf den Bergen,
Winterelefanten laufen in den Ebenen.
An Höhe wetteifern wir mit dem Himmel.

Oh, warte auf den reinen Himmel!
Sieh, wie schön die Erde ist,
Wie ein rotwangiges Mädchen gekleidet in Weiß.
So groß ist die Schönheit der Berge und Flüsse,
Daß sie zahllose Helden herbeiruft, die sich im Kampf um sie messen.

Die Kaiser Shih Huang und Wu Ti waren nur wenig gebildet,
Die Kaiser T'ai Tsung und Ts'ai Tsu waren kaum ritterlich.
Durch eine ganze Generation war Dschingiskhan Liebling
des Himmels,
Doch er verstand nur Adler zu schießen mit seinem Bogen.
Alle vergingen – heute allein leben Männer von großem Gefühl.[187]

Wesentlich ist, daß die Farbe *rot* im Chinesischen eine Fülle uns keineswegs naheliegender Assoziationen erweckt. Payne schreibt darüber:

»Rot ist in China die sprichwörtliche Farbe der Freude und gleichzeitig die hoher Würde. Im chinesischen Theater wird das Antlitz des Kaisers oder eines andern Würdenträgers rot bemalt, ebenso auch das der Heldin. Rot war in der Chou-Dynastie die kaiserliche Farbe. Zugleich ist sie mit allem Erotischen verbunden: der berühmte Roman ‚Der Traum der roten Kammer' erweckt schon durch seinen Titel in jedem Chinesen die Vorstellung erotischer Träume. Die Farbe des Todes ist für gewöhnlich weiß, doch wird der Tod eines alten Mannes, der viele Nachkommen hat, rot begangen. Denn diese Farbe bedeutet merkwürdigerweise auch manchmal den Tod.

So wird im chinesischen Theater der Tod durch eine rote Flagge oder ein rotes, über das Gesicht gelegtes Tuch angezeigt. Der besonderen Bedeutung, die der Name »Rote Armee« für die Chinesen besitzt, hätte man nachgehen und sie klären sollen. Die Koumintang-Armeen hatten niemals eine Bezeichnung, die sich damit hätte messen können, und obwohl Tschiang Kai-schek den Befehl gab, die kommunistischen Truppen die 8. Feldarmee zu nennen, so erwarben seine eigenen Heere doch niemals den eigentümlichen Glanz, den die Kommunisten diesem Namen zu verleihen wußten.«[188]

Rot hat für unser Empfinden ja auch einen aggressiven, damit auch männlich erotischen Charakter.

Wenn Mao ein Liebesgedicht an die chinesische Erde schreibt, so liegt nach Payne in der Schilderung des »rotwangigen Mädchens, gekleidet in Weiß«, eine deutliche erotische Anspielung. Dasselbe gilt jedoch auch für die »Silberschlangen, die auf den Bergen tanzen«, denn die Schlange hat, wie er sagt, im Chinesischen (wie unbewußt auch bei uns) eine ganz bestimmte sexuelle Bedeutung. Auch die gestauten Wogen mögen hier entsprechend zu deuten sein. Um dieses Mädchen kämpfen »zahlreiche Helden«, die »sich im Kampf um sie messen«. Daß er und seine Gruppe — »Männer von großem Gefühl« — schließlich siegen sollen, ist deutlich.

Noch deutlicher wirkt das Frauenkampfmotiv in einem in China berühmt gewordenen Schauspiel, dessen Grundidee von Mao stammen soll: »Die weißhaarige Frau« (»Pai Mao Nu«). Payne schreibt hiezu:

»Es gibt verschiedene, voneinander abweichende Fassungen des Stükkes, und für eine ist er sicher verantwortlich. Das Stück war bei weitem das populärste aller Schauspiele, die während des Krieges innerhalb des kommunistischen Territoriums aufgeführt wurden. Die Tatsache, daß Maos eigener Name einen Teil des Titels ausmacht, dürfte keineswegs ohne Bedeutung sein.

Das Stück ist in seiner Anlage außerordentlich einfach und die Handlung durchweg schrecklich. Mo Jen-chih, der Verwalter des Gutsherrn, lauert Hsi-erh, der Tochter eines Bauern, auf und zwingt sie, als Dienerin in dem Haushalt des Gutsherrn zu arbeiten, um

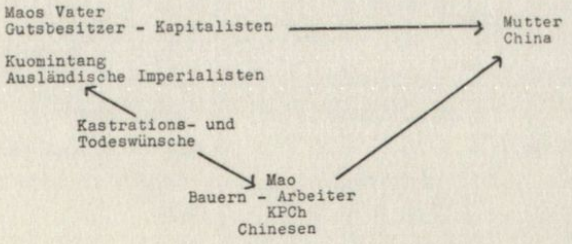
dadurch die Schulden ihres Vaters zu bezahlen. Die Mutter des Gutsherrn quält sie fortgesetzt. Als sie mit der Bereitung einer Lotoskernsuppe nicht zufrieden ist, gerät sie in Zorn und durchsticht die Zunge des Mädchens mit einem spitzen metallenen Pfeifenreiniger. *Dann wird Hsi-erh von dem Sohn des Gutsbesitzers vergewaltigt,* der sich alsbald aus Furcht vor der drohenden Vergeltung der Dorfbewohner entschließt, sie zu töten. Er fesselt sie und versteckt sie in einer Kammer, aus der sie jedoch durch die Hilfe einer anderen Dienerin befreit wird. Jetzt entschließt sie sich zur Flucht, doch als sie gerade über die Mauer geklettert ist, beginnt der Hund zu bellen, und so wird ihre Flucht entdeckt. Der Verwalter des Gutsherrn nimmt die Verfolgung auf. Am Ufer eines Flusses findet man ihre Sandalen und hält das Mädchen nun für ertrunken. Die Handlung spielt im tiefsten Winter, es fällt Schnee, und der Fluß ist über die Ufer getreten. Hsi-erh ist jedoch nicht ertrunken. Sie ist schwanger und verbirgt sich in einer Höhle, wo sie von wilden Früchten, Graswurzeln und den Opfergaben aus einem nahegelegenen Tempel lebt. Nach der Geburt ihres Kindes wird ihr Haar vollkommen weiß. Jetzt erhebt sich das Gerücht, daß sich die Achte Feldarmee dem Dorf nähert. Den Gutsbesitzer packt Furcht, und er unternimmt eine Pilgerfahrt zu jenem Tempel, um den Rat der Götter einzuholen. Wird das Dorf verschont bleiben? Als er sich vor den Göttern verneigt, sieht er plötzlich in der Ferne eine Frau mit weißem Haar. Er hält sie für die Göttin der Barmherzigkeit, die gekommen ist, um ihm zu verkünden, daß die Achte Feldarmee nicht lange im Dorfe bleiben werde. Dann erschienen die Soldaten der Roten Armee auf der Bühne. Sie nehmen sich Hsi-erhs an und versichern ihr, daß sie sehr bald ihr Dorf befreien werden. Daraufhin singt sie ein erstaunlich lebhaftes Lied der Hoffnung und Freude, genau wie sie vorher herzzerreißende Lieder des Kummers gesungen hatte, durch die das Stück im Gedächtnis bleibt. Der Gutsbesitzer, sein Sohn und der Verwalter werden von der Achten Feldarmee verhaftet, und es wird ihnen vor dem gesamten Dorf der Prozeß gemacht. Die Strafen werden in verschiedenen Fassungen des Schauspiels unterschiedlich bemessen. Meistens wird der Sohn des Gutsbesitzers zum Tode und der Verwalter zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Schließlich wird der Gutsbesitz neu verteilt, wobei Wert darauf gelegt wird, daß auch die Familie des Gutsherrn den ihr gebührenden Anteil erhält.«[189]

Die vergewaltigte Frau, die von der jungen Roten Armee gerettet und gerächt wird, mußte, da diese Handlung affektiv alle

antiväterlichen Aggressionen wachrief, intensive Affekte erregen. Hier intendiert die Vergewaltigung (vgl. »Die Hochzeit des Figaro«) nicht der Gutsherr, sondern sein Sohn. Auf diese interessante Variante wollen wir nicht näher eingehen. (vgl. den Seite 236 gebrachten Bericht über eine Wahl in einem Dorf). – Wir zitieren wieder Payne:

»‚Die weißhaarige Frau' war ein gefährliches Stück. Weil es ein äußerst pathetisches Thema mit einer dunklen Mystik verband, rührte es an sehr starke Kräfte der menschlichen Seele, und die Zuschauer empfanden dabei das Bedürfnis nach einer gewaltsamen physischen Aktion, durch die ihre eigenen Spannungen gelöst würden. Während der Vorstellung befanden sich Gutbesitzer, auch wenn sie sich mit den Kommunisten gut standen, dauernd in Gefahr. Jack Belden schildert in ‚China Shakes the World', wie die Zuschauer bei einer besonders eindringlichen Szene des Dramas sich erhoben und im Chor das schreckliche Wort ‚sha' (‚töten') riefen, als ob sie nur durch den Tod des Schauspielers auf der Bühne zufriedengestellt werden könnten. In den roten Gebieten wurden noch Hunderte von andern Dramen geschrieben, doch keines davon besaß die zwingende Kraft und Wirkung dieses Stückes, das Mao entworfen haben soll, als er die Geschichte eines Mädchens gehört hatte, das in den Bergen Zuflucht suchte, nachdem seine ganze Familie von der Kuomintang ausgerottet worden war.«[190]

Chinesische Erde, das Mädchen in Weiß, um das die Helden kämpfen, und das vergewaltigte Mädchen, dessen Haar weiß – die chinesische Todesfarbe – wird, korrespondieren miteinander. Maos ödipale Affektkonstellation, die sicher bei vielen seiner Anhänger analog gelagert ist, zeigt also folgende Struktur:



Der »dreckige kleine Bauer aus Shao-Shan« hat seine Mutter gemeinsam mit den andern dreckigen Bauern gerächt. Die Proletarier in China sind die Herren im Lande. Aber die Chinesen haben noch nicht vergessen, daß sie einen halbkolonialen, vom Ausland abhängigen Status hatten. Die Gleichberechtigung und Gleichwertigkeit ist ihnen bislang noch nicht zugestanden worden. Auch China, trotz der großen Anstrengungen, gehört noch zu den technisch unterentwickelten Gebieten.

DIE SOGENANNTEN UNTERENTWICKELTEN LÄNDER

Das, was unter dem Begriff »unterentwickelte Länder« zusammengefaßt wird, ist etwas sehr Unterschiedliches. Obwohl praktisch alle Vertreter dieser Länder ein empfindliches Selbstbewußtsein besitzen, so basiert dieses doch auf sehr verschiedenen Gründen. Denn jene Staaten, die auf großer Tradition aufruhen, wie die islamitischen, Indien oder China, besitzen ganz andere Voraussetzungen als etwa die Negerstaaten, deren traditionelle Basis weniger gewichtig ist.

Unter den unterentwickelten Ländern gibt es solche, deren kulturelle Basis älter ist als die der germanischen Länder, ja selbst der europäischen Mittelmeerkulturen. Man muß sich das Ressentiment dieser Völker gegenüber Europa und den USA vorstellen! Sie haben häufig in den letzten Jahrhunderten in ihrer kulturellen Substanz nachgelassen und stagnierten und wurden in der Technik und in vielen Zweigen der geistigen Kultur von Europa und den USA überflügelt. Das Ressentiment der Alttraditionellen gegen die unverfrorenen Selfmademen auf der einen Seite, das Ressentiment der rasch emporgeschossenen Sekundäroberen auf der andern Seite schafft natürlicherweise Spannungen.

Außerdem bestehen in vielen dieser Staaten massive Aggressionen gegen die früheren Kolonialherren, die sich meist wiederum mit uneingestandener Bewunderung paaren.

Wir sehen, die affektive Relation zwischen diesen jungen oder neuerlich jung gewordenen Völkern und Europa bzw. den USA ist vielfach jener der kommunistisch-proletarischen Führungsstaaten (Rußland – China) verwandt. Diese analoge Konstellation bildet ein affektives Bindeglied zu den Kommunisten, die die entsprechenden Ressentiments durch die propagandistisch-extremisierende Anklage gegenüber den westlichen Ländern noch unterstreichen. Die gemeinsame Unterkastigkeit wird gegen eine gemeinsame Oberkastigkeit ausgespielt.

Während die Kolonialnationen auch in der Wirtschaftspolitik den Versuch machten, ihren Sohnkomplex gegenüber den beherrschten Völkern zu realisieren, und sie wirtschaftlich und geistig »unten halten« wollten, züchteten sie gerade damit entsprechende Vateraggressionen, die nur schwer abgebaut werden können.

Es wäre umgekehrt Sache der »oberen« Nationen, den »unteren« bei ihrem Aufstieg zu helfen. Nicht der Aufstieg der früheren Kolonialvölker ist es, der die jetzigen Aggressionen gegen die Weißen schuf, sondern dessen Verhinderung in der Vergangenheit. Die Kolonialnationen haben vieles verspielt, weil sie das »Untenhalten« zum großen Teil zum System machten; nicht immer und nicht alle, aber doch zu einem großen Teil. Der Sohnkomplex, die mit ihm verbundene, aus überkompensierter Angst gespeiste Arroganz gegenüber dem Kleinen, aber höchst Entwicklungsfähigen stellt die Grundlage aller Abwehrhaltungen der oberkastigen Nationen dar und ist ein schwer gemeinschaftstörendes Moment.

Nur klare und ernstgemeinte Schuldbekenntnisse können hier einen deutlichen Wandel schaffen und die psychologische Atmosphäre grundsätzlich ändern. Wird den unterentwickelten Völkern mit Überheblichkeit und Arroganz »geholfen« und besserwisserisch erklärt, was sie zu tun hätten, dann ist die psychologische Wirkung dieser Hilfe sehr zweifelhaft und erweckt statt Freundschaft Aggressionen. Die UdSSR ist ein Land, das eben

erst aufstieg oder im Begriff ist aufzusteigen. Die Distanz zu den unterentwickelten Ländern ist gering. Die Sowjets können leicht zeigen, daß sie ihr Herz bei den Proletariern der Welt haben und sich mit ihnen zu identifizieren verstehen.

Die kulturell stagnierten, aber nun zu neuem Aufstieg ansetzenden Kräfte in den sogenannten unterentwickelten Gebieten sind anspruchsvoll, was die geforderte Achtung betrifft, und doch in vielem zurückgeblieben. Die eben erst in die Hochkultur emporwachsenden Kräfte sind jedoch noch empfindlicher. Sie fühlen sich wahrscheinlich noch mehr hinunterdistanziert, verachtet und nicht entsprechend ernst genommen. Ihre Kastenposition ist tief unten. Sobald sie sich mit den kulturell einmal hochgestandenen, doch dann stagnierten »Farbigen« identifizieren, erfahren sie damit noch eine Aufwertung. Dabei haben natürlich auch die Negerstaaten eine große Zukunft.

Wenn es in den USA gelänge, die US-Neger wirklich zu integrieren, könnten diese eine wertvolle Brücke zu den jungen Negerstaaten bilden.

Unsere vorliegende Skizze soll nur das Kastenmoment in seiner großen politischen Rolle andeuten. Wirklich entwickeln läßt es sich in diesem Rahmen natürlich nicht.

DAS CHRISTENTUM

Der Entfeudalisierungsprozeß in der katholischen Kirche

> »Ihr aber sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn nur einer ist euer Rabbi, ihr aber seid alle Brüder. Auch Vater nennt keinen von euch auf Erden; denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel ist. Auch Lehrer laßt euch nicht nennen, denn nur einer ist euer Lehrer.«
>
> *Mt 23, 8–10*

Entscheidend tragisch mutet in der gegenwärtigen Weltsituation die Tatsache an, daß sich das Christentum – nicht als Idee, sondern in seinem konkreten Vollzug durch seine Anhänger – als so wenig vermögend erwiesen hat, durchgreifende gesellschaftliche Änderungen durchzusetzen. Wenn dem Christentum in der gegenwärtigen Weltsituation eine wichtige Aufgabe zukommt, dann wird diese darin bestehen, die Schranken zwischen den Menschen niederzureißen, so wie Christus es vorgelebt hat. Die katholische Kirche als der – psychologisch gesehen – affektive Kern des Christentums, um den sich die anderen Kirchen und Sekten herumlagern, hat nun aber eine jahrhundertealte Feudaltradition, die zwar gewiß immer nur formaler Natur war, auf der anderen Seite jedoch das faktische Verhalten des hohen Klerus mitbestimmt hat und teilweise noch heute mitbestimmt. Betrachtet man das päpstliche Hofzeremoniell, die Tatsache etwa, daß die Päpste – mit Ausnahme Pius X., der bekanntlich auch sonst unter der feudalistischen Atmosphäre des päpstlichen Hofes litt – bis vor kurzem allein aßen, weil die Hofetikette es ihnen verwehrte, mit andern Tischgemeinschaft zu halten; betrachtet man die merkwürdigen Sonderrechte der italienischen Aristokratie im Vatikan, die Wir-Formel der Päpste sowie viele Formen des päpstlichen Hofzeremoniells, dann kann man ein analoges Verhalten Christi in den Evangelien, auch bei gebührender Beachtung und Anerkennung der total verschiedenen historischen Situation damals und heute und der seither erfolgten geschichtlichen Entwicklung, unmöglich erkennen.

Seit Konstantin, der die Bischöfe zu Eminenzen und Exzellenzen machte und sie auf diese Weise feudalisierte, steht die kirchliche Hierarchie jeweils vornehmlich auf der konservativen Seite. Zuvor wäre es unmöglich gewesen, mit dem Staat in Frieden zu leben, als noch der Absolutheitsanspruch des Staates und im Zusammenhang damit der Anspruch des Kaisers auf göttliche Verehrung bestand.

Diese – es war davon bereits die Rede – Verbiegung eines

grundlegenden christlichen Wesenszugs durch Konstantin humanisierte zwar in gewisser Hinsicht den Feudalismus; doch fand dieser in die Kirche in einer Weise Eingang, die mit Leben und Lehre Christi, also des Stifters dieser Kirche, kaum in Einklang gebracht werden kann. Es konnte nicht ausbleiben, daß die so entstehende Diskrepanz im Verlauf der Kirchengeschichte immer wieder schmerzlich erfahren wurde, und zwar gerade von seiten der Besten, wie man neben vielen anderen etwa bei Franz von Assisi sieht.

Was der Kirche unseres Erachtens als Institution dringend not tat und immer noch not tut, ist also das Bewußtsein der Notwendigkeit der Entfeudalisierung, sollen die in ihr vorhandenen Kräfte im hic et nunc des jeweiligen geschichtlichen Augenblicks wirksam werden. Von daher gesehen kann man die Wichtigkeit und Notwendigkeit eines Entfeudalisierungsprozesses innerhalb der Kirche nicht hoch genug einschätzen, hätte er doch keine geringere Aufgabe, als eine der Intention des Gründers fremde Lebensform wieder auszuscheiden.

Die Entfeudalisierungsbestrebungen reichen in der Kirche sehr weit zurück, bis in die Zeiten des kompakten Feudalismus. Sicher hätte Franz von Assisi die hier gemeinten Zusammenhänge und Bezüge anders bezeichnet; sein Leben und Wirken bedeutete jedoch ohne Zweifel auch einen radikalen, weil unmittelbar vom Geist des Evangeliums gesteuerten antifeudalen Aufbruch. Im Rahmen des hier aufgerissenen Problems dürfen auch die außerkirchlichen Impulse, die sehr tief gehenden Antriebe aus dem Raum der Säkulargeschichte, nicht unterschätzt werden. So ist der Beitrag, den die französische Revolution für die Entfeudalisierung der Kirche leistete, von sehr weittragender Bedeutung. Erst von diesem geschichtlichen Augenblick an erfolgte der breite Einbruch des Bürgertums in die kirchliche Hierarchie und damit die Möglichkeit des Aufstiegs in ihr.

Man überschätze jedoch die Bedeutung dieser Vorgänge nicht. Der Formenbestand der Kirche blieb nämlich im Grunde nicht

weniger feudal, und bald zeigte sich, daß die mit diesen Formen sich verbindenden Bürgerlichen in ihren konkreten Haltungen durch die Überlagerung ihrer bürgerlichen Ursprungsschichten durch die feudalistische Eminenz-Exzellenz-Mentalität sekundärfeudal wurden und damit oft einen ihrem Amt und Auftrag ungleich weniger konformen Trend entwickelten, als es zuvor bei den Altfeudalen der Fall war.

Wenn auch immer wieder kirchliche »Würdenträger« im Verkehr mit der Geistlichkeit und dem Volk das Kirchen»fürstliche« zurücktreten ließen und sich nicht leutselig-gnadenhaft-huldvoll, sondern echt und unmittelbar menschlich-bürgerlich gaben, so blieben dennoch die feudalen Formen ein Tabu. Ihr wesensmäßiger und offenkundiger Widerspruch mit dem Geist des Evangeliums wurde übersehen oder bewußt bestritten. Wie wäre es sonst zu erklären, daß tragende Elemente byzantinischen oder spanischen Hofzeremoniells – im Grunde also weitgehend historische Zufälligkeiten, wenn nicht gar Absonderlichkeiten – in den hierarchischen Lebensstil übergehen konnten!

Das Wohnen und Essen Petrus I. bei einem stinkenden Gerber, sein einfaches Ziegelgrab stehen zu all dem in einem Gegensatz, dessen Charakter auch durch scheinbar naheliegende Gegenargumente nicht aufgelöst werden kann.

Wenn wir bisher immer wieder von Petrus I. sprachen, dann nicht in dem Sinn, wie etwa die herkömmliche Übersetzung des Vorrang-Titels »Princeps Apostolorum« mit »Apostel*fürst*« verlangt. Leitet sich doch das lateinische Wort »princeps« von »primi-ceps« (primus und capio) her und bezeichnet so den Ersten, Angesehensten, das Haupt einer Gemeinschaft. Es ging uns dabei darum, auf die unübersehbare Relevanz des Verhaltens Petri für die Päpste und die übrigen Herren in der Kirche hinzuweisen. Wir fassen das Verhalten des Petrus I. als Aufforderung zu jener kastenfremden Schlichtheit auf, die ihn veranlaßte, den Heiden, der sich ihm ehrfurchtsvoll zu Füßen warf, zu sich mit den Worten aufzuziehen: »Steh auf, auch ich bin ein ge-

wöhnlicher Mensch.« Eindeutig meint also Petrus I., daß ihm, dem Menschen gegenüber, das Sichzufüßenwerfen unangebracht sei; nachdem er – das ist mitzuhören – nicht ein Gott, sondern nur ein Mensch sei, solle der ehrfürchtige Heide aufstehen.

Nun zeigten sich gerade in der letzten Zeit beglückende Ansätze für eine Annäherung der Päpste an die konkrete Gemeinschaft der Menschen (nicht nur der Christen). Diese Ansätze waren latent – von Wesen und Sendung des Papsttums her gesehen – immer da, auch wenn die Päpste mit niemandem essen und trinken konnten. Menschlich-psychologisch lebten sie aber nicht in der Gemeinschaft, sondern isoliert und einsam. Nur stärkste Naturen werden eine derartige Form der Einsamkeit ohne Schaden bewältigen können. Pius XII. war wohl der letzte Papst, unter dessen Pontifikat der Feudalismus nochmals unübersehbar in Erscheinung trat. Sein Vorstoß zum einfachen Ziegelgrab Petrus I., dessen über alle Zeiten hinüberreichende Vorbildlichkeit für die Päpste wohl unbestritten sein dürfte, mußte – bewußt oder nicht – wie ein Anstoß zur Eliminierung des innerkirchlichen Feudalismus wirken. Das Armengrab des Petrus, real wie symbolisch gesehen aus dem Schutt und Überbau der Jahrhunderte befreit, könnte zum eindringlichen Mahnmal für die Entfeudalisierung der Kirche werden.

Pius XII. erhob Angehörige seiner Familie in den Fürstenstand. Ein ähnlicher Vorgang wird sich in den dem seinen folgenden Pontifikaten nicht wiederholen. Eines seiner historischen Verdienste ist es aber ohne Zweifel, den ersten Schritt zur Entnationalisierung der Kirche getan zu haben. Die von ihm eingeleitete Aufhebung der italienischen Vorherrschaft im Kardinalskollegium, sowie die seit ihm erfolgenden Ernennungen von »Farbigen« zu Bischöfen und Kardinälen bedeuten ohne Zweifel entscheidende Maßnahmen in der Auflockerung und Aufhebung bisher bestehender Tabus.

Mit dem Beginn des Pontifikats Johannes XXIII. schien der Entfeudalisierungsprozeß der Kirche in eine entscheidende Phase

getreten zu sein. Die Tischgemeinschaft des Papstes mit Menschen seiner Umgebung, und damit – symbolisch gesehen – mit der übrigen Gemeinschaft der Menschen, wurde durch ihn wieder hergestellt. Er aß zusammen mit Verwandten, sogenannten »einfachen« Leuten, trank mit Arbeitern Wein. Er *geruhte* nicht, mit den Arbeitern Wein zu trinken, sondern er trank einfach. Als sein Chauffeur erkrankte, besuchte er ihn persönlich am Krankenbett.

Die Etikette, die die Päpste, entgegen dem Vorblild Christi oder Petrus I. und der Apostel vom Volk trennte, schien weittragend und entscheidend durchbrochen. Sogar die Abschaffung der »Wir«-Formel soll der Papst ernstlich erwogen haben. Inwieweit er bei derartigen Entscheidungen von konservativen Elementen seiner Umgebung gehemmt wird, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls wirkten diese ersten Dokumentationen einer kastenfremden Menschlichkeit auf die Weltöffentlichkeit intensiv aufrüttelnd, und zwar bis in den Ostblock hinein.

Wer noch dem kirchlichen Feudalismus verhaftet ist, wird – wie das schon geschehen ist – den neuen Weg Johannes XXIII. als einen von mehreren möglichen christlichen Wegen ansehen, entsprechend dem persönlichen »Gesicht« des einzelnen Papstes. De facto ist dieser Weg jedoch ohne allen Zweifel der dem Evangelium angemessenere, weil Christus und Petrus ähnlichere Weg. Es geht einfach um die Durchsetzung eines kastenfremden Christentums, auch im Bereich des hohen Klerus. Gewiß eine unverzichtbare, wenngleich sehr dornenvolle Aufgabe, die in entscheidenden Bezügen wieder zu den Wurzeln des Christentums zurückführen soll, um von dort aus neue historische Aufbrüche aller Art vorzubereiten. Diese Form der Rückkehr zu den Ursprüngen, ein historischer Regreß also, wird sich als entscheidende Möglichkeit erweisen, die Stellung des Christentums in der Welt von Grund auf neu zu gestalten und zu festigen.

Nachdem den Päpsten durch die bekannten historischen Ereignisse der Kirchenstaat weggenommen war, womit ihnen unter

anderem die Entscheidung abgenommen wurde, ob später eine päpstliche Armee mit Atomwaffen auszurüsten sei oder nicht, machten sie sich selbst zu Gefangenen im Vatikan. Inzwischen haben sie im Verlauf der letzten Jahrzehnte eine große Anzahl von – menschlich verständlichen – Ressentimens abgebaut. Johannes XXIII. unternahm es sogar, in einem römischen Gefängnis vor den Gefangenen eine Messe zu lesen. Sicher leitete ihn dabei die Forderung Christi, die Gefangenen zu besuchen, eine Forderung, deren Befolgung beim jüngsten Gericht am Ende der Welt vom Weltenrichter mit als Kriterium der Annahme oder der Verwerfung benützt wird! In der Ansprache Johannes XXIII. an die Gefangenen erklärte er unter anderem, auch einer seiner Verwandten sei einmal als Wilderer ins Gefängnis gekommen. Diese Weise der Identifikation mit solcher Art von Delinquenten bedeutet einfach die Durchbrechung der Moralitätsschranke und eine kastendurchbrechende Annäherung an das Denken Christi. Ist es doch denkbar unfeudal, eigene Verwandte offen der Verbrecherkategorie zuzuordnen.

Eine sehr wesentliche Tat bedeutet natürlich der Abbau der Grenzen zu den nichtkatholischen Christen, ja sogar zu den Mohammedanern. Man kann nämlich über alle Unterschiede hinaus, die die Angehörigen der einzelnen Religions- und Wirtschaftssysteme voneinander trennen, nie nachdrücklich genug –, auch gerade im religiösen Bereich – das allen Gemeinsame betonen. Das Trennende drängt sich ohnehin, seiner Natur entsprechend, hartnäckig genug dem Bewußtsein auf. Wenn z. B. Johannes XXIII. einem Mohammedaner den Segen ohne Trinitätsformel gab, so bedeutet dies das Hervorkehren des gemeinsamen verbindenden Monotheismus und ein Zurückstellen der Unterschiede, also den Abbau einer Schranke zwischen religiös verschieden orientierten Menschen.

Weiterhin sind unter Johannes XXIII. starke dezentralisierende Tendenzen verbunden mit einer Stärkung der Autorität der Bischöfe unverkennbar. Diese, wichtige Elemente der Autorität

nach unten verlagernde Haltung ist insofern kastenfremd, als sie die personalen Einzelzentren stärkt. Hoffentlich gelingt es dem Papst, seinem ausschließlich dem Evangelium und der Menschlichkeit verpflichteten Denken auf dem geplanten Ökumenischen Konzil auch auf solchen Gebieten und in solchen Zusammenhängen zum Durchbruch zu verhelfen, die sonst nie angetastet würden. Nun muß man aber gerade hier klar sehen: sicher bedeutet die Notwendigkeit einer Stärkung der Autorität und der Eigeninitiative der unteren Instanzen zwar einerseits eine bedeutsame Ermutigung zu echter Produktivität im Entscheiden und Handeln.

Dennoch ergibt sich auf der anderen Seite die Gefahr, daß auch die Autorität jener Bischöfe und Verwaltungshierarchen gestärkt wird, die gegen den Entfeudalisierungsprozeß eingestellt sind. Dieser Typus von Bischöfen kann nun nie mit »altfeudalen« Methoden umgestimmt werden, sondern muß durch das geduldige Beispiel kastenfremder Päpste innerlich erschüttert werden, damit auf diese Weise schließlich der Widerstand gegen die Erweckung des Geistes Petrus I. Schicht um Schicht abgebaut wird. Der kastenfremde Papst wird gegen die noch feudalistisch orientierten Mitglieder der Hierarchie nicht die gleichen Mittel anwenden dürfen, die diese anwenden würden, wären sie an seiner Stelle.

Bei diesem Entfeudalisierungsprozeß muß man sich also vor allem mit Geduld wappnen. Dies schließt kraftvolle Taten nicht aus, doch wird man mit stark ambivalenten Reaktionen einflußreicher Kreise der Kirche rechnen müssen. Man räumt nicht jahrhundertealte Denkformen von heute auf morgen weg. Andererseits täte wahrhaftig Eile not. Denn außergewöhnliche Zeiten erfordern außergewöhnliche Maßnahmen. Die Gefahr, daß die Kirche etwas überstürzen könnte, ist weitaus geringer, als daß sie etwas versäumen könnte.

Immerhin gibt es Anzeichen dafür, daß das Verhalten Johannes XXIII. auch auf den hohen Klerus bereits nicht ohne erkenn-

bare Wirkung geblieben ist. So haben z. B. einzelne Bischöfe zu Weihnachten 1959 in Gefängnissen Messen gefeiert, die ein Jahr zuvor an eine solche Dokumentation der Menschenfreundlichkeit noch nicht gedacht hätten.

So erfreulich und beglückend diese Neu- und Umorientierung auch sein mag, so fand sie bisher noch kaum einen registrierbaren Niederschlag in konkreten Änderungen von Institutionen mancherlei Art. Tiefgreifende Umstimmungen und Änderungen werden nötig sein, damit der Entfeudalisierungsprozeß zu einem breiten Durchbruch gelangen kann. Auf drei politisch-psychologisch außergewöhnlich wirksame Maßnahmen, die auf dieser Linie liegen, soll hingewiesen werden. Dabei wären wir keineswegs erstaunt, würden diese Vorschläge auf nicht wenige Leser dieser Arbeit fürs erste schockierend, ja »ehrfurchtslos« und anmaßend wirken. Viele Vorurteile und Fixierungen wären abzubauen, bis wenigstens die nüchterne Einsicht übrigbleibt, daß diese Vorschläge wohl vielleicht aus äußeren, kaum aber aus inneren Gründen abgelehnt werden können.

Wir sagten, daß fixierte Schranken, insofern sie durch ein in die Geschichte zurückreichendes Fehlverhalten begründet wurden, nur durch klare und umfassende Bekenntnisse der Schuld an diesem Fehlverhalten hinwegzuräumen sind. Solche Schuldbekenntnisse gegenüber Gruppen, gegenüber denen eine Schuld vorliegt, erfordern nun aber moralische Qualitäten, wie sie in der Welt, in der wir leben, nur selten vorhanden sind. Wenn solche Bekenntnisse also abgelegt werden sollen, dann muß man sie vor allem mit Recht von jenen Instanzen erwarten, die für das rechte moralische Verhalten in Lehre und Vorbild primär zuständig sind. Das sind aber die religiösen Instanzen.

Nun wird es gerade Sache des moralisch Stärkeren und in seiner moralischen Substanz Sicheren sein, jeweils den ersten entscheidenden Schritt zu tun. Alles verweist auf die katholische Kirche und auf jene in ihr existierende souveräne Spitze, den Papst, der die höchste Legitimation besitzt, im Namen aller Glieder der

Kirche gültig auszusagen. Das Schuldbekenntnis des Papstes könnte sich etwa erstrecken auf die ersten Heidenverfolgungen, auf Ereignisse während der Kreuzzüge, auf die Verfolgungen Andersgläubiger usw. Es könnte gar nicht gründlich genug sein, wobei nicht nur die Übertretungen des »Gesetzes Christi« in der Geschichte der Kirche, sondern auch die Unterlassungen anzuführen wären. Einen in dieser Richtung überaus wichtigen Anfang machte Pius XII. gelegentlich einer Ansprache mit der heute wohl bereits wieder vergessenen Bemerkung, die Kirche könne sich von einer Schuld nicht freisprechen, weite Teile der Arbeiterschaft für sich verloren zu haben.

Wir sind auf den Einwand gefaßt, die Schuld sei nie einseitig und nur auf einer Seite zu suchen. Dies ist zweifellos richtig, und man kann und soll versuchen, über die zur Debatte stehenden Zusammenhänge wissenschaftlich-sachlich Klarheit zu gewinnen. Mit dem Schuldbekenntnis hat es eine spezielle Bewandtnis, denn man kann immer nur die eigene Schuld bekennen und nicht die der anderen, deren Schuldbekenntnis ihre eigene unvertauschbare Angelegenheit ist.

Ein Schuldbekenntnis der höchsten kirchlichen Spitze würde sicher eine Reihe von Gegenschuldbekenntnissen anderer Gruppen auslösen. Denn was kann ein nur halbwegs anständiger Mensch anderes tun als seinerseits reale Schuld zuzugeben, wenn ein anderer, vor allem wenn dieser der Stärkere ist, ihm gegenüber Schuld bekannt hat? Die Basis gegenseitig zugegebener Schuld ist immer ein fruchtbarer Boden für Gespräche, für gegenseitiges Verständnis und beiderseitige Bereitschaft zur Einigung. Ein solches für die katholische Kirche abgelegtes Schuldbekenntnis wäre wohl in der Intensität seiner politisch-psychologischen Wirksamkeit nur noch einer anderen, sicher nur äußerst schwer zu erreichenden Dokumentation zu vergleichen: der ehrlichen und gründlichen Wiederaufrollung des Christusprozesses durch den Judenstaat und die Deklaration des Urteils als eines Justizmords, falls das Gericht zu diesem Urteil gelangte.

Für den Fall, daß die Adressaten der Schuldbekenntnisse nicht dazu bereit wären, ihrerseits Schuldbekenntnisse abzulegen, sondern sich unterfingen, die Schuld einseitig bei der römischen Kirche zu belassen, dann würden sie vor der Welt und der Geschichte einfach ihr Gesicht verlieren.

Der zweite Vorschlag, den wir als mögliche Maßnahme von weittragender Bedeutung ansehen, ist der rückhaltlose gegenseitige Besuch von Exponenten wenigstens der getrennten Christen. Auch hier besteht sicher bei vielen die Sorge, der Papst würde damit die Gleichwertigkeit der religiösen Bekenntnisse zugeben, eine Auffassung, zu der jedoch nur äußerliches und oberflächliches Denken gelangen kann. Sollte der Besuchte nicht bereit sein, seinerseits in Rom einen Gegenbesuch zu machen, so würde ihm dies vor den Augen der Welt ein sehr fragwürdiges Zeugnis ausstellen.

Christus verlangt, der Hirte habe den verlorenen Schafen nachzugehen. Das sollte für die Päpste Anlaß genug sein, wenigstens nichtkatholische Würdenträger aufzusuchen, um mit ihnen im Sinn und Auftrag des gemeinsamen Herrn das Gespräch aufzunehmen.

Sache des Christentums ist es, ohne Vorbehalte zu zeigen, daß nichts auf der Welt berechtigen kann, das gegenseitige menschliche Gespräch und die gegenseitige Tischgemeinschaft zu verweigern. Kein Arbeiter ist zu schmutzig, kein Kommunist zu gewöhnlich, um Tisch- und Gesprächspartner eines Christen sein zu können.

Man bezeichne solche Ideen nicht als utopisch, revolutionär oder gefährlich. Es wird hier lediglich versucht zu ermitteln, wie sich die Kastenfremdheit der christlichen Lehre konkret zu realisieren hätte. Dabei erwies sich die Frage, was Petrus I. in jedem einzelnen Fall getan hätte, und die jeweils darauf zu gebende Antwort als ein Kriterium von unverzichtbarem Wert.

Beim gegenwärtigen Papst besteht eine kostbare Chance, daß er den Entfeudalisierungsprozeß in der Kirche, wenn ihm noch

genügend Jahre des Wirkens beschieden sein werden und es ihm gelingt, die harten, keineswegs zu unterschätzenden Widerstände dagegen zu brechen, soweit vorantreibt, daß Dinge möglich werden, für die das Pontifikat seines gewiß bedeutenden Vorgängers kaum mehr als gedankliche Ansatzpunkte geboten hatte.

Schließlich läge es – und damit kommen wir zum dritten Vorschlag – absolut im Sinne Christi, nicht nur für die verfolgten Christen, etwa des Ostens, zu beten, sondern auch für die wesentlich ärmeren atheistischen Verfolger, bei denen es – um ein Wort von Dostojewski zu gebrauchen – oft aussieht, als habe Gott sie bereits vergessen.

Alle diese Anregungen sollen zeigen, was schrankenlose Menschlichkeit gegenüber verkastenden Gruppentendenzen bedeutet. Nur dann, wenn man sich entschließt, in dieser Hinsicht für unüberbrückbar gehaltene Schranken zu durchbrechen, könnte das Christentum seine zentrale Sozialfunktion, nämlich das Zerbrechen aller Schranken der ganzen Welt gegenüber sichtbar werden lassen und erfüllen. Wer sonst sollte Brücken schlagen, wenn nicht das Christentum? Noch so gut gemeinte theoretische Erklärungen und Mahnungen helfen weder ihm noch der friedlosen Welt, solange es nicht uralte und alte Tabus aller Art auskehrt und im Sinne seines Stifters seine zentrale Substanz für die Heilung der Welt anbietet. Vor allem müßte es ihm dabei, bereichert durch das Bewußtsein historischer Abwege, um die Ausscheidung verschiedener der ursprünglichen Idee wesensfremder Lebensformen gehen, und zwar durch einen Regreß auf seine Ursprünge.

Die Folge wäre ohne Zweifel eine Entbindung unerhörter im Christentum enthaltener schöpferischer Kräfte, die, von jeder Einschnürung und Abschnürung erlöst, von brüderlichem Verständnis gefördert und von den Besten der Welt sehnsüchtig aufgenommen, sich endlich zu entfalten vermöchten. Hier offenbart sich die Kastenproblematik in ihrer größten Dimension.

Gelänge es, das Christentum in diesem Betracht aus seiner Erstarrung zu wecken, dann könnte es wie nichts sonst auf der Welt seine Funktion der Entschrankung des Menschlichen in dem Rahmen spielen, der ihm vom nicht mißzuverstehenden Auftrag seines Gründers her gesteckt ist.

Dritter Teil

DIE KASTENLOSE GESELLSCHAFT

Der Entwurf einer kastenlosen Gesellschaft wird, gemessen am Umfang der bisherigen Analysen, relativ kurz sein. Manch ein Leser glaubt vielleicht den Vorwurf erheben zu müssen, der positive Entwurf weise gegenüber der breiten Darlegung der negativen Analysen zu wenig Details und Einzelzüge auf.
Mag an einem solchen Vorwurf etwas Berechtigtes sein – er ginge jedoch gerade am Wesentlichen vorbei. Denn die kastenlose Gesellschaft, der positive Entwurf dazu also, beginnt nicht erst an *dieser* Stelle unserer Untersuchung Gestalt anzunehmen. Schon von den ersten Seiten dieses Buches an steht, kontrastierend zu den dargelegten negativen Fakten, im Hintergrund das positive Gesellschaftsbild. Bereits die ersten auf den vorstehenden Seiten erwähnten inneren Konflikte zwischen dem Kastengeist und dem als christlich betrachteten Gesellschaftsbild machen dies deutlich, so daß wir nur mehr konsequent zusammenfassen müssen.
Außerdem ist es wesentlich einfacher, Bestehendes zu analysieren, als einen positiven Entwurf zu gestalten und ein völlig neues Gesellschaftsbild aufzustellen.

Darüber hinaus haben wir die positive, kastenlose Affektivität und Intellektualität nicht nur im Kontrast, sondern auch schon direkt behandelt. Und zwar gibt vor allem der Abschnitt »Jenseits der Kaste« im Rahmen der »Kastendynamik« den Blick auf die kastenlose Gesellschaft frei. In den Kapiteln über Christus wird dessen kastenfeindliches Verhalten, das entscheidend zum Konflikt mit den herrschenden Gruppen in Israel beitrug, dargelegt; in dem Kapitel über Petrus schließlich zeigten wir, wie ein innerer Konflikt im Sinne der kastenlosen Gesellschaft gelöst wurde. All das rechtfertigt es, das vorliegende Werk »*Die kastenlose Gesellschaft*« zu nennen. Denn wenn auch die Einzelanalysen von großem Gewicht sein mögen, so ist im Grunde doch immer zugleich mit ihnen für ein Positives und Normales, nämlich die kastenlose Gesellschaft, Partei ergriffen worden. Dieses positive Gemeinte soll nun noch als umfassendes Ganzes dargestellt werden.

DIE NORMALE GESELLSCHAFT

DAS NORMALE

Für die Medizin ist es selbstverständlich, von einer »normalen Anatomie« zu sprechen. Was das psychologische Bild des Menschen betrifft, so kann man analogerweise keineswegs mit der gleichen Selbstverständlichkeit ein festes Normbild voraussetzen. Bevor wir darauf eingehen, müssen wir feststellen, daß der Normbegriff der somatischen Medizin kein Durchschnittsbegriff ist, sondern ein Idealbegriff, der nie voll realisiert auftritt. Ein gesundes Gebiß ist keineswegs ein durchschnittliches, sondern ein ideales Gebiß. Dabei läßt dieses Ideal durchaus Varianten zu. Ein gesunder Körper kann eine gelbe Haut haben (Chinesen, Japaner), oder die gelbe Farbe kann Anzeichen einer Erkrankung sein (Gelbsucht beim Weißen). Der gesunde Körper kann wie beim Neger eine intensive Pigmentierung aufweisen, und er kann, wie beim Weißen, ohne diese auskommen.
Trotzdem gibt es Normen, und an ihnen wird Gesundheit und Krankheit gemessen. Gerade die Funktionsstörungen geben Aufschluß über die jeweils normalen, gesunden Funktionen.
Im psychischen Bereich liegt die Sache wesentlich komplizierter. Zwar gibt es auch hier Normen – sonst hätte jede Psychothera-

pie ihren Sinn verloren. Jeder benützt mehr oder weniger bewußt solche Normen, an denen er – natürlich mehr oder weniger naiv – das Psychische mißt. Die Psyche hat, wie wir wiederholt zu zeigen versuchten, immanente Normen – wie sie ja auch der Körper hat –, auf die die Selbstheiltendenzen abzielen. Die Heilungsprozesse im Körper tendieren offensichtlich auf die Integrierung etwaiger Störungen. Die Regenerationsprozesse des Körpers stellen solche auf die normale Anatomie und Physiologie hinstrebenden Gestaltungstendenzen dar. Ähnliches läßt sich bei der Psyche nachweisen. Auch ihr ist ein eigenes Normbild immanent, von dem die Normbilder der verschiedensten Ideologien oft beträchtlich abweichen[191].

Das Normbild der Psyche unterscheidet sich nun aber von dem somatischen, nach dem sich Regenerationsprozesse richten, insofern beträchtlich, als die Psyche des Menschen zu recht umfangreichen Wandlungen befähigt ist.

Nachdem vom Menschen der konkreten Wirklichkeit schöpferisch und destruktiv Neues in die Welt gesetzt wird, hat der Mensch sich mit diesen jeweils neuen Gegebenheiten auseinanderzusetzen. Deshalb sind ständige Adaptionen, neue Reaktionen erforderlich. Das menschliche Normbild der Psyche muß demnach so strukturiert sein, daß es die neuen Gegebenheiten einzubeziehen vermag, ohne zerstört zu werden. Ein solches Prinzip muß sich also auf verschiedenen Ebenen bewähren. Es muß so viel Distanz von der konkreten Wirklichkeit haben, daß es für jede neue Realität offen ist, und muß doch wieder so mit ihr verbunden sein, daß es in jeweils neuer Form auf sie bezogen werden kann.

Verwandtes gibt es auch auf der somatischen Ebene; der Körper ist z. B. imstande, Speisen zu verdauen, die ihm zuvor noch nie zugeführt worden waren.

Wenn nun der Psyche des einzelnen ihr Normensystem immanent ist, dann ist das Normensystem keineswegs ein empiriefernes Schema. Es ist vielmehr aus der Konfliktkonstellation

zwischen funktionsstörenden Fixierungen und den auf die Norm hin orientierten Antrieben herausschälbar. Zwischen einem psychologischen Normensystem und der Idee der Durchschnittspsyche als Norm klafft ein tiefer Spalt.

Was nun die Gesellschaft betrifft, so ist der Versuch, ein Normbild zu entwerfen, ähnlich schwer wie bei der normalen Psyche, mit der die Gesellschaft ja weitgehend in Relation steht. Denn auch die Gesellschaft wird durch die schöpferischen Akte des Menschen immer neu umgeformt. Diese Umformungsprozesse verwandeln ihr Aussehen außerordentlich. So werden zum Beispiel die alten strategischen Konzepte durch die Erfindung der Flugzeuge und dann der Raketen weitgehend relativiert.

Umstellungen aller Art werden im Gefolge von Wissenschaft und Technik in immer größerer Zahl nötig. Schon eine Gesellschaft mit Elektroautos sähe anders aus als eine mit Benzinautos. Weltweite Konsequenzen würden sich daraus ergeben, denn das Erdöl verlöre viel von seiner Bedeutung. Solche Beispiele ließen sich in großer Zahl finden.

Die Gesellschaft muß sich mit der jeweiligen geographischen und damit natürlich auch klimatischen, vor allem aber der wissenschaftlich technischen Situation auseinandersetzen. Ein Normbild der Gesellschaft muß all diese Möglichkeiten umgreifen und darüber hinaus jene, die noch eintreten können. Es muß der »Natur« der Gesellschaft angemessen sein. Aber auch das Normbild der Gesellschaft kann nicht das Durchschnittsbild sein.

Wie kann nun wissenschaftlich das Normbild der Gesellschaft entwickelt werden? Doch wiederum nur aus den Konfliktkonstellationen, aus den Funktionsstörungen.

Aber »die Gesellschaft« darf nicht als in sich abgeschlossene Person angesehen werden. Sie setzt sich aus Einzelpersonen mit Entscheidungs- und Wirkungsspielraum zusammen. Wo kann man das psychische Bild der normalen Gesellschaft entdecken? Diese Frage kann beantwortet werden: in den Trägern der Gesellschaft. Stimmt es, daß der Mensch, wie Aristoteles sagt, ein

»zoon politikon« ist, dann wird sich das auch in den Strebungen der Psyche ausdrücken müssen.

Der Mensch hat eine mehr oder weniger bewußte Vorstellung von der richtigen, von der normalen Gesellschaft. Er leidet unter den Konfliktkonstellationen und sehnt sich nach Gemeinschaft. Dieses unbewußte Bild von der Gesellschaft haben wir bereits im Abschnitt »Jenseits der Kaste« angedeutet. Drückt man es psychologisch aus, dann läßt sich das wohl am besten mit Jungscher Terminologie tun: es handelt sich hier um den Paradieses- oder Himmelsarchetyp, der mit der Uterinität korrespondiert. Allerdings geht der Paradiesesarchetyp über die gesellschaftlichen Relationen hinaus.

Hier kann man natürlich, wie bei allen Ideal- und Normalvorstellungen, einzuwenden versuchen und erklären, solche Vorstellungen gehörten in den Bereich der Utopie und seien daher uninteressant. Sie sind aber nur dann abzulehnen, wenn man die Auffassung vertritt, nur eine lückenlose, absolute Realisierung des Idealbildes sei von Wert, eine bloße Annäherung an dieses dagegen sinnlos.

Zugegeben – die ideal-normale Gesellschaft wird niemals vollständig verwirklicht werden, ebensowenig wie der restlos gesunde Leib oder die restlos gesunde Psyche. Und doch hat der Begriff der völligen Gesundheit ebensogut einen Sinn wie der der normalen Gesellschaft und umgekehrt. Wer es für sinnvoll hält, sich assymptotisch einem Ideal zu nähern – wobei man sich durchaus im klaren sein muß, daß eine völlige Realisierung des Ideals unmöglich ist –, wird auf die Aufstellung eines Gesellschaftsideals, das der tieferen Wirklichkeit der menschlichen Natur und der menschlichen Gesellschaft entspricht, nicht verzichten wollen.

An dieser Stelle muß auch der Einwand behandelt werden, bisher habe sich nichts Wesentliches in der Gesellschaft geändert und es werde sich daher auch nichts Wesentliches ändern, es gäbe heute zum Beispiel ebenso noch Sklaven wie früher. Dieser

Einwand ist nicht stichhaltig. Richtig ist zwar, daß es heute noch Sklaven gibt – offiziell und illegal –, doch ist es ebenso richtig, daß es sie früher in viel größerem Ausmaß gegeben hat und daß es sie heute, abgesehen von Saudiarabien, nirgends mehr offen und institutionell gibt. Die Leibeigenschaft wurde aufgehoben und beendet. Diese Tatsache bedeutet doch eine Änderung der Gesellschaft.

DAS ZIELBILD EINER KASTENLOSEN GESELLSCHAFT

Unser zentraler Begriff der Kastenlosigkeit scheint ein primär negativer zu sein, denn er richtet sich zunächst gegen die Kasten, gegen das Kastenhafte. Wir haben die Kaste als ein »Untersich« gekennzeichnet; somit drückt die Kastenlosigkeit vor allem anderen eine Ablehnung dieser Schranken zwischen den Menschen aus. Demnach enthielte der Begriff keinen positiven Inhalt.

Es gibt jedoch analoge Begriffsbildungen, die ebenfalls ohne positiven Inhalt zu sein scheinen, da sie eine Negation zum Inhalt haben und dennoch eine Vielfalt von positiven Elementen umgreifen. Hierzu gehören Begriffe wie Unendlichkeit, absolut (losgelöst), unbegrenzt u. ä. Daß es gerade diese, in den Jenseitsreligionen eine entscheidende Rolle spielende Begriffe sind, die mit dem der Kastenlosigkeit die Eigenschaft der Grenzenlosigkeit gemeinsam haben, ist nicht zufällig. Der Affekt der Grenzenlosigkeit ist so allumfassend, daß er alle endlichen Realitäten einzuschließen vermag.

Der unendliche, welttranszendente Gott ist imstande, der Unendlichkeitsintention des Menschen Halt und Festigkeit zu geben. Der Affekt allumfassender Grenzenlosigkeit ist gottbezogen und umfaßt gerade deshalb das Ganze der Wirklichkeit. Vom Gott, also von einer übermenschlichen Instanz her gesehen, ist das Ganze der Menschheit und der Menschlichkeit erfaßbar.

Daher ist die christliche Position, die Welt und Menschheit von einer außermenschlichen Instanz aus zu betrachten, wohl am entsprechendsten. Im Christentum wird das Wesen des Menschen primär durch seine Stellung gegenüber Gott bestimmt. Im Gespräch mit einer außermenschlichen, absoluten Instanz, in Verantwortung und Offenheit Gott gegenüber[192], bestimmt sich der Mensch primär, und von ihr lassen sich alle sonstigen spezifischen menschlichen Qualitäten herleiten.

Neben dieser Wesensbestimmung des Menschen, die allen Menschen gemeinsam ist, bedeuten alle Differenzierungen und Verschiedenheiten demnach Akzidentien, Nebensächlichkeiten. Das Faktum, gemeinsam in Verantwortung vor Gott zu stehen, ist etwas dermaßen Verbindendes, daß demgegenüber alle Unterschiede zu einem Nichts zusammenschrumpfen. Auch dort, wo dieses »Gott-Gegenüberstehen« psychisch nicht realisiert wird, nicht bewußt ist, bestimmt es dennoch den Menschen zutiefst in seiner Existenz.

Von daher gesehen könnte das Christentum, wenn es seine zentrale Substanz wirklich weckt und aktiviert, jenen Geist der Brüderlichkeit schaffen, den eine Menschheitsintegration voraussetzt.

Aus dem »Gott-Gegenüberstehen« als einer zentralen Wesensbestimmung des Menschen ergibt sich die *fundamentale Wesensgleichheit der Menschen.* Sie unterscheiden sich letztlich nur in sekundären Bezügen voneinander. Diese prinzipielle Wesensgleichheit der Menschen bedeutet – bei aller Verschiedenheit – die Forderung nach umfassender globaler Brüderlichkeit, und diese wiederum hat eine ganze Reihe weiterer Folgen.

Der Mensch ist von Gott in Ursprung und Ziel umschlossen. Insofern ist der Aspekt des Todes als umfassendes Geschehen ein über allen Differenzierungen der Menschen stehendes Phänomen. Im Blick auf all diese Gegebenheiten ergibt sich notwendig ein eigenes, nämlich das kastenfremde Autoritätsbild. Unabhängig davon existieren die verschiedensten Überlegen-

heiten. Diese stellen an die jeweils (relativ) Überlegenen zweierlei Forderungen: Ihre Überlegenheiten dürfen nicht auf Selbstzweck hintendieren, sondern sollen sich für die Gesellschaft positiv auswirken. Ihr Einsatz soll sich einerseits direkt produktiv darstellen; andererseits sollen sie dafür sorgen, diese Überlegenheiten an andere weiterzugeben. Wie die Kinder von den Erwachsenen lernen, ohne daß diesen etwas verloren geht, ebenso sollen alle Überlegenheiten möglichst an andere weitervermittelt werden. Das heißt, anders gesagt: Die Unterlegenen müßten hinaufgezogen werden, um möglichst auf das gleiche Niveau zu gelangen wie die jeweils Überlegenen. Positive Väterlichkeit und Mütterlichkeit drückt sich so aus.

Die kastenlose Gesellschaft wird also durch ein bestimmtes Autoritätsbild beherrscht, nämlich durch das der *funktionellen Autorität*. Denn die kastenfremde Autorität ist nur im jeweiligen Funktionsverband Autorität. Auch das autoritative Urschema, die Eltern-Kind-Relation, kann insofern funktionell-autoritativ sein, als das Kind nur dann unter Befehl gestellt wird, wenn die elterliche Funktion gefordert ist. Im übrigen ist aber deutlich zum Ausdruck zu bringen, daß Eltern und Kind auf gemeinsamer menschlicher Basis stehen. Man kann, sobald es möglich ist, das Kind vernünftig und sachlich ins Gespräch zu ziehen, durchaus zum Ausdruck bringen, daß man die Unterlegenheit des Kindes für eine vorläufige hält. Man erwartet gewissermaßen demonstrativ, vom Kind eingeholt, ja sogar überholt zu werden.

Produktiver Einsatz der eigenen Qualitäten und ihre Vermittlung und Vermehrung nach unten sind also die Aufgaben der kastenfremden Autorität. Wenn auch in der konkreten Situation nicht jeder in gleicher Weise beides tun kann, so kann doch in jedem Fall Wunsch und Wille zum Aufstieg des Unterlegenen zum Ausdruck kommen. Dieses Autoritätsbild ist insofern echt human, als es nicht auf die Qualitäten der übrigen verzichtet, die eigenen Qualitäten vielmehr nach unten zu vermehren und

zu vervielfältigen trachtet. Gerade spezifisch geistige Güter – mit Ausnahme verschiedener Produktionen der bildenden Kunst – lassen eine Vervielfältigung und eine Weitergabe ohne Substanzverlust für den Gebenden zu.

Die kastenfremde, im Bewußtsein der Brüderlichkeit stehende Autorität hat rein funktionellen, keinen universell-absoluten Charakter. Personen können in der einen Hinsicht übergeordnet, in einer anderen untergeordnet sein. Außerhalb des Funktionsbezugs hat völlige Gleichberechtigung zu herrschen. Diese Feststellung ergibt sich aus der wesenhaften Gleichheit der Menschen und den nur relativen, jeweils speziell bezogenen Ungleichheiten.

Die funktionelle, kastenfremde Autorität gehört also in besonderer Weise zum Grundbestand der kastenlosen Gesellschaft.

Die Gleichheit im Wesen bedingt natürlich auch allgemeine *Tischgemeinschaft*. Denn wenn die Tischgemeinschaft auf Grund tiefenpsychologischer Gegebenheiten ein tief verbindendes Moment enthält, ist die Ausschließung einzelner oder ganzer Gruppen von dieser Gemeinschaft etwas Un-menschliches. Die Tischgemeinschaft führt unsere Überlegungen weiter zu anderen Gemeinschaftsaspekten: Die Gemeinschaft in der Not, die gegenseitige Hilfe, ist ein natürlich schon oft genug für jedes positive Zusammenleben als wesentlich erkanntes Faktum.

Die *Leistungs- und Arbeitsgemeinschaft* jedoch geht als noch positiverer Beitrag zur Integration der Menschheit über die Notgemeinschaft hinaus. Sie wirkt nicht nur in der Not, sondern jederzeit. Die Zusammenarbeit erhöht die Produktivkraft, denn strukturiert organisches Wirken ist mehr als planloses Einzelwirken.

Die gemeinsame Tat als Zusammenwirken funktionsverschiedener Personen zu einem übergeordneten Ganzen schafft, wenn sie als echtes gemeinsames Wollen verstanden wird, auch jene Akzeptationen und Gegenakzeptationen, die jeden, in welcher Funktion er sich auch immer befinden möge, in seinem Wert

bestätigen. Der bewußt anerkannte Wert der jeweiligen Einzelfunktion für die gesamte Gesellschaft vermag wiederum das Gefühl für die Verpflichtung der Gemeinschaft gegenüber und das umfassende Gemeinschaftsbewußtsein zu stärken.
Gerade der hier geforderte Gemeinschaftsgeist legt nahe, daß der einzelne dann, wenn er Fehler begangen und gegen die Gemeinschaft verstoßen hat, diese Fehler zugibt, um durch ein entsprechendes Schuldbekenntnis die Differenz aus der Welt zu schaffen.
Eine solche durch die eben skizzierten Einsichten und Haltungen zu charakterisierende globale Gesellschaft wäre also anzustreben. Sie hat universellen Charakter, umfaßt alle und kennt keine Grenzen zwischen »geringeren« und »höheren« Menschen. Eine globale Gesellschaft, zwar reich differenziert und gegliedert, aber vom Affekt der Grenzenlosigkeit umspannt, kennt das Gefühl der Brüderlichkeit in einem sehr intensiven Sinn. Man sage nicht, ein solches Zielbild fordere nicht weittragende Konsequenzen. Sie sind da und zu erfüllen, und man sollte alles tun, um ihre Erfüllung den Menschen wünschenswerter und leichter zu machen.
Zum Beispiel ist es leichter, sich mit dem anderen zu verstehen, wenn die gemeinsame Bildungsbasis groß ist. Daher fordert eine kastenlose Gesellschaft die *Intellektualisierung der Menschheit* – das Wort ist nicht sehr glücklich, aber wir finden kein besseres –, die Aufstockung des Bildungsniveaus. Dies besagt die Forderung nach dem Hinaufziehen der Ungebildeten. Doch hiermit kommen wir schon zu den konkreten politischen Forderungen, die sich aus dem Idealbild ergeben.
Wesentlich, obwohl bereits ein Aspekt von Akzeptation und Gegenakzeptation, ist die bewußte Wertpolyzentrik der kastenlosen Gesellschaft. Die verschiedenen Wertdimensionen der Gesellschaft müssen als solche erkannt werden und ihr bewußt sein. Nicht die naive Vorstellung einer monopyramidalen Gesellschaftsordnung darf Zielbild sein, sondern die bewußte Poly-

zentrik. Die naiven monohierarchischen Modellvorstellungen haben einem System von Unter- und Überlegenheiten im Blick auf verschiedene Wertrelationen zu weichen. Wird eine Überlegenheit nicht ausgespielt, sondern, kastenfremd, nur funktionell gezeigt, so bildet sich statt einer polyhierarchischen Gesellschaft eine polyzentrische. Wenn wir den *Mittelpunkt* für ein besseres Symbol der kastenfremden Autorität halten als die *Spitze*, dann müssen wir konsequent von der *Polyzentrik* der kastenlosen Gesellschaft sprechen.

Die spezielle Frage der Heirat zwischen Angehörigen verschiedener Gruppen läßt sich natürlich nicht mit Gewalt lösen, ebensowenig wie die Frage des gemeinsamen Tisches. In diesem Zusammenhang sind zwei Aspekte von Wichtigkeit. Erstens würde eine allgemeine *Verbreiterung der Bildungsbasis*, auf die wir noch im einzelnen zu sprechen kommen, die Distanz verringern und eheliche Kontakte zwischen Angehörigen aller Gruppen leichter ermöglichen. Außerdem wird es der weitere Abbau des patriarchalen Systems auch der Frau erleichtern, »nach unten« zu heiraten, ohne daß sie sich »wegwirft«.

Die Realisierung der kastenlosen Gesellschaft ist natürlich sehr schwer. Man kann nicht verkennen, daß es in der Vergangenheit von unerhörtem Idealismus getragene Impulse gegeben hat, die sich aber meist wieder totliefen. Soll nun *uns* möglich sein, was all den anderen *nicht* gelang? Zwar wäre auch dann, wenn dem vorliegenden Impuls das Gleiche beschieden wäre wie all den andern, dieser Impuls nicht sinnlos. Wenn er auch nur wenigen Menschen das Leben in der Gemeinschaft erleichterte, wäre er nicht völlig umsonst gewesen.

In der Gegenwart sind wir aber in einer ungleich günstigeren Position, als es die Menschen der Vergangenheit mit ihren in dieser Richtung abzielenden Versuchen waren. Denn unsere Bemühungen haben zwei mächtige, allerdings oftmals verleumdete Verbündete gefunden. Sie wurden verleumdet, weil sie die alten, »geheiligten«, gesellschaftlichen Bezüge zersetzten und

doch meist unbewußt unseren Zielen dienten: *Wissenschaft und Technik*. Die Rolle dieser Verbündeten ist so wichtig, daß wir uns ihre Bedeutung gesondert bewußt machen müssen. Sie ist so umfassend, daß es uns berechtigt erscheint, von einer Eigendynamik zur kastenlosen Gesellschaft hin zu sprechen.

Wissenschaft und Technik ermöglichen die Hebung des materiellen Standards. Es ist keineswegs unsinnig, als Zielbild eine Gesellschaft zu haben, in der es konkrete Armut nicht mehr gibt. Man kann die unteren Schichten auf einen materiellen Stand bringen, der zwar nicht alle ihre Bedürfnisse befriedigt – das ist so unmöglich, daß man dieses Ziel auch nicht in ein Idealbild aufnehmen sollte –, jedoch alle wesentlichen geistigen Güter zugänglich macht. Dazu gehören, um ins konkrete Detail zu gehen, etwa Dichtung, Wissenschaft, Kunst in den verschiedensten Formen, mindestens auf reproduktivem Weg (Photos, Schallplatten usw.). Dabei müssen auch die Wohnverhältnisse so geartet sein, daß die geistige Entwicklung gute Voraussetzungen besitzt. Die systematischen Bildungsmöglichkeiten, Schule usw. müssen schließlich eine entsprechende, allgemeine Bildungsbasis abgeben, die dem einzelnen eine grundsätzliche Weltorientierung vermittelt, ihm seinen Standort und den jener Gruppen, denen er angehört, im Ganzen der Wirklichkeit zeigt, damit er für die Verschiedenheiten und Differenzierungen der Menschheit wenigstens ein ansatzweises Verständnis erhält.

Kehren wir aber zurück zu Wissenschaft und Technik, diesen so wertvollen und wichtigen Verbündeten bei der Realisierung einer kastenlosen Gesellschaft.

DIE EIGENDYNAMIK ZUR KASTENLOSEN GESELLSCHAFT

Wenn wir von einer Eigendynamik sprechen, die zur kastenlosen Gesellschaft hindrängt, dann meinen wir damit keine Entwicklungsdynamik, die sich etwa aus einem biologischen Zwang ergäbe. Die wissenschaftlich-technische Entwicklung kommt nicht durch Zwangsimpulse zustande. Aber der produktiv-schöpferische Einsatz hat einen bestimmten, wohlumschreibbaren Trend, der entsprechende Konsequenzen für die Gemeinschaftsgestaltung besitzt. Dabei müssen wir beachten, daß es kaum eine Möglichkeit gibt, den Trend der technischen Entwicklung aufzuhalten, außerdem wollte dies ohnehin nur eine verschwindende Minderheit. Wir dürfen den Trend der technischen Entwicklung doch auf längere Sicht als in gleicher Richtung verlaufend betrachten. Die mit ihm verbundenen Folgen, die natürlich schon weitgehend bekannt sind, wollen wir uns vor Augen führen.
Die erste und damit in gewisser Weise wesentlichste Folge ist die Globalisierung der Gesellschaft. Diese würde durch verschiedene Ursachen eingeleitet. Ein auf längere Sicht hin sehr wesentlicher Umstand ist die Gesamtbedrohung der Menschheit durch

die atomaren, aber auch chemischen und biologischen Waffen. Die Bedrohung der Menschheit durch den totalen Untergang, den wir – wir haben dies an anderer Stelle entsprechend begründet – zwar auf die Dauer für unausweichlich halten[193], stellt jedoch ein in einem entsprechenden Zeitraum tief bewußtseinsveränderndes, aber in diesem Zusammenhang sich positiv auswirkendes Moment dar. Die Grundbefindlichkeit der Menschheit wird immer mehr gerade durch diese neue Gegebenheit geprägt werden.

Auch nur die ständige *Möglichkeit* des totalen Untergangs muß die Menschheit verändern. Denn der Tod wird in einer ganz neuen Form verbindend und verbrüdernd wirken, wenn der Tod aller zugleich in den Bereich des Möglichen tritt und nicht jeder für sich den eigenen Tod stirbt. Das globale Bedrohungsbewußtsein intensiviert notwendigerweise das Einheits- und Gemeinschaftsgefühl aller. Wie nie zuvor wird deutlich, daß alle »in einem Boot sitzen« oder, wie Chruschtschow in einem schon zitierten Satz meinte, in der »Arche Noah«.

Aber auch auf andere Weise wird das Bewußtsein globaler Menschheitseinheit geweckt bzw. intensiviert: die *Verkehrstechnik* ist es, die in einer ungeahnten und nicht für möglich gehaltenen Weise die Menschen einander näher rückt. Ein solches Näherrücken hat auch das Aufeinandertreffen verschiedenster Arten von Geistigkeit zur Folge, und zwar in einer ungleich intensiveren und vielfältigeren Weise als jemals zuvor. Die technisch-wirtschaftliche Dynamik drängt auf größere und umfassendere Ordnungsgebilde hin. Und gerade damit ist auch der entscheidende Ansatz zu einer Globalisierung der Gesellschaft gegeben. Das Ineinandergreifen und die immer größere Verflechtung wirtschaftlicher Realitäten tut ein übriges, um ein globales Bewußtsein entstehen zu lassen.

Die gemeinsame Bedrohung also und das einander Näherrücken sind zwei Aspekte, die Wissenschaft und Technik mit sich brachten. Aber es sind keineswegs die einzigen Momente. Als weiterer

und entscheidender Sachverhalt sind die unerhörten Bildungsmöglichkeiten zu nennen, die durch die Vervielfältigung des Bildungsgutes in einer ungeahnten Weise angeboten werden. Neben dem Buch gibt es die Kunstreproduktion, die Photographie, den Film, die Schallplatte, das Magnetophon, das Radio, das Fernsehen. Reisen stellen ebenfalls Bildungsmöglichkeiten dar, wozu Auto, Eisenbahn, Schiff und Flugzeug sich anbieten. Die Vielfalt der Bildungsmöglichkeiten gestattet heute das Sichvergegenwärtigen jeder Kultur der Gegenwart und zum großen Teil auch der Vergangenheit. Bei wohlgesteuertem, planmäßigem Einsatz der Bildungsmittel wäre unerhört viel zu erreichen. Der Einwand, durch alle diese Bildungsmittel würde im allgemeinen nur eine sehr oberflächliche Bildung vermittelt, ist, was die bestehenden Verhältnisse betrifft, leider richtig. Aber ein Film über den König Salomon z. B. müßte nicht unhistorisch sein und damit nicht unbedingt verbilden. Natürlich ist es nicht leicht, hier einen grundsätzlichen Wandel zu schaffen, aber man müßte ihn unbedingt anstreben.

Der verfehlte Gebrauch der Bildungsmittel bedeutet jedenfalls nicht, daß man sie nicht auch richtig gebrauchen könnte.

Aber die Bildungssteigerung, die Intellektualisierung der Gesellschaft, wird durch die technische Produktion selbst gefordert. Der durch die marxistische Theorie gar nicht adäquat einzuordnende Ingenieur hat sich immer mehr als Schlüsselfigur der Produktion erwiesen. Die Zahl der Ingenieure hat gegenüber den Facharbeitern ständig zugenommen, ebenso die der Facharbeiter gegenüber den Hilfsarbeitern. Zu gleicher Zeit stieg auch die Zahl der Angestellten an, die mit Verwaltungsaufgaben betraut sind. Auch in anderer Hinsicht zeigt sich bei den Arbeitern und Angestellten in der modernen Industrie eine Tendenz, die beide Gruppen einander näher bringt. Die Arbeiterschaft wird in steigendem Maß intellektualisiert und von körperlicher Schwerarbeit und schließlich von körperlicher Arbeit überhaupt fast völlig entlastet, wie dies bei hochentwickelten Industrien schon

jetzt der Fall ist. Die zunehmende Maschinisierung erfordert ein viel größeres Verständnis für komplizierte technische Zusammenhänge. Man muß also vom Arbeiter verlangen, daß er mehr und differenziertere technische Zusammenhänge beherrscht. Zu gleicher Zeit wird er von schmutziger Arbeit weitgehend entlastet. Seine Tätigkeit nähert sich immer mehr der des Intellektuellen. In automatischen Betrieben hat der Arbeiter die Aufgabe der Aufsicht über die technischen Anlagen sowie deren Reparatur.

Im Arbeitsbereich der Angestellten gibt es demgegenüber eine zunehmende Maschinisierung. Die Buchhaltungsräume einer Großfirma z. B. kann man oft kaum von einer Maschinenhalle der feinmechanischen Industrie unterscheiden, wenn man nichts von diesen Tätigkeiten versteht. Diese Maschinisierung hat folgende Folgen: den Abbau der Bildungsschranke und den Abbau der Kraftschranke.

Durch den Fortschritt der Technik wird auch die unangenehmste und oft grausamste Schranke, die Ekelschranke, weitgehend aufgehoben. Man vergleiche etwa die Heizer bei Kohlenfeuerungen mit jenen Leuten – der Ausdruck »Heizer« scheint hier fast fehl am Platz –, die Ölfeuerungen auf ihr Funktionieren hin kontrollieren; oder gar mit Kontrolleuren von Atomreaktoren, die Wärme erzeugen. Früher: verrußte, schwarze Gestalten; heute: Menschen im normalen Straßenanzug, kaum von ihrem Direktor zu unterscheiden. Oder man vergleiche jene Straßenkehrer von früher, die die Fäkalien der Pferde wegkehrten und wegfuhren, mit den Fahrern moderner Straßenkehrmaschinen, die kaum schmutziger werden als die Fernlastfahrer. Was etwa geschieht, wenn einmal Elektroautos die Benzinautos ersetzen, kann man sich hier kaum vorstellen. *Diese Hygienisierung der Gesellschaft führt in einer völlig ungeahnten Weise zum Abbau der Ekelschranke.*

Die Notwendigkeit der *Technisierung* führt aber auch zu einer Intellektualisierung und Rationalisierung der Bauernschaft. Die

Bauern mechanisieren ihre Arbeit und müssen es tun, teils, weil sie keine Hilfskräfte mehr bekommen, teils um sich das Leben zu erleichtern. Diese Technisierung führt darüber hinaus aber zu einer Hygienisierung der Bauernschaft.

Mit der Intellektualisierung der Gesellschaft ist aber auch ein anderes sehr wesentliches Moment verbunden: das der wachsenden Verantwortung[194]. Ein Arbeiter, der heute eine Straßenbaumaschine bedient, verwendet ein Gerät, das einen außerordentlichen Wert besitzt, und ein moderner Straßenkehrer hat mit seiner Kehrmaschine ebenfalls einen großen Sachwert zu betreuen; von der Verantwortung, Verkehrsunfälle zu vermeiden, gar nicht zu reden.

Damit wächst aber auch die Selbständigkeit und Notwendigkeit zur Entscheidung. Zugleich wächst die Herrentümlichkeit, ja sie entsteht damit erst. Denn die Maschine ist ein moderner »Sklave«, den man nicht lieblos behandeln soll. Die Maschine, der neue Diener des Menschen, hat zwar keine Eigeninitiative, in sie ist jedoch der Geist und das Ingenium ganzer Generationen von Technikern und Naturwissenschaftlern, aber auch — und dies ist wieder ein Zeichen der neuen Zeit — der Geist von Hygienikern, Ärzten, Psychologen und andern Wissenschaftlern investiert; und von daher gesehen verdient sie Respekt und gute Behandlung.

Man unterschätze das Gefühl der Herrentümlichkeit nicht, das die Maschine ihren Bedienern verleiht. Das Auto mit seinen vielen Pferdestärken ersetzt vielfach das Pferd als Herrenzeichen. Der Mann und die Frau am Steuer sind »Herren« in einem neuen Sinn. Aber auch die Herrschaft oder die Aufsicht über eine Produktionsstrecke zu haben, ist eine große Aufgabe. Dabei werden meist nur noch wenige Anordnungen empfangen.

In ähnliche Richtung geht die Entwicklung im Haushalt. Die Hausfrau unserer Zeit erhält, an Stelle der fast im Aussterben begriffenen Berufsgruppe der Dienstmädchen, immer mehr Geräte, die ihr die Arbeit abnehmen und sie zeitlich entlasten.

Auch bei der Frau gibt es eine Intellektualisierung, die aus einer einseitigen patriarchalen Form der Ehe, bei aller Funktionsverschiedenheit der Geschlechter, eine Partnerschaft Gleichwertiger macht. Der Haushalt wird hygienisiert, der Schmutzakzent fällt weitgehend weg. Wir erkennen also, daß die technische Entwicklung auch eine echte Aufwertung der Frau mit sich bringt, die keineswegs mehr rückgängig gemacht werden kann und soll.

Bei manchen Spezialeinheiten der US-Armee gibt es heute bereits mehr Offiziere als Mannschaften[195], kann man es doch einfach nicht riskieren, Millionenwerte weder technisch noch moralisch genügend Ausgebildeten zu überantworten. Eine solche Ausbildung bedeutet aber nolens-volens eine Ausbildung als Offizier. Noch etwas anderes zeigt die US-Armee, nämlich den Aufstieg jener von den alten Haudegen einmal verachteten Militärbeamten, vor allem der Militäringenieure und Militärwissenschaftler. Die entscheidende Frage ist heute in den Armeen bereits: Wer hat die besseren Wissenschaftler und Ingenieure? Bei den Wissenschaftlern ist nun – und dies ist wieder etwas ganz Fundamentales – die Herkunftswertung praktisch völlig belanglos. Man kann es sich einfach auf die Dauer nicht leisten, auf die Talente aus verschiedenen Schichten der Bevölkerung zu verzichten, auch nicht auf die der Frauen.

Bei aller Hochrangigkeit der Wissenschaftler ist jedoch eine Verkastung bei ihnen ebenso weitgehend ausgeschlossen wie bei den Künstlern, da das spezifisch schöpferische Moment nicht vererbbar ist und überall auftreten kann. Es gibt geniale Bauernsöhne, Arbeitersöhne, aber natürlich auch geniale Bürger und Aristokraten. Die Gesellschaft braucht diese geistigen Typen – sie sind die eigentlichen Träger des Fortschritts –, die sich nicht aus sich selbst, sondern immer aus dem Gesamtvolk ergänzen, ähnlich wie der zölibatäre Klerus.

Wir erkennen, daß die Entwicklung innerhalb der Gesellschaft einen eindeutigen Trend aufweist.

Eine ähnliche Tendenz zeigt sich in den Beziehungen zwischen

den Völkern. Die früheren kolonialen und halbkolonialen Völker sind in einem außerordentlichen Aufbruch begriffen. Die Technisierung ist dabei, das indische Kastensystem ebenso wie das islamitische zu zerschlagen.

Ohne Übertreibung kann man sagen, daß bei den schöpferischen Menschen im Bereich von Wissenschaft und Kunst auch die Rasse im persönlichen Verkehr keine Rolle spielt. Ob die wissenschaftliche Leistung von einem Chinesen, Weißen oder Neger stammt, ist wirklich sekundär. Auch der Rassismus hat demnach keine Zukunft.

Die noch wenig technisierten Völker werden die Technisierung nachholen; auf diese Weise wird sich die Distanz zwischen den Völkern verringern. Noch bestehende Schranken müssen abgebaut werden. Der schöpferische Geist frägt nicht nach der Hautfarbe; er kann überall auftreten. Somit sind auf die Dauer auch nationale und rassische Trennungslinien zum Abbau verurteilt. Wir sehen also, daß die wissenschaftliche und technische Entwicklung einen außerordentlich wichtigen Beitrag zum Abbau der Kastenschranken leistet. So eröffnen sich in vieler Hinsicht für die Zukunft positive Aspekte. Reichgeartete Verbindungslinien entstehen, Unterschiede werden eingeebnet, um die Möglichkeit einer umfassenden geistigen Differenzierung zu öffnen, die neuen, immateriellen Reichtum zu schaffen geeignet ist.

Zwar hat die unaufhörliche technische Entwicklung die eben dargestellte unbewußte Tendenz, doch kann ein bewußt angestrebtes Zielbild noch weit mehr erreichen. Für das politische Denken ist es wichtig, sich klarzumachen, in welche Richtung die Entwicklung der Wissenschaft und Technik drängt und welche positiven Möglichkeiten mit ihr gegeben sind.

DAS ETHOS
DER KASTENLOSEN GESELLSCHAFT

Einer der großen Irrtümer im politischen und gesellschaftlichen Leben besteht in der Meinung, formale Änderungen in der Gesellschaftsstruktur bedeuteten schon das zentrale und wesentlichste jeweilige Anliegen. Aber diese bloß formalen Änderungen stellen ja noch lange nicht die Realisierung der von ihnen angezielten Ideale dar.

Häufig ist eine Änderung der Gesellschaftsstruktur von intensiv idealistischen Impulsen getragen, die jedoch nach einiger Zeit nachlassen. Dann beginnt das System ähnlich zu korrumpieren wie jenes, das es abgelöst hat. Man muß sich im klaren sein, daß gerade in der kastenlosen Gesellschaft die ethisch-moralischen Qualitäten von entscheidender Bedeutung sind und daß sich der Appell zur Realisierung einer solchen Gesellschaft zuallererst an die Gewissen der Mitglieder der Gesellschaft zu richten hat.

Überhaupt wird ja die Bedeutung und Funktion des ethisch-moralischen Moments für die Gemeinschaftgestaltung stark unterschätzt. Die kastenlose Gesellschaft kann, trotz aller Hilfen der Technik, nur durch einen intensiven ethisch-moralischen

Einsatz und stufenweise realisiert werden. Alle dafür Verantwortlichen und daran Beteiligten werden dabei in ihrer Zielsetzung gar nicht idealistisch genug denken und vorgehen können.

Wir konnten zeigen, daß die entscheidenden Ansätze für eine kastenlose Gesellschaft in der mosaisch-christlichen Religion zu finden sind. Die Zielvorstellung der kastenlosen Gesellschaft fordert ethisch-moralische Prinzipien, die ein Verhalten ausprägen sollen, das die Erreichung des Zieles ermöglicht.

Die *moralischen* Prinzipien sind durch politische Maßnahmen ebensowenig zu ersetzen wie durch politische Leitbilder Die Realisierung einer kastenfremden Autorität erfordert Fremd- und Selbsterziehung, denn es ist auf die Dauer schwerer, Mittelpunkt als Spitze zu sein, sich nicht durch kühle Distanz zu schützen, wo es gilt, sich durch echte Überlegenheit durchzusetzen.

Da das helfende Hinaufziehen zum eigenen Niveau dabei das beherrschende Prinzip und eine der wesentlichsten ethisch-moralischen Forderungen an die kastenfremde Autorität ist, können politische Maßnahmen hier nie allein wirken, ohne daß eine entsprechende helfende Gesinnung vorhanden wäre. Dies gilt in gleicher Weise für den Industriellen, der versuchen sollte, seine Mitarbeiter in jeder Hinsicht zu intensiver Anteilnahme am Betrieb zu erziehen, wie es für den Gebildeten gilt, der seine Bildung weitervermitteln und so in ihrer Wirkung vervielfältigen sollte.

Wenn wir den Ausdruck *Mitarbeiter* verwenden, dann in aller Bewußtheit. Als Fernziel sollte man aus ethisch-moralischen Gründen trachten, den Begriff *Arbeiter* überhaupt abzuschaffen. Der Begriff *Mitarbeiter* eignet sich aus mehreren Gründen dazu, das Hinaufsteigen in der Gesellschaft gegenüber dem »Untenhalten« zu betonen. Zum Ethos der kastenlosen Gesellschaft gehört es, aus Arbeitern und Angestellten (merkwürdiges Wort!) Mitarbeiter zu machen. Der Terminus »Mitarbeiter« ist für

Industrie, Gewerbe, auch für wissenschaftliche Forschungsteams, ja sogar für moderne Bauernwirtschaften durchaus brauchbar. Ja, es ist nicht einzusehen, warum nicht auch ein Minister von seinen Beamten als Mitarbeitern sprechen sollte. Weil wir die Frage eines geeigneten Terminus für außerordentlich wesentlich halten, wollen wir die verschiedenen Aspekte dieses Begriffes analysierend andeuten. Darüber hinaus gibt uns dies noch die Möglichkeit, etwas über die Verhaltensweisen der kastenfremden Autorität zu sagen.

1. Der Terminus trifft etwas bei allen Gemeinsames. Alle sind durch ihre Arbeit an der gemeinsamen Leistung beteiligt.
2. Der Terminus relativiert den Unterschied zwischen Arbeitern und Angestellten.
3. Der Begriff setzt voraus, daß auch der Chef ein »Arbeiter« ist, da ja die andern mit-arbeiten. Dies wirkt der marxistischen Rationalisierung entgegen, nach der die Oberen nichts arbeiten.
4. Er betont nicht das *Spitzenhafte* der Autorität, sondern ihre Bedeutung als *Mittelpunkt*. Die anderen sind bei-, nicht demonstrativ untergeordnet.
5. Er umgreift auch ein gemeinsames Ziel, auf das sich die Einzelleistungen strukturell hinordnen, und verlangt gegenseitige Hilfe.
6. Indem er die gemeinsame Verantwortung für das Ganze betont, vermag er die Spontaneität anzuregen und produktive Vorschläge zu wecken.
7. Er wirkt aus all den angegebenen Gründen sowohl den Sohnkomplexen als auch den verschiedenartigsten Ressentiments entgegen.

Mit Mitarbeitern setzt man sich bewußt an einen Tisch, gibt ihnen die Hand, man bespricht gemeinsame Probleme und holt sich bei den »Unteren« Rat. Während sich heute der Terminus »Mitarbeiter« zwar verbreitet, verbreitet sich weniger schnell die zu ihm gehörige Gesinnung.

Die vom Sohnkomplex freie Autorität ist bewußt zu beschreiben und der Versuch zu machen, sie als Leitbild hinzustellen und dieses Leitbild überall durchzusetzen. Dazu gehört, wie dies in allen Bereichen des sozialen Lebens wichtig ist, daß man auch als Übergeordneter bereit ist, begangene Fehler einzugestehen.

Präzise und ohne subjektive Vorbehalte durchdacht, verändert eine solche Grundhaltung die verschiedensten Autoritäten sehr stark, den Lehrer, den Offizier, den Industriellen, den Meister usw. Mit dem Terminus »Mitarbeiter« haben wir aber überdies ein weiteres ethisch-moralisches Prinzip angedeutet, nämlich die Ersetzung des Konkurrenzprinzips durch die Zusammenarbeit, die gemeinsame Tat[196]. Das Konkurrenzprinzip erzeugt nämlich Aggressionen und Sadismen der verschiedensten Art und ist mit einem hektischen Getriebensein verbunden: also lauter seelische Haltungen, die unangenehm und keineswegs gemeinschaftsfördernd sind.

Man kann nicht zugleich Zusammenarbeit fordern und die liberale Konkurrenzwirtschaft als das Ideal hinstellen. Der Neoliberalismus verurteilt den Klassenkampf, die Klassenkonkurrenz; in den Betrieben soll Solidarität herrschen. Zwischen den Betrieben jedoch will er die Konkurrenz, den Wettlauf, wenn auch meist nur in der Theorie.

Wir müssen uns nun – dabei bewegen wir uns durchaus noch auf dem Gebiet der Ethik und Moral – über verschiedene psychologische Aspekte des Konkurrenzprinzips klar werden. Es gibt dreierlei Konkurrenzhaltungen: Zunächst die Konkurrenz zwischen zwei oder mehreren Personen untereinander. Bei solchen Wettläufen gilt zwar die ethisch bestimmte Fairneß, doch auch diese – so sehr sie den Kampf in seiner Grausamkeit mildern kann – hebt die Tatsache des Kampfes nicht auf.

Auf sportlicher Ebene wird die Forderung nach solcher Fairneß in der Konkurrenz besonders nachdrücklich gestellt. Und doch zeigt sich gerade hier wieder eine Fülle von Illusionen, die man

einmal klar sehen muß. So soll sich eine ganze Nation mit »ihren« Sportlern identifizieren und »stolz« sein, wenn einer der ihren um 0,2 Sekunden schneller war als ein Sportler einer anderen Nation. Die siegreiche Nation kommt sich dann »überlegen« vor. Beim Fußballspiel, das ja angeblich in besonderem Maß »völkerverbindend« sein soll, kommen kaum glaubhafte Identifikationen vor. So schwoll während der NS-Zeit der Haß der Wiener gegen Berlin wegen einer Fußballniederlage so stark an, daß es zu riskanten antinazistischen Kundgebungen kam. Oder: Ein den Sieg bedingendes Foul eines österreichischen Fußballers gegenüber einem Holländer löste in der niederländischen Presse heftige antiösterreichische Zeitungskampagnen aus. Solche Vorgänge, die bis zum Aufschneiden von Autoreifen an Wagen von Angehörigen der Fußball»siegernation« führen, zeigen die infantilen Grundlagen solcher Spielarten des Konkurrenzdenkens. Die Konkurrenz macht gegenüber Konkurrenten aggressiv und führt zum Kampf aller gegen alle.

Die Einwände von konservativer Seite könnten nun lauten: Mit einem System der Zusammenarbeit stützt man die Faulheit der Menschen. Jeder versucht, Verantwortung und Anstregung auf den anderen abzuwälzen, während die Konkurrenz den einzelnen, will er nicht unter die Räder kommen, zwingt, sich anzustrengen. Der Mensch verhält sich in der Konkurrenzspannung so, wie er ist, während er zu einer konkurrenzfreien Haltung erst erzogen werden muß; dabei hat man keinen Beweis dafür, ob diese Erziehung erfolgreich sein wird.

Tatsächlich zeigt sich ja, daß man auch im sogenannten sozialistischen System offenbar nicht ohne Auszeichnungen, Titel und andere konkurrenz- und aggressionsanregende Momente auskommt. Der Einwand hat sicher etwas für sich. Aber gerade deshalb muß man danach trachten, ein System zu finden, das mit der Zusammenarbeit nicht zugleich Faulheit und Verantwortungslosigkeit fördert.

Wir fragen hier eindeutig nach jenem *Wirtschaftssystem*, das

geeignet wäre, die Moral der Zusammenarbeit zu heben. Die Frage des Wirtschaftssystems erörtern wir deshalb in einem Kapitel über das Ethos der kastenlosen Gesellschaft.

Nicht nur die Konkurrenz einzelner gegeneinander, sondern auch die von Gruppen gegeneinander, also die Gruppenkonkurrenz, macht aggressiv – wie ja das oben erwähnte Beispiel des Fußballkampfes gezeigt hat. Zwar hat die Konkurrenz zweier Gruppen den Vorteil, daß innerhalb einer Gruppe schwächere Mitglieder mitgezogen werden, daß ihnen geholfen wird. Doch wird der Kampf zwischen den Gruppen deshalb noch nicht durch die Zusammenarbeit ersetzt, die für uns ja ein unverzichtbares ethisches Postulat darstellt.

Schließlich gibt es für den einzelnen die vorbehaltlos zu bejahende Konkurrenz zu sich selber, d. h.: die Person vergleicht ihre eigenen Leistungen nicht mit den Leistungen anderer, sondern ihre gegenwärtigen mit ihren vergangenen Leistungen. Wandlung, Zuwachs und Fortschritt der eigenen Person sind die Basis für ein erhöhtes Selbstbewußtsein (Vgl. das Talentegleichnis Christi).

Sache der Nationalökonomen wäre es, ein Wirtschaftssystem zu entwickeln, das die Zusammen-arbeit und nicht die Auseinander-setzung fördert, zugleich aber auch der schöpferischen Initiative ausreichend Spielraum gibt. Sie sollten nie aus dem Auge verlieren, wie sich ein System auf den konkreten Menschen auswirkt.

Man könnte einwenden, wir überschritten hier unsere Kompetenz als Psychologen entschieden, da uns eine Einmischung in die Problematik der Wirtschaft nicht zustünde. Dies ist insofern unrichtig, als es ja der Mensch ist, der wirtschaftet und Nutznießer oder Opfer der Wirtschaft ist. Und es kann dem Psychologen nicht gleichgütig sein, welche seelischen Haltungen durch bestimmte Wirtschaftssysteme entwickelt und gefördert werden. Ein Wirtschaftssystem kann in höherem oder geringerem Grad der Natur des Menschen entsprechen. Ein Wirtschaftssystem,

das der natürlichen Zusammenarbeit große Schwierigkeiten macht und die Aggressionen fördert, ist gegen die Grundintentionen und die ethischen Prinzipien einer kastenlosen Gesellschaft gerichtet.

Das friedliche und zugleich dynamisch-schöpferische Bild einer kastenlosen Gesellschaft verträgt sich mit einer Reihe von verschieden gearteten Wirtschaftssystemen. Zwar scheint es für einen Privatunternehmer leichter zu sein, zu seinen Mitarbeitern in einem kastenlosen Verhältnis zu stehen, als für einen Direktor und Arbeiter im verstaatlichten Betrieb, in dem Sekundärkapitalisten die unternehmerische Funktion ausüben. Jedoch ist auch in einem solchen Betrieb Kastenfremdheit möglich, dann nämlich, wenn sich der Sekundärunternehmer die eigene schwierige psychologische Situation bewußt macht und auf Kastenfremdheit hinarbeitet.

Der kastenlosen Gesellschaft scheint ein geschlossenes Konzept von Plan- und Initiativwirtschaft, das zugleich Zusammenarbeit und schöpferischen Einsatz fördert, am meisten dienlich zu sein. Dabei kann ohne totalitäre Überspannung der Akzent mehr auf Freiheit und Initiative liegen. Auch wenn man den Akzent mehr auf das freie Spiel der wirtschaftlichen Kräfte verlagert, wird man ohne ein übergeordnetes Konzept, also ohne Gesamtplanung, nicht auskommen. Dabei wird ein Wirtschaftszweig eher Staatswirtschaft, ein anderer eher Privatwirtschaft nahelegen.

Daß Freiheit nur in der Privatwirtschaft möglich ist, ist nicht richtig. An den Staatsuniversitäten des Westens – autonomen Körperschaften – können wir demonstriert finden, daß Staatsangestellte, nämlich die Professoren, tatsächlich ein maximales Maß an Freiheit und Sicherheit genießen können. Zur Schaffung derartiger organischer Synthesen wäre ein ganz bestimmter Typus von universal gebildeten und mit umfassender Erfahrung ausgestatteten Fachkräften vonnöten. Nennen wir ihn vereinfachend den »integralen Typ«. Seiner Tätigkeit käme eine

ausgesprochene »Dachfunktion« zu. Er müßte mit einer besonderen Gabe der Kombination einander zugeordneter technischer, wissenschaftlicher und organisatorischer Möglichkeiten ausgestattet sein, die in einer solchen Kombination liegenden Chancen erkennen und in praktische Ergebnisse umsetzen können. All das zeigt, daß man aus Fragen der Staats- oder Privatwirtschaft keine Religion machen soll. Viel wichtiger ist die Frage, wie man es anzustellen hat, daß sich der einzelne als Mitarbeiter in einem schöpferischen Ganzen fühlt.

Die liberale wie auch die marxistische Wirtschaftsdogmatik erschweren gleichermaßen die sachliche Betrachtung der wirtschaftlichen Gegebenheiten. Beide resultieren aus einer Diesseitsreligion, die aus mehr oder weniger richtigen wirtschaftlichen Einsichten sakrosankte Formeln macht.

Von den Nationalökonomen wäre daher der Entwurf eines Systems produktiver Zusammenarbeit zu verlangen, das dazu führen müßte, daß der einzelne sich als freier Mitarbeiter in einem produktiven Ganzen fühlt. Ein System, das die Vorteile beider Wirtschaftssysteme in organischer Synthese miteinander vereinigt, erscheint jedoch nur für ein Denken realisierbar, dessen Angelpunkt nicht ausschließlich im Wirtschaftlichen zu suchen ist.

Jedenfalls ist weder ein hektisches, aggressives Konkurrenzieren noch ein totalitäres Zwingen geeignet, die Aggressionen innerhalb der Gesellschaft abzubauen.

Bereits anläßlich des Entwurfs eines Zielbildes der kastenlosen Gesellschaft haben wir gezeigt, wie eben in dieser Gesellschaft kastenfremde Haltungen maßgebend sein müssen. Aus ihrer Leitbildhaftigkeit ergeben sich natürlich die Forderungen nach einem entsprechenden ethisch-moralischen Verhalten.

Man muß sich klarmachen, daß die schöpferische Genialität und nicht ein Arbeitskollektiv – wobei diese Schöpferkraft aus jeder Gruppe hervorgehen kann – die Dynamik der Weltgeschichte ausmacht. Die marxistische Behauptung, die »Arbeitskollek-

tive« seien es, die den schöpferischen Prozeß tragen, ist so unsinnig, daß kaum ein Marxist wirklich daran glaubt. Richtig daran ist nur, daß es innerhalb der Arbeiterschaft einzelne geniale Menschen gibt, die daran gehindert wurden, ihre schöpferische Kraft zu entfalten, und daß es dort Kräfte gibt, die durch Erfindungen immer wieder einen produktiven Beitrag leisten.

Die Ganzheit der kastenlosen Gesellschaft ist eine offene Ganzheit – vergleichbar der unendlichkeitsoffenen Parabel – denn sie ermöglicht, ja fördert den schöpferischen Prozeß des Geistes, der eigentlich die Entwicklung trägt. Die »Elite« der kastenlosen Gesellschaft machen jene schöpferisch-produktiven Kräfte aus, die auf allen Gebieten Neues schaffen. Sie ergänzt sich fortlaufend aus der übrigen Gesellschaft, nicht durch Familientradition. Wie alle Autorität der kastenlosen Gesellschaft ist sie daran interessiert, zu sich »hinaufzuziehen«, das heißt in diesem Fall, neue schöpferische Kräfte zu entwickeln. Eine Organisation dieser Elite ist unnötig, da sie nur das pseudoelitäre Element förderte.

Der ganzheitliche und doch polyzentrische Charakter der kastenlosen Gesellschaft ist in seinem Ursprung ohne Zweifel christlich. Die kastenlose Gesellschaft bedeutet aber eine Konkretisierung christlichen Gedankengutes, wie sie auch in der Kirche selbst bislang noch nicht umfassend genug realisiert worden ist. Realisierung der christlichen Grundforderungen im sozialen Bereich bedeutet weit mehr als bloßes Almosengeben. Dem christlichen Grundkonzept entspricht nicht eine konservative Starrheit, die alles beim Alten läßt, sondern eine gesellschaftliche Dynamik weltweiten Ausmaßes, die die alten Bezüge zersetzt und durch fundamental neue ersetzt. Auch was die Praxis der »Caritas« anbelangt, steckt die konkrete Christenheit noch in Denkformen des Feudalismus. Die Bereitschaft zum Almosengeben, die ohne Zweifel notwendig ist, könnte bewußt ergänzt werden durch Forschungen auf verschiedenen Gebieten, durch die man zum Beispiel für Notstandsgebiete

Verfahren entwickelt, die diesen eine großangelegte und da und dort bereits geplante Selbsthilfe ermöglichen (Eiweißerzeugung aus Kohlehydraten, billiges Süßwasser aus Meerwasser usw.).
Die Technik stellt heute die Mittel für eine weltweite Kommunikation und das Hinaufheben technisch zurückgebliebener Menschengruppen zur Verfügung. Das Christentum sollte sich veranlaßt wissen, diese Mittel zu bejahen und sich für ihren sinnvollen Gebrauch auf breiter Linie einzusetzen. Die Konkretisierung des christlich-kastenfremden Prinzips ist in einem viel höheren Grad und mit wesentlich geringeren Anstrengungen als früher möglich, denn man vermag heute Distanzen aller Art zu verringern und damit kastenfremdes Verhalten zu erleichtern. Brauchte die Durchbrechung der Ekelschranke einmal große persönliche Dimensionen, wie etwa bei Franz von Assisi oder bei Elisabeth von Thüringen, so wird heute ein solcher Schritt infolge der Hygienisierung der Gesellschaft immer leichter. Es bedarf dazu keines Heroismus mehr, wenngleich zur Realisierung der kastenlosen Gesellschaft auch jetzt und in der Zukunft ungeheure ethische Anstrengungen nötig sein werden.
Das Ethos echter Menschlichkeit ist christlichen Ursprungs. Das heißt aber keineswegs, daß es nicht auch von Nichtchristen aus einem unmittelbaren Sinn für das Richtige und Menschliche heraus angenommen werden kann. Es ist das Fundament der kastenlosen Gesellschaft, das von jeder Generation neu erworben werden muß.

POLITISCHE PROGRAMMATIK

AUF KASTENLOSE GESELLSCHAFT HIN

Wenn auch der ethisch-moralische Gehalt einer Gesellschaft den Kern einer Bewegung mit dem Ziel einer kastenlosen Gesellschaft darstellt, so kann dieses Ziel doch sehr wohl durch *gesetzgeberische Maßnahmen* gefördert werden.

Wenn wir versuchen, die einzelnen Sektoren des politischen Lebens akzentuiert vom Standpunkt des Ideals einer angestrebten kastenlosen Gesellschaft aus zu beleuchten, dann erhalten wir von selbst Ansätze zu einer politischen Programmatik. Selbstverständlich wird es große Mühe kosten, die angezielten Grundsätze praktisch in politische Programmatik oder gar in politische Wirklichkeit umzusetzen, sind doch die Voraussetzungen dafür in den einzelnen Ländern sehr verschieden. Die Programmatik ist daher den verschiedenen Verhältnissen anzupassen, ohne daß dabei das gemeinsame Ziel aus dem Auge verloren werden muß. Sollen in einem bestimmten Fall politische Maßnahmen zur Realisierung der kastenlosen Gesellschaft getroffen werden, so wäre vorerst eine genaue Analyse dieser Gesellschaft nötig. Es ist etwas anderes, ob die kastenlose Gesellschaft in Dänemark

oder in Ägypten angestrebt wird. Auf jeden Fall aber sollte sie in weltweitem Rahmen angestrebt werden. Da sich zur Zeit eine globale Technisierung abspielt, werden auf die Dauer gesehen auch wichtigste Voraussetzungen geschaffen, die eine globale Realisierung der kastenlosen Gesellschaft ermöglichen.
Sache einzelner Fachmänner ist es, die Grundsätze, die wir für die Gesamtgesellschaft herausgearbeitet haben, in den verschiedenen Sektoren der Gemeinschaftsgestaltung im einzelnen durchzuplanen und damit in politische Detailprogrammatik umzusetzen.
Wenn wir erklärt haben, das Zielbild der kastenlosen Gesellschaft müsse einen universellen Charakter tragen, dann ergibt sich daraus, daß auch eine politische Bewegung, die sich die kastenlose Gesellschaft zum Ziel setzt, universellen Charakter haben muß. Dies schließt nicht aus, daß in den verschiedenen Teilen der Welt verschiedene und andersgeartete Maßnahmen getroffen werden können. Elastisches Vorgehen beim Ausfindigmachen von gezielten Maßnahmen und politischen Taktiken und Techniken, vor allem in speziell gelagerten Situationen, ist jeweils bei durchaus gleichem Ziel vonnöten.
Die Realisierung jener kastenlosen Gesellschaft ist für den gesamten Globus anzustreben und bedarf daher einer intensiven Planung. Eine globale Politik mit einem so weitgesteckten Ziel darf sich ihre Aufgaben nicht leicht machen. Die großen Schwierigkeiten, die dabei auftreten, sollen hier durchaus nicht verharmlost werden.
Sowohl die kommunistischen als auch die neuen, jungen Staaten stellen schwierige Probleme; die ersten wegen ihrer diesseitsreligiösen, wirtschaftsideologischen Dogmatik, die andern wegen ihres Nationalismus, den man in Europa – wir hoffen es wenigstens! – gerade abgestoßen hat. Trotzdem muß man hier in ähnlichen Zeiträumen denken, wie dies der Kommunismus tut. Jedoch kann hier nicht eine politische Großplanung entwickelt werden, die Einzelheiten über die spezielle Behandlung, etwa

der kommunistischen Staaten, enthielte, um sie für die Konzeption einer kastenlosen Gesellschaft aufnahmebereit zu machen. Aber wir sehen auch in dieser Beziehung keine prinzipielle Unmöglichkeit.

Die Humanisierung des Kommunismus, vor allem des polnischen, aber auch des jugoslawischen, sowjetischen und – innenpolitisch – des chinesischen, ist zum Teil bereits im Gang und könnte vom Westen durch einen kastenfremden, sadismusfreien Umgang mit den Kommunisten sowie durch ein wohlgezieltes politisches Verhalten unterstützt werden. Zur Verdeutlichung dieses Problems werden einige spezielle Arbeiten folgen müssen. Andere Schwierigkeiten bietet ein Teil jener jungen Nationalstaaten, deren Nationalismus die Ausformung einer kastenlosen Gesellschaft hemmt.

Wenn wir von politischen Bemühungen um die Realisierung der kastenlosen Gesellschaft sprechen, haben wir also zunächst die europäische Gesellschaft vor Augen, deren Situation wir einigermaßen überschauen. Die politische Programmatik ist somit, ohne das globale Ziel aus den Augen zu verlieren, vornehmlich auf die europäische Gesellschaft abgestellt.

Der Marxismus, dessen Internationalität unbestritten ist, hat zentrale Programmpunkte wirtschaftlicher Art. Ohne die wesentlichen geistigen Aspekte des wirtschaftlichen Lebens bagatellisieren zu wollen, müssen wir mit Berdjajew feststellen, daß diese einer Geistsphäre angehören, die nicht die entscheidende sein sollte. Wir wollen sie keineswegs verächtlich machen. Steht man jedoch nicht auf dem Standpunkt des Materialismus, dann muß man den Hauptakzent politischer Planung und Zielsetzung aus dem wirtschaftlichen in den geistigen Raum verlegen.

Wenn die menschlichen Beziehungen und nicht formale Eigentumsverhältnisse die Hauptsache sind, so ist das wichtigste politische Ziel eben eine entscheidende Besserung *dieser* Beziehungen. Damit wird der Hauptakzent der politischen Planung entscheidend verlagert.

Wenn auch der Kern einer kastenlosen Gesellschaft ethisch-moralischer Natur ist, gibt es ein Gebiet des politischen Lebens, das darüber hinaus in intensivster Weise mit der Formung der ethisch-moralischen Struktur des Menschen zu tun hat: das Gebiet der *Kultur- und Schulpolitik*. Hier ist ein sehr umfassendes Programm erforderlich, von dem wir nur einzelne Punkte in besonderer Weise beleuchten wollen. Welche Forderungen ergeben sich nun vor allem für die Schul- und Unterrichtspolitik?

Da wir gerade die affektiven Schranken zwischen den Menschen abbauen wollen, muß jedes Bildungsziel auf ein globales Bewußtsein ausgerichtet sein. Es gilt also, das Bildungsziel neu zu formulieren. In dem uns gesteckten Rahmen ist es natürlich nur möglich, wesentliche Grundzüge darzustellen.

Das neue Bildungsziel sollte von der Vorstellung und dem Begriff einer adäquaten Weltorientierung und Weltgestaltung ausgehen. Eine der konkreten Realität entsprechende Weltorientierung versucht ja schon das Kleinkind zu gewinnen, und die in das Orientierungswissen einbezogenen Dualitäten Raum und Zeit sowie die in beiden geformten Gestalten sollten im Lauf der Entwicklung im Bewußtsein des Menschen eine entsprechende Erweiterung erfahren. Infolge der grundsätzlichen Vergrößerung unseres menschlichen Horizonts durch Wissenschaft und Technik muß eine umfassende Ausweitung des Bildungshorizonts aller Mitglieder der Gesamtgesellschaft angestrebt werden.

Ohne entschiedene Verlängerung der Ausbildungszeit wird jenes Ziel nicht erreichbar sein. Man wird aber versuchen müssen, das für ein unterschiedliches Persönlichkeitsniveau angestrebte Ziel auf verschiedenen Differenzierungsstufen zu erreichen. All das hängt insofern mit unserer Problematik zusammen, als die kastenlose Gesellschaft einerseits das allumfassende Ganze, andererseits aber auch die Differenzierung im Blick behalten muß. Die Frage nach dem, was wesentlich und was unwesentlich ist,

muß neu gestellt werden. Ein rein additives Hinzuschlagen neuen Wissens ist zweifellos verfehlt.
Hier muß noch gesagt werden, daß um einer Intellektualisierung der gesamten Gesellschaft willen auch der Versuch gemacht werden muß, die Intelligenz des Kindes bereits in der dafür sehr wichtigen Vorschulzeit zur Entwicklung anzuregen. Ein entsprechendes Kindergartensystem gemeinsam mit Fernsehen, Radio, Film u. a. könnte hier Beträchtliches leisten.
Da in einem weniger intellektuellen Milieu die Intelligenzanreizung geringer ist, bedarf es zu einem Intelligenzanstieg oft mehrerer Generationen. Eine geschickte Vorschulbildungspolitik könnte den Intellektualisierungsprozeß beschleunigen. Aber kehren wir zu unseren zentralen Formulierungen des Bildungsziels der adäquaten Weltorientierung und -gestaltung zurück.
Die räumliche Orientierung ist zunächst einmal geographisch zu sehen. Schon hier läßt sich zeigen, daß in Anbetracht der gegenwärtigen Weltsituation sowie des Zielbildes einer kastenlosen Gesellschaft eine neue Sichtung des Bildungsguts zu erfolgen hat. Dabei sollte man von der Erdkugel ausgehen und nicht vom Klassenzimmer, von einem größeren Ganzen also. Man kann nämlich den Standpunkt des Lernenden auch dadurch relativieren, daß man ihm die verschiedenen speziellen Horizonte anderer Punkte der Erdkugel zeigt.
Das globale Denken ist nach verschiedenen Richtungen hin sehr wichtig. Schon die jeweils verschiedenen Sichtweisen, die sich aus anderen geographischen Lagen ergeben, würden ein Verständnis für fremde Situationen erzeugen.
Die speziellen charakterformenden, klimatischen Einflüsse wären ebenso darzustellen. Auf diese Weise würde dem Rassismus und Nationalismus klar und positiv begegnet[197].
Daß eine solche grundsätzliche *geographische Neuorientierung* schon auf Volksschulniveau möglich ist, zeigt das brillante Buch: »Das ist die Welt« von Josephine van Dolzen Pease[198] — eine bedeutende pädagogische Leistung. Auf bewußt kindlichem Ni-

veau wird hier das Grundsätzliche der Geographie gebracht, jeden affektiven Trennungslinien entgegengewirkt und auf die Relativierung der eigenen Person hingearbeitet. Es ist durchaus richtig, schon den Volksschulkindern die Existenz von Indern und Chinesen positiv zu vergegenwärtigen. Die relativierte Position vermag zunächst geographisches Verständnis zu erwekken und damit von dieser Seite der Idee einer kastenlosen Gesellschaft einen Dienst zu erweisen.

Neben dieser Orientierung auf dem Gebiet der Geographie ist eine solche auch auf dem der *Biologie*, der *Physik* und der *Chemie* in einer Weise zu betreiben, daß, über die Strukturen der ohne technische Hilfsmittel wahrnehmbaren Welt hinaus, die Einführung in die Makrowelt *(Astronomie)* und in die Mikrowelt *(Bakteriologie, Atomphysik, Strahlungslehre)* so geschieht, daß die sinnestranszendente Welt als eine intensive Realität begriffen wird. Die Biologie vermag mit ihren Umweltslehren und ihren soziologischen Schemata zum Verständnis subjektiver Positionen beizutragen.

Die räumlichen Strukturen sind natürlich samt und sonders mit solchen zeitlicher Art verbunden. Wenn wir von diesen gesondert sprechen, so handelt es sich also um eine reine Abstraktion. Ein Verständnis für die Einlagerung der die zu erziehenden Personen umfassenden Gruppe in die Zeit ist eine der wichtigsten Aufgaben der Erziehung. Der historischen Dimension entspricht eine astronomisch-physikalische, eine biologische und schließlich eine menschlich-historische. Diese *menschlich-historische Dimension* wiederum hat verschiedene kulturelle Aspekte: Sprache, Kunst, Wissenschaft, Technik, nicht zu vergessen die Wirtschaft, aber auch und vor allem Religion und Philosophie. Sie alle formen die gegenwärtige Situation. Daraus ergeben sich verschiedene Zukunftsaspekte, die beachtet werden müssen, wenn man Schul- und Kulturpolitik betreibt. Denn diese muß entsprechend zukunftsweisend sein und darf nicht nur für die ersten drei der Schulzeit folgenden Jahre gelten.

Gerade den *Kunstfragen* muß eine spezielle Aufmerksamkeit gewidmet werden, da die Kunst in besonderer Weise die Affekte anspricht. Ein affektives Verständnis für die Eigenart eines bestimmten Volkes erhält man am schnellsten auf dem Weg über seine Kunst und hier wieder am schnellsten auf dem Weg über seine Musik und seine bildende Kunst. Diese setzen nämlich nicht die Kenntnis der Sprache voraus – für die zentrale Bedeutung der Formung der Affektivität ein unerhörter Vorteil.

Man sollte also den Versuch machen, auf dem Weg über die Musik und Kunst der verschiedenen Völker und Rassen Zugang zu ihrer Affektivität zu schaffen. So könnte etwa die Kenntnis jüdischer Tempelmusik sicher viel zum Abbau der antisemitischen Aggressionen beitragen und die Kenntnis chinesischer Musik und Malerei wäre in diesem Zusammenhang ebenso bedeutsam. Es ist notwendig, auch auf diese Weise aus einem europäischen »abendländischen« Provinzialismus herauszukommen. So ist die Entdeckung der Zahl o für die *Mathematik* und die darauf fußenden *Naturwissenschaften* für die *Wirtschaft* bedeutsamer als irgendwelche Schlachten; denn ohne Stellenwert wäre keine moderne Bank existenzfähig, da man mit dem römischen Zahlensystem nicht sehr weit käme. Dies soll nur als Beispiel dienen.

Das Studium von *Sprachen* wäre so einzulagern, daß man wissenschaftlich mit verschiedenen Grundstrukturen von Sprachen vertraut gemacht wird, um dann eine oder einige gründlich zu lernen.

Sicher ist es richtig, wenn jemand, der sich zu einer bestimmten *Religion* und Konfession bekennt, ausführlich darin unterrichtet wird, doch sollte er auch mit den bedeutendsten anderen Religionssystemen vertraut gemacht werden. Dasselbe gilt für die *Philosophie* und ihre Systeme. Die Einlagerung alles begrenzt Raum-Zeitlichen in Unendlichkeit und Ewigkeit der Religion könnte auch eine Belebung und Vertiefung des Religionsunterrichtes zur Folge haben.

Schließlich ist der Mensch als Träger der geistigen Entwicklung in seiner Eigenständigkeit zu würdigen und zu behandeln (*Psychologie, Anthropologie* usw.).

Wenn all dies zu umfangreich erscheint, wollen wir nochmals darauf hinweisen, daß wir eine neue Sichtung und Scheidung des Bildungsgutes verlangen, um durch Abstoßung von nichtigen Details Raum und Zeit für Neues und Wesentliches zu gewinnen.

Daneben verdient ein weiterer Aspekt große Beachtung. In vielen Mittelschulen (= Höhere Schulen) der Oststaaten, aber auch in einigen Schulen anderer Staaten, z. B. in Österreich, versucht man mit dem Studium die Erlernung eines Handwerks zu koppeln. Ein Schüler macht gleichzeitig mit der Matura (Abitur) eine Art Gesellenprüfung. Diese hochinteressante Kombination ist vor allem im Blick auf die Eliminierung der Kastenschranken sehr wichtig. Auch ein starker Realitätskontakt könnte die Folge davon sein. Auf jeden Fall ist diese Kombination außerordentlich beachtenswert und die mit ihr gebotenen Chancen gründlich zu studieren. Sie wäre besser als ein »Arbeitsdienst«, der nur Kenntnisse von Hilfsarbeiterniveau vermittelt, allerdings aber sicher besser ist als jedes Militär.

Was nun die Frage der beruflichen Spezialisierungen angeht, die natürlich notwendig sind, so ist es wesentlich, in der Spezialausbildung die Einordnung des Speziellen in das Ganze sichtbar zu machen, um jeder Isolation vorzubeugen.

Eine weiterhin empfehlenswerte Maßnahme wäre die bewußte Förderung des *integralen Typs* (auf den wir bereits an anderer Stelle hinwiesen), der geeignet erscheint, alle Zwischenpositionen zwischen den Fächern auszufüllen und somit zu einer Integration des Wissen beizutragen[199].

Sowohl eine der neuen Situation Rechnung tragende *Hochschulreform* als auch eine Schulreform im allgemeinen wäre also dringend erforderlich. Mindestens die Hauptschulen (Volksschulen) wären aufzustocken – am besten auf acht Jahre, das ergäbe

dann zwölf Pflichtschuljahre –, um eine entsprechende Reife zu erreichen. Dabei wäre auch ein Herabsetzen des Pflichtschulalters oder wenigstens ein umfassender Ausbau des Kindergartenwesens mit sorgfältig gezielten Anreizen für die Intelligenzentwicklung zu erwägen, da solche Anreize für die Intelligenzentfaltung hochbedeutsam zu sein pflegen.

Sicher bietet gerade die Schule die Möglichkeit, einen neuen Autoritätstypus – die funktionelle Autorität – einzuführen und vorzuleben. Allerdings bedeutete dies für die Lehrkräfte eine nicht leicht zu vollziehende Umstellung. Aber nur eine Erziehung, in der die Lehrperson sich selbst relativiert, vermag die Zöglinge dazu zu bringen, sich selbständig weiterzuerziehen.

Entscheidender Wert müßte darauf gelegt werden, die Kinder zur Selbsterziehung und damit zur eigenen Weiterentwicklung anzuregen. Dabei sollten auch die neuen Möglichkeiten der Kulturvermittlung – Film, Fernsehen, Schallplatte, Magnetophon usw. – nicht ungenützt bleiben und auch nach der Schulzeit weiter als Fortbildungsmittel benützt werden. So könnte bei außerordentlich vielen Menschen eine große Entwicklungsdynamik angeregt werden.

Die einzelnen Schultypen, von der Volks- bis zur Hochschule, sind nach den Bildungszielen zu untersuchen und entsprechende Änderungen im Blick auf das neue Zielbild zu erwägen.

Ein solches politisches Konzept auf dem Kultur- und Unterrichtssektor würde die Bildungsgesellschaft nicht nur nach der quantitativen Seite hin – Menge des Bildungsgutes – realisieren, sondern auch nach der qualitativen. Die Horizonterweiterung könnte in Verbindung mit einer Vertiefung des grundsätzlichen Wissens der Gesellschaft eine so große gemeinsame Basis vermitteln, daß das Spezialwissen nicht zu Isolation und Abschirmung führte, daß vielmehr die gemeinschaftliche Basis immer wirksam bliebe.

Nicht nur das Vorleben der funktionellen Autorität seitens der Lehrer, sondern auch die Einübung dieser Art von Autorität

auf den verschiedensten Stufen von der Volks- bis zur Hochschule wäre von entscheidender Wichtigkeit. Es handelt sich um das Training einer *polyzentrischen Organisation*. Denn solche polyzentrische Organisationen gibt es, ohne daß sie entsprechend richtig funktionieren. Man könnte sich solche Gemeinschaftsarbeiten auf verschiedenem Schulniveau vorstellen.

So arbeiten etwa die Personen A, B, C, und D zusammen. Bei einer bestimmten Aufgabe, die A besonders liegt, ist A das Zentrum, während die Personen B, C und D Detailarbeiten leisten und diese zubringen.

Bei einer anderen Aufgabe, die wiederum B besonders liegt, leistet dieser die zentrale Arbeit, während A, C und D Detail- und Zubringerdienste leisten.

Wenn sich praktisch auch fast immer ein Schwerpunkt ergibt, der sich im Ganzen gesehen als gewichtig erweist, so können doch durch solchermaßen dezentralisierte Organisationsformen zeitweise jeweils andere Personen einer Arbeitsgruppe in den Vordergrund rücken. Hier ist allerdings noch vieles zu erproben, um die monohierarchischen Modellvorstellungen endgültig zu überwinden.

An sich sollte auch eine Regierung eine solch polyzentrische Organisation darstellen. De facto aber gibt es ständig Kompetenzschwierigkeiten, da keinerlei Training für eine polyzentrische Zusammenarbeit besteht und meistens auch die Einstimmung darauf fehlt.

Noch ein anderer Aspekt der Bildungsproblematik ist von Bedeutung, denn bei der gesamten hier behandelten Bildungsproblematik geht es, für die geistige Entfaltung und Differenzierung, auch weitgehend um das immer dringlicher werdende Problem der ständig wachsenden Freizeit der berufstätigen Menschen. Gerade durch eine sinn- und planvolle Ausnützung der Freizeit könnte die Einseitigkeit der Berufsausübung gemildert und eine umfassende Entwicklung der Persönlichkeit gefördert werden. Es liegt auf der Hand, daß eine Intellektualisierung der Gesamt-

gesellschaft sehr weit verzweigte Probleme aufwirft. Vor allem muß die spezielle Planung dieser Intellektualisierung nach den verschiedenen Dimensionen des Geistes hin sorgfältig erfolgen. Das Bildungsgut sollte, obwohl man dem einzelnen die Möglichkeit lassen sollte, nach der Schulzeit sich frei für eine weitere Bildung zu entscheiden, auch planmäßig angeboten und mit entsprechender Faszination ausgestattet werden (Volkshochschule, Rundfunk, Fernsehen). Denn wichtiger als die Frage der Verstaatlichung ist die des hochqualifizierten Nachwuchses.

Wenn auch das *Bildungsprogramm* einer der wesentlichen und tragenden Pfeiler einer Politik mit dem Ziel der kastenlosen Gesellschaft ist, so ist es doch nicht imstande, allein die kastenlose Gesellschaft zu realisieren. Die menschlichen Beziehungen in der Wirtschaft, die schließlich die finanzielle Basis für die Realisierung sehr weitgesteckter Ziele zu schaffen hat, sind entscheidend zu verbessern. Die gemeinsame Zielsetzung der Leitungskräfte und ihrer Mitarbeiter – Produktion für die Gemeinschaft – sollte entschieden bewußt gemacht werden. Die Anfeuerung zur Produktivität, zur inneren Anteilnahme am Schicksal der Betriebe, erfordert sohnkomplexfreie Autoritäten, die, kastenfremd, keine Gemeinschaft mit ihren Mitarbeitern scheuen und deren Aufstieg wirklich wollen. Ein Mitbestimmen im Betrieb ist, entsprechende Bildung vorausgesetzt, nicht nur zu gestatten, sondern zu fördern.

Hier könnte vor allem von der Steuerseite auch im privatwirtschaftlichen Rahmen, auch politisch, nicht nur moralisch, erhöhter Anreiz geboten werden. Bekanntlich sind Steuererleichterungen, Abschreibungsmöglichkeiten im System der freien Wirtschaft oft benützte Mittel konstruktiver Einflußnahme.

Die Frage der Verstaatlichung oder Nichtverstaatlichung ist aus ihrem weltanschaulichen Entweder-Oder zu befreien und zu einer sachlichen Frage zu machen, die jeweils vom Standpunkt der Zweckmäßigkeit für die Produktivität und das Zusammenleben und Zusammenwirken zu beurteilen wäre. In einem Fall

wird für, in einem andern gegen die Verstaatlichung zu entscheiden sein. Man möge es den Kommunisten überlassen, aus einem der beiden Standpunkte eine Religion zu machen.
Viel wesentlicher ist die Durchsetzung des funktionellen Autoritätsbildes in den Betrieben. Daraus würde sich selbstverständlich die Tendenz entwickeln, die gesamte Arbeitsgemeinschaft an den Sorgen, Nöten und Erfolgen teilnehmen zu lassen. Information, Erfolgsprämien u. a. liegen auf der Linie der Durchsetzung der kastenlosen Gesellschaft in der Wirtschaft.
Es kann nicht oft genug betont werden, daß das kastenfremde Autoritätsbild erfordert, die »Unteren« hinaufzuziehen. Im Fall der Wirtschaft hieße dies, die Nichteigentümer zu Eigentümern an den Produktionsmitteln zu machen. Die Kleinaktie, ähnlich wie das Wohnungseigentum, scheint in diesem Zusammenhang ein geeignetes Mittel zu sein.
Totalitäres Denken wird hier einwenden, im »sozialistischen System« sei eben *jeder Eigentümer* von allem. Tatsächlich fühlt sich dort jedoch nicht jeder als Eigentümer, wenn er es theoretisch auch ist. Dies führt, worauf schon an anderer Stelle hingewiesen wurde, dazu, daß das Eigentum so behandelt wird, als ob es niemandem gehörte. Nun wird man wiederum einwenden können, daß eben eine bestimmte Erziehung einsetzen müsse, die dem einzelnen diese Tatsache zum Bewußtsein zu bringen hätte, so daß er sich als Eigentümer von allem fühlte. Das wäre jedoch nur dann möglich, wenn auch das Recht zur Gestaltung und Nutznießung in tragender Weise zum Bewußtsein käme. Wieweit all diese Überlegungen wirtschaftlich und psychologisch möglich sind, ist eine Frage für sich. Natürlich im Volkskapitalismus – bei Kleinaktionär – kann sich die Realität seines Eigentums viel unmittelbarer und tiefgreifender äußern als im »sozialistischen« System. Trotzdem wird man auch über ein Minimum an Erziehung zu einer größeren, ja ganz großen Gemeinschaft nicht hinwegkommen.
Verschiedene Versuche im Osten – besonders das Arbeiter-

rätesystem – deuten daraufhin, daß man sich auch dort um eine Konkretisierung des Verhältnisses der einzelnen Mitglieder der Betriebsgemeinschaften zu ihren Betrieben bemüht.

Wir haben darauf hingewiesen, daß die wissenschaftliche und technische Eigendynamik der Gesellschaft auf die Schleifung der Ekelschranke (Arbeiter und Angestellter), auf Hygienisierung und Intellektualisierung der Gesellschaft hindrängt. Daß eine politische Programmatik diesen Trend bejaht und ihn noch intensiviert und sein Ziel klar hervorhebt, geht wohl aus dem Gesagten eindeutig genug hervor. Es gilt dies für den Bereich der Industrie in gleicher Weise wie für den der Landwirtschaft. Eine besondere Bedeutung kommt im Rahmen unserer Untersuchungen der sogenannten *Wehrpolitik* zu. Selbstverständlich ist eine dauernde und endgültige Abrüstung das entscheidend Erstrebenswerte, so daß die militärische Autorität auf die Dauer möglichst ganz verschwände. Es liegt ohnehin im Sinne der modernen Technik zu intellektualisieren, so daß eine allgemeine Wehrpflicht über kurz oder lang ein Anachronismus sein wird. Hoch spezialisierte, geradezu akademische Ausbildung einzelner Personen für moderne Waffen kostet so viel Geld, daß es sich nur für Berufssoldaten auszugeben lohnt. Noch besser wäre doch die Abschaffung des Militärs, wobei die dadurch ersparten Aufwendungen vor allem zur Intellektualisierung der Gesellschaft zu verwenden wären.

Immerhin bliebe auch im Falle der Totalliquidation des Militärs das Problem der Einführung der kastenfremden Autorität bei der Polizei; auch hier wäre die funktionelle Autorität durchzusetzen.

Durch die Intellektualisierung der Gesellschaft wäre übrigens eine Umleitung der Bedürfnisse auf die kulturelle Ebene hin möglich; die dort angestrebten Güter sind wesentlich billiger als materielle Prestigegüter. Man hätte den amerikanisch-kapitalistischen Geldprotzbedürfnissen entschieden entgegenzutreten und der damit gekoppelten volkswirtschaftlichen Verschwen-

dung; man denke an jene Autos mit Dimensionen und Superkomfort, die über echte, konkrete Bedürfnisse weit hinausgehen. Prestigegüter, die nur durch Selbstausbeutung – die Menschen arbeiten daher noch zusätzlich außerhalb ihrer Arbeitszeit – erzwungen werden können, wären in einem geordneten Verhältnis durch Kulturgüter zu ersetzen. Selbstverständlich sollte die materielle Basis – Wohnung, Einrichtung usw. – gesund, aber nicht protzig sein und bewußt als Basis für die geistige Differenzierung dienen.

Schließlich hängt, besonders in der gegenwärtigen Situation, die prinzipielle Einstellung in der Außenpolitik auch mit der Einstellung zu den Verbrechern in der Gesellschaft zusammen, womit der Gesamtbereich der Justiz ins Blickfeld rückt. Es gibt keinen Grund, einem Verbrecher den gemeinsamen Tisch zu verweigern und ihm die Hand nicht darzubieten.

Damit hätte aber auch im Rahmen der Außenpolitik jede Rücksichtnahme auf sogenanntes »Prestige« – alte Feudalallüren – wegzufallen, es müßte immer der gemeinsame Tisch gesucht werden. Die Tatsache, daß jemand ein Mörder ist, schließt auch außenpolitisch keineswegs den gemeinsamen Tisch aus, wie das vielfach behauptet wird; ebensowenig Besuche und Kontakte der verschiedensten Art.

Damit soll keineswegs einer Anerkennung der Weltanschauung, des Handelns und der Motive der jeweiligen Gesprächspartner das Wort geredet werden. Ohne jemals die Gegensätze in oft tiefgreifenden weltanschaulichen Fragen bagatellisieren zu wollen, hat man sich sowohl mit Mördern als auch »dreckigen Proleten« – den Kommunisten – an einen Tisch zu setzen. Außerdem geht es nicht an, etwa die Tatsache einer Liberalisierung in Rußland einfach zu bagatellisieren.

Unverrückbares Ziel muß es sein, auch für die Oststaaten die kastenlose Gesellschaft zu realisieren, doch ohne Mord und Totschlag. Ein derartiges Konzept müßte notwendigerweise einen primär politisch-psychologischen Charakter haben.

Natürlich liegt eine Hilfe für Nationen, die durch historische Umstände in ihrer Entwicklung zur kastenlosen Gesellschaft gehemmt wurden, durchaus auf der Linie unserer Forderungen. Denn auch in diesen Bereichen ist die kastenfremde Autorität durchzusetzen, wobei die Überlegenen die Unterlegenen zu sich hinaufziehen und die Niveauunterschiede zwischen den Nationen auf diese Weise verringern sollten.

Dies hätte unter anderm den Vorteil, vielerlei ohnehin durch die Technik außerordentlich erleichterte umfassende Direktkontakte zu intensivieren und die übernationale Zusammenarbeit der verschiedensten Berufskreise, Nationen, Rassen usw. im Sinne der kastenlosen Gesellschaft vorzubereiten und ein immer dichteres Netz an globalen Beziehungen entstehen zu lassen.

Gerade weil dies – auf längere Sicht gesehen – entscheidende Vorteile für alle bringt, muß in allen Teilen der Welt ein jahrzehntelanger Aufbau von Bildungsinstitutionen geplant werden, die schließlich die gesamte Menschheit zu intellektualisieren vermögen und die Gemeinschaft im Bereich des Geistes in voller Buntheit entstehen lassen.

Der Politiker endlich hat ein kastenfremder Typ zu sein. Je echter die ihn dabei leitende Gesinnung ist, um so besser ist dies auf die Dauer für seine Arbeit und auch für ihn. Daß hier die direkte Kontaktnahme mit dem Volk sehr viel bedeutet, liegt auf der Hand. Die Propagandisten der USA haben in diesem Zusammenhang oft ganze Arbeit geleistet.

Der Einführung der Begriffe »Kaste«, »kastenfremd« usw. dürfen wir also sehr wohl auch in politisch-programmatischer Hinsicht einen Gewinn verdanken. Wir gewinnen ein Zielbild, das die archetypische Substanz des Christentums ebenso für sich hat wie den Entwicklungstrend von Wissenschaft und Technik. Die kastenlose Gesellschaft hat globalen Charakter, stört aber nicht die Differenzierung der Sozietät, vielmehr fördert sie diese gerade dort, wo die Fülle und der Reichtum des Menschlichen in

besonderer Weise zum Ausdruck kommt, nämlich im Bereich des Geistes, der Völker, Nationen, Rassen verbindet und dennoch die Unterschiede nicht übersieht.

Die französische Revolution, die es nach dem Versagen des feudalisierten Christentums unternahm, die drei großen christlichen Forderungen »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« zu realisieren, hat es nicht verstanden, diese drei Idealforderungen gleichzeitig und organisch ausgewogen zu verwirklichen. Der bürgerliche Liberalismus verabsolutierte die Freiheit und zerstörte die Gleichheit und die Brüderlichkeit. Der proletarische Kommunismus verabsolutierte die Gleichheit und opferte ihr Freiheit und Brüderlichkeit. Wir sind der Überzeugung, daß gerade die Brüderlichkeit jenes Herzstück der großen Trias ist, das Freiheit und Gleichheit zu jener integralen Einheit verhilft, die allein die Welt versöhnen kann.

Das Christentum muß die ihm gleichsam entwendeten Werte wieder heimholen und in sich bergen. Ohne einen tiefen Griff in seine Substanz wird es ihm nicht möglich sein, diese in ihm angelegten Werte zurückzuholen und sie aus der eisigen Luft des Atheismus in die Wärme seines Herzens zu heben. Für den Christen ist die fundamentale Brüderlichkeit der kastenlosen Gesellschaft unübersehbare evangelische Verpflichtung. Diese Verpflichtung ergibt sich primär aus der frohen Botschaft der gemeinsamen Kindschaft aller gegenüber dem gemeinsamen Gott. Die kastenlose Gesellschaft entspricht ebenso der Natur des Menschen wie dem Geist des geoffenbarten Wortes.

Wir haben versucht, Möglichkeiten der Verhinderung und Störung, aber auch der Verwirklichung dieser Brüderlichkeit bis in verschiedenste Verästelungen hinein zu verfolgen. Ohne sie wird die Menschheit an sich selber zugrundegehen. Ohne sie – die Brüderlichkeit – gibt es zwischen den Menschen keine echten Brücken und keine Gemeinschaft. Um dieser Brüderlichkeit willen müssen wir willens sein, uns anzustrengen, wenn wir uns gegenseitig verstehen wollen, und zu beträchtlichen Opfern

aller Art bereit sein. Um dieses gegenseitigen Verständnisses willen haben wir der Intellektualisierung das Wort gesprochen, damit möglichst viele Menschen dafür reif werden, Anlagen und Anliegen der verschiedensten, von ihnen jeweils noch so verschiedenen Menschen verstehen zu können. Alle Hilfsmittel der Wissenschaft und Technik müssen uns dabei willkommen sein. Dabei sollte man keine Angst haben, ein politisch echtes Ideal – das echteste schlechthin – zu verkünden. Wie alle Ideale wird es mißbraucht werden, aber seine Substanz wird den Mißbrauch überdauern.

Die politischen Konsequenzen können für alle Teile nur wertvoll sein. Bereitschaft zur Versöhnung ist, wenn sie bei allen da ist, auch für alle von Nutzen. Nur muß aber jeder für sich versuchen, den Anfang zu machen; niemand kann echte Versöhnung wollen, wenn er nur darauf wartet, daß der andere ihn macht. Man übersehe übrigens die Etymologie des Wortes »versöhnen« nicht: es ist identisch mit »ver-sühnen«.

Man hat alle Gründe dafür anzunehmen, daß das bewußte und unbewußte Ideal der kastenlosen Gesellschaft das einzige ist, dessen Verwirklichung die ungeheuren Spannungen zwischen Ost und West abzubauen imstande ist, das Freiheit und Gleichheit vereint, das der Gleichheit die Freiheit und der Freiheit die Gleichheit zuzuführen vermag und so gewisse absolute Positionen relativieren kann. Die Vermenschlichung, Humanisierung verabsolutierter Positionen ist ein Ziel, das Opfer wert ist. Wer dieses Grundanliegen begriffen hat, wird auch imstande sein, die mit dem hier verfochtenen Ideal verbundenen Forderungen, Verwirklichungsmöglichkeiten und Chancen bis in viele weitere, hier nur angedeutete Bereiche und Verästelungen hinein zu verfolgen: neue Impulse gebend; ergänzend, verbessernd, korrigierend. Keine letzte und allein gültige Lösung aller damit zusammenhängenden konkreten Probleme soll hier geboten, keine Utopie oder soziale Fata morgana soll in Szene gesetzt, keine trügerischen Hoffnungen sollen geweckt werden. Es sollte

vielmehr einmal in aller Offenheit eines der schwersten und schwierigsten Probleme des gegenwärtigen geschichtlichen Augenblicks aufgerissen und für seine Lösung wenigstens die Grundrichtung gezeigt werden.

Wer den hier gewiesenen Weg geht, hat einen schweren Gang vor sich. Mißtrauen aller Art wird ihn begleiten und ihm von allen Seiten entgegenschlagen. Die einen werden auf ihn als Kryptokommunisten, die andern als heimlichen Agitator des Kapitalismus mit dem Finger zeigen. Nur Schritt für Schritt wird er sich den Weg zu bahnen vermögen.

Es wird der Weg zu einer globalen Antwort auf eine globale Bedrohung durch den totalen Untergang sein. Für nicht allzu viele Dinge lohnt es sich heute zu leben. Warum nicht für eine Gesellschaft und eine Welt ohne Schranken, für eine brüderliche Gesellschaft ohne Kasten?

ANHANG

DIE METHODEN

Wie schon zu Anfang erklärt, wurde der Versuch gemacht, durch eine ausführliche und gründliche Testung von je hundert Versuchspersonen bei Voruntersuchung und Hauptuntersuchung der Affektdynamik in der Kastenproblematik auf die Spur zu kommen. Wir bringen hier noch detailliert die einzelnen Teile der Methode. Sämtliche Einzelmethoden der Testbatterie sind tiefenpsychologischer Natur, bis auf den Zuordnungstest, der aber auch – hier im Gegensatz zu seinen Erfindern – nicht quantitativ, sondern tiefenpsychologisch ausgewertet wurde. Um an die Affektivität in ihrem Konflikt mit den zensurierenden Instanzen heranzukommen, wurde also eine Reihe von tiefenpsychologischen Methoden verwendet, da nur diese Methoden dazu imstande sind, tief in die Psyche vorzudringen.

Die Wahl, entweder eine große Zahl von Versuchspersonen mit geringerer Intensität, oder eine relativ geringe Zahl mit großer methodischer Intensität zu erfassen, bestand bei dem gegebenen Problem praktisch nicht. Es gab nur die Möglichkeit, eine relativ kleine Anzahl von Untersuchungen mit großer methodischer Intensität anzustellen.

Schon bei der *Voruntersuchung* wurden hundert Personen getestet. Damals wurde ein Assoziationstest, wurden Phantasieproduktionen, Zuordnungstests und eine systematische Exploration angewendet. Allerdings verfügten wir noch nicht über Magnetophone, dadurch wurde die Untersuchungsbasis, wie wir sofort näher ausführen werden, geringer.
Auch zur *Hauptuntersuchung* wurden hundert Versuchspersonen herangezogen. Die empirische Basis der vorliegenden Arbeit besteht also aus den Ergebnissen von zweimal hundert Untersuchungen einzelner Versuchspersonen.
Im Anschluß an dieses Kapitel finden wir Kurzangaben über die Versuchspersonen der Voruntersuchung und der Hauptuntersuchung. Über die Art dieser Angaben findet sich Seite 514 Näheres. Im einzelnen sah die Methodik der Einzeluntersuchungen der *Hauptuntersuchung* wie folgt aus.

Die 100 Versuchspersonen gliederten sich auf in:

5 Priester
5 Adelige
5 Industrielle
2 Gattinnen von Industriellen
5 Handwerker
5 Geschäftsleute (Händler)
4 Kleinbauern oder ihre Frauen
10 Mittelbauern oder ihre Frauen
4 Großbauern oder ihre Frauen
10 Akademiker(innen)
2 Frauen von Akademikern
5 Künstler(innen)
1 Frau eines Künstlers
5 Angestellte mit Mittelschulbildung (Höhere Schule)
5 Angestellte mit Handelsschulbildung
5 Angestellte mit Hauptschulbildung (Volksschule)
22 Arbeiter(innen) oder Arbeiterfrauen

Die Aufteilung erfolgte aus der Tendenz, im Blick auf ihre Sozialposition möglichst unterschiedliche Versuchspersonen heranzuziehen. Dabei sind die »oberen Schichten« relativ stark vertreten, denn man muß nach oben hin eine stärkere Differenzierung erwarten.

Da die Untersuchung eindeutig auf qualitative Ergebnisse abzielte, wurde gar nicht angestrebt, eine echte Repräsentanz zu erhalten. Es geht um typische Vorgänge in *allen* Schichten der Bevölkerung, doch sollte, um das wirklich Gemeinsame zu treffen, das Untersuchungsmaterial möglichst bunt ausfallen. Dieses Ziel wurde auch in hohem Maß erreicht.

Jeder der Psychologen erhielt eine Anweisung und eine Reihe vervielfältigter Testunterlagen. Auf Grund der Anweisungen hatte er 20 Versuchspersonen zu untersuchen, dabei wurde ihm die Art der Versuchsperson im einzelnen vorgeschrieben. Die Anweisung hatte folgenden Wortlaut:

Für Dr....

Anweisung für die Psychologen

Ziel der Arbeit ist eine genauere Erkenntnis der affektiven Abgrenzungsformen, der Affektinvestments und Affektdynamik der Kastenproblematik.

Eine vorläufige Abgrenzung ist bei den Begriffen Klasse und Stand vorzunehmen. Der Klassenbegriff bezieht sich theoretisch-bewußt auf wirtschaftliche Unterschiede. Der Stand bezeichnet eine Gruppe, die durch gemeinsamen Beruf gekennzeichnet ist.

Typisch für die Kaste ist das Sich-Abschließen der Mitglieder einer Kaste von den Angehörigen anderer, indem bestimmte psychische Schranken errichtet werden, deren Überschreiten ein Tabu verletzt.

Die Affekte, die fremde Kasten erwecken, sind unter anderm Ekel, Arroganz (Snobismus), Ressentiments.

Im Extremfall heiratet man möglichst innerhalb der eigenen Kaste, ißt und trinkt man nur mit Angehörigen der eigenen Kaste und gibt auch nur solchen Menschen die Hand.

Nun soll versucht werden, diese Kastenproblematik, die in ganz Europa, wo es keine offiziellen Kasteninstitutionen gibt, reichlich wenig bewußt ist, zu erhellen und die damit zusammenhängenden und politisch sehr bedeutsamen affektiven Lagerungen zu erklären.

Als Untersuchungsmethode ist folgendes vorgesehen:

1. Ein Assoziationstest
2. Phantasieproduktionen
3. Zuordnungstests
4. Systematische Exploration

Die einzelnen Untersuchungen sollen mit Magnetophon auf Band aufgenommen werden. Ein besprochenes Band soll nach der Aufnahme nach Wien geschickt werden. Hier wird es abgeschrieben, dann wird sowohl der Text als auch das Band zurückgeschickt.

Die Auswertung soll umfassen:

1. Das Formblatt ausfüllen.
2. Der Assoziationstest ist nach Reaktionszeit, Perseverationstendenzen und der Qualität des Reaktionswortes auszuwerten. Hierzu kommt noch die Auswertung der Ausdrucksmodulationen.
3. Die Auswertung der Phantasieprodukte nach den qualitativen Momenten und den Ausdrucksmodulationen.
4. Die Auswertung der systematischen Exploration.
5. Ein Gutachten über jede einzelne Versuchsperson, in welchem deren Affektkonstellation im Blick auf das Kastenproblem dargelegt wird. Eventuelle prinzipielle Feststellungen von allgemeiner Bedeutung sind hervorzuheben. Am besten wäre es wohl, das Gutachten genetisch aufzuziehen und die affektive Einstellung zum Kastenproblem aus der individuellen Vergangenheit verständlich zu machen.
6. Ein Gesamtgutachten über sämtliche 20 Fälle, in welchem versucht wird, die Gesamterfahrungen zur Psychologie der Kastenproblematik zu skizzieren.
7. Offene Problematik, also angedeutete, aber ungelöste Probleme sollen aufgezeigt werden.
8. Daraus Entwicklung von Anregungen für neue Untersuchungen.

Für den Fall, daß Sie meinen, die Untersuchung könnte durch methodische Zusätze Ihrerseits noch mehr an Profil gewinnen, ist gegen eine solche zusätzliche Anwendung Ihrer Methoden natürlich nichts einzuwenden.

Sie übernehmen 20 Fälle, numerieren Sie bitte Ihre Fälle, wobei Sie mit der Nr.: .01 beginnen.

Untersuchen Sie bitte Personen folgender Art: ...

Jedem Psychologen stand ein »Stuzzi« Magnetophon, Typ Magnette zur Verfügung. Dieses läuft mit Batterie, ist tragbar und

ermöglicht es, mit einem Band eine zweistündige Aufnahme zu machen. Um Bänder zu sparen, wurden die anfänglichen Erklärungen des Psychologen, sowie die lange Zeit beanspruchenden Zuordnungstests nicht auf Band aufgenommen. Trotzdem mußte in einzelnen Fällen ein weiteres Band benützt werden.
Das Magnetophon besitzt Vor- und Nachteile, die Vorteile überwiegen jedoch. Auch wenn der Untersucher, was keinesfalls immer der Fall ist, ein ausgezeichneter Stenograph ist, vermag er die Details von konfusen Satzbildungen, von Ausdrucksmodulationen, Fehlleistungen usw. nicht im einzelnen zu Papier zu bringen. Außerdem verführt ihn seine Tendenz zu logischem Ordnen des Gehörten leicht zu Fehlleistungen.
Die infolge des Magnetophons manchmal vorkommenden Anfangshemmungen, die sich nur in sehr seltenen Fällen durch die ganze Untersuchung halten und zur erhöhten Zensurierung des Gesagten führen, können gerade mit Hilfe des Magnetophons leicht analysiert werden. Der Psychologe hatte vor oder besser nach der Untersuchung das Formblatt auszufüllen, das eine ungefähre Orientierung über die Versuchsperson ermöglichen sollte.

Formblatt:

Untersuchung Nr.	Bundesland	Untersucher Dr.
Untersuchte(r)	männlich	weiblich
Alter		
Stand		
Kinder		
Beruf (genau)		
Bildungsstufe		
Einkommen (ungefähr)		
politische Haltung		
Religion		
wie ausübend		
antireligiöse Position		

Am Anfang der Untersuchung stand jeweils ein schon auf Band aufzunehmender Assoziationstest. *Dieser hält sich bewußt nicht an die klassischen Vorschriften des Tests nach C. G. Jung.* Praktisch stehen nämlich alle Reizworte mit dem Problem der Untersuchung in Zusammenhang, während nach Jung immer eine Reihe neutraler Reizworte zwischen die relevanten zu schieben wäre. Zu rechtfertigen ist diese Abweichung einerseits dadurch, daß von der Versuchsperson der innere Zusammenhang der einzelnen Reizworte keineswegs immer erkannt werden kann, andererseits, daß in unserem Fall der Assoziationstest einen andern zusätzlichen Zweck besitzt. Neben dem Zweck der Erkenntnisgewinnung durch den Test selbst hatte er nämlich den Sinn, die Affekte der Versuchspersonen im Blick auf das Problem zu erregen; das gelang auch in den meisten Fällen sehr gut. Gerade die Massierung von mit dem Problem in innigem Zusammenhang stehenden Reizworten – wenn ihr logischer Konnex auch nicht immer direkt einsichtig war –, dient diesem Zweck besser als eine Andeutung des Problems in größeren Zeitabständen.

Wir geben nunmehr eine Liste der Reizworte:

1) oben
2) klein
3) Künstler
4) mißgünstig
5) unintelligent
6) heilig
7) mächtig
8) Kommerzialrat
9) Hochwürden
10) dumm
11) Feldwebel
12) Beamter
13) Hilfsschüler
14) Richter
15) Adel
16) Dipl. Ing.
17) ungeschickt
18) groß
19) Lehrer
20) die obern 10.000
21) Gehilfe
22) tapfer
23) Gutsherr
24) Doktor
25) Arbeiter
26) die kleinen Leute
27) stark
28) gebildet
29) Generaldirektor
30) angestellt
31) Bonze
32) Professor

33) feig
34) Händler
35) mächtig
36) Bauer
37) hochwohlgeboren
38) Masse
39) Sieger
40) hygienisch
41) vornehm
42) Bürger
43) Bischof
44) Proletarier
45) Ministerialrat
46) saubere Weste
47) rein
48) Elite
49) dreckiger Prolet
50) Kardinal
51) arbeitender Mensch
52) Arbeiterführer
53) der Spieß
54) aus gutem Haus
55) Straßenkehrer
56) ohnmächtig
57) schwach
58) Stiftsherr
59) Kaste
60) Hilfsarbeiter
61) ängstlich
62) Baron
63) die Werktätigen
64) fleißig
65) Hofrat
66) Kanalräumer
67) Direktor
68) aufgeblasen
69) Rang
70) intelligent
71) Graf
72) Jauche
73) solid
74) Hochschüler
75) Oberlehrer
76) simpel
77) Besondere
78) frei
79) Großbauer
80) Angestellter
81) Pfarrer
82) unten
83) wendig
84) gewöhnlicher Mensch
85) Kleinhäusler
86) nicht anstreifen
87) gebunden
88) General
89) Misthaufen
90) ungebildet
91) Offizier
92) Oberklassen
93) Unteroffizier
94) gescheit
95) Unternehmer
96) tapfer
97) Akademiker
98) Gewerkschaft
99) Geschäftsmann
100) König
101) ungebunden
102) ein Industrieller
103) hochgeboren
104) wenige Leute
105) reich
106) faul
107) Kanalgitter
108) bescheiden
109) unterwürfig
110) Kapitalist
111) besiegt
112) der kleine Mann
113) Großgrundbesitzer
114) ungewöhnlich

115) unfrei
116) Kaiser
117) unelastisch
118) unheilig
119) ein »Herr«
120) Handwerker
121) das verratene Volk
122) der Überlegene
123) ein »feiner Mann«
124) Stand
125) dreckig

Beispiele für die verschiedenartigsten echten und unechten Assoziationen finden sich genügend im Text.

Nach dem Assoziationstest mußte sich die Versuchsperson in bestimmte Situationen hineindenken und diese ausphantasieren. Wir faßten diesen höchst wichtigen Teil der Untersuchung unter dem Schlagwort »*Phantasieproduktionen*« zusammen; es trifft, genau gesehen, jedoch nur einen Teil der Sachverhalte.

Wesentlich war hier natürlich, welche Affekte zum Ausdruck kamen. Beispiele für die Analyse des solcherart Produzierten findet man zahlreiche im Text. Der Punkt Phantasieproduktionen lag den Psychologen in folgender Weise vor:

Allgemeine Anreizfragen:
Was für ein Gefühl haben Sie, wenn Sie an einen typischen .. denken?
Wie würde er sich benehmen, wenn Sie mit einem ... essen, wie würde sich so etwas abspielen? Welche Gefühle hätten Sie dabei?
Typen:
1) Generaldirektor
2) ein Graf
3) ein Bauer
4) ein Akademiker
5) ein Arbeiter
6) ein Proletarier
7) ein Geschäftsmann
8) ein Priester
9) ein Offizier
10) ein Straßenkehrer
11) ein Angestellter

Was für ein Gefühl haben Sie, wenn Sie das Wort *Kaste* hören?
Was kommt Ihnen da zu allererst in den Sinn?
Was stellen Sie sich darunter vor?

Nunmehr hatte eine *systematische Exploration* zu erfolgen, die den Zweck hatte, dem Psychologen ein Bild über die ursprüngliche familiäre Situation und die bewußten Haltungen zu geben, soweit sie Kastenfragen betreffen.
In der Folge sei auch dieser Punkt, wie er den Psychologen vorlag, mitgeteilt:

1) Vater, Mutter, Großeltern
Hat Ihr(e) ... verächtliche Bemerkungen über irgendwelche Bevölkerungsgruppen gemacht? Über welche und in welcher Art ... etwa: die dreckigen Proleten ..., die aufgeblasenen ...
2) Aus welcher Bevölkerungsgruppe wünschen Sie sich Ihre(n) Frau (Mann)?
Aus welcher Bevölkerungsgruppe sollte sie (er) auf keinen Fall sein? Wie grenzen Sie also ab?
3) Wenn Sie einen Sohn hätten und er wollte heiraten, was für eine Frau sollte das sein? Aus welcher Bevölkerungsgruppe sollte sie sein? Aus welcher dürfte sie keineswegs sein?
4) Wenn Sie eine erwachsene Tochter hätten und sie wollte heiraten, wie sollte der Mann sein? Aus welcher Bevölkerungsgruppe sollte er sein? Aus welcher sollte er keinesfalls kommen?
5) Mit welcher Art von Leuten würden Sie gerne Geselligkeit pflegen? Essen, trinken, öfter zusammenkommen? Mit welcher Art von Leuten würden Sie weniger gerne, mit welcher überhaupt nicht gesellig zusammenkommen wollen?
6) Gibt es Gruppen, die unter Ihrem Niveau liegen? Leute, auf die Sie herunterschauen? Leute, die Sie verachten? Leute, die bei Ihnen Ekel erregen?
7) Gibt es Gruppen, die auf Sie herunterschauen? Leute, die Sie verachten? Leute, denen Sie Ekel erregen und die Sie für schmutzig halten?
8) Wie verhalten sich, Ihrer Meinung nach, die Frauen zu den Oberen und Unteren!
9) Wie sollte sich, Ihrer Meinung nach, ein Christ, der sich bemüht nach seiner Religion zu leben, zu den Vertretern einzelner Bevölkerungsschichten verhalten?
10) Wie hat sich, Ihrer Meinung nach, der Nationalsozialismus zu dem Problem verhalten?
11) Wie verhält sich die ÖVP zu dem Problem?

12) Wie verhält sich die SPÖ, wie der Sozialismus überhaupt?
13) Wie verhält sich die KPÖ, wie der Kommunismus überhaupt?
14) Wie die heutige FPÖ oder die VDU?
15) Ist auf dem Gebiet, Ihrer Meinung nach, eine Entwicklung zu bemerken?

Des weiteren wurde ein *Zuordnungstest* angestellt. Einzelne soziale Typen sollten zu den Begriffspaaren zugeordnet werden. Es handelt sich um folgende Typen:

Adeliger	Priester
Industrieller	Geschäftsmann
Arbeiter	Offizier
Akademiker	Beamter
Angestellter	Bauer
arbeitender Mensch	

Der Zuordnungstest umfaßte 33 Begriffspaare. Er hatte folgendes Bild (siehe nächste Seite):

Die Versuchsperson erhielt nacheinander die oben angeführten Begriffe vorgegeben, die sie ihrem Gefühl nach gradmäßig zuzuordnen hatte. Für jeden Begriff wurde ein Blatt verwendet.

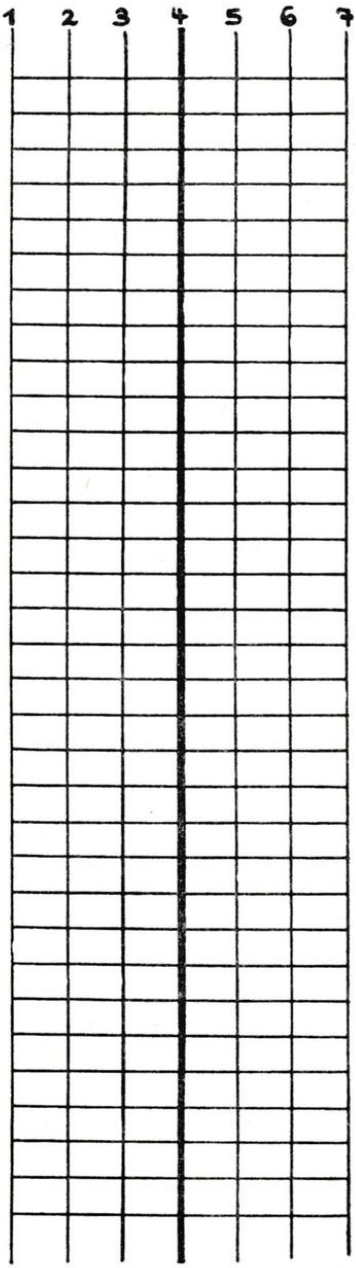
Der Psychologe hatte mit den Versuchspersonen nicht zu debattieren. Er konnte zwar, wenn ihm etwas unklar war, nachfragen, doch eine Diskussion war zu vermeiden. Im übrigen waren auch die Bemerkungen zu beachten, die die Versuchspersonen beim Zuordnungstest machten.

Nach durchgeführter Untersuchung hatte dann der Psychologe die Auswertung vorzunehmen. Zunächst war jeweils der Assoziationstest auszuwerten. Die Reaktionszeit war zu beachten und bei außergewöhnlich langen Reaktionszeiten der Ursprung der Hemmung zu erkunden. Dann mußten eventuelle Perseverationstendenzen beachtet werden und schließlich die Qualität der Reaktionswerte. Bei verschiedenen Worten wurde nachgefragt.

So wichtig der Assoziationstest im einzelnen auch ist, besonders, was das Wecken der Affekte betrifft, so stellen doch die Phanta-

u o r d n u n g s t e s t

Begriff:.....



ben	unten
roß	klein
ächtig	ohnmächtig
ebildet	ungebildet
ein	unrein
eschickt	ungeschickt
auber	schmutzig
affiniert	simpel
eilig	unheilig
ochgeboren	tiefgeboren
escheit	dumm
tark	schwach
iele	wenige
endig	träge
lar	unklar
riginell	unoriginell
lastisch	spröde
rei	unfrei
ufgeblasen	bescheiden
tolz	demütig
ngebunden	gebunden
rrogant	unterwürfig
ntelligent	unintelligent
elbständig	angestellt
ornehm	vulgär
olid	unsolid
esonders	gewöhnlich
ompliziert	primitiv
leißig	faul
eich	arm
ntig	ängstlich
erlegen	unterlegen
orsichtig	unvorsichtig

sieproduktionen und die systematische Exploration das methodische Rückgrad der Untersuchung dar. Hier kommt der Detailanalyse großes Gewicht zu, und das Magnetophon erweist sich dabei von unschätzbarem Wert. Ohne diese Hilfe wäre es nie möglich, die Äußerungen der Versuchsperson so festzuhalten, daß eine Analyse des Gefüges von Affekt und Rationalisierung möglich wird. Die Ausdrucksschwankungen, Wortwiederholungen, das Eigenartige der Satzgefüge, die latenten Widersprüche gehen bei bloß schriftlichem Festhalten fast völlig verloren.
So sind der Assoziationstest, aber auch die Phantasieproduktionen und die Exploration äußerst aufschlußreich, und fast jeder Satz und jede Assoziation könnte für tiefenpsychologische Studien verwendet werden.
Oft treten Widersprüche nicht nur so auf, daß einmal aufgestellte Behauptungen bei anderer Gelegenheit widerlegt werden oder das Gegenteil davon behauptet wird, sondern auch in der Form, daß innerhalb eines Satzes eine contradictio zu finden ist. Wir sehen, die methodische Analyse von Details der Äußerungen, die mit Hilfe des Magnetophons möglich wurde, gewährt tiefe Einblicke in die affektive Komplexität.
Nach der Auswertung der Phantasieproduktionen folgte die des Zuordungstests. Dieser könnte am meisten dazu anregen, quantitativ auszuwerten. Und doch ist dies sehr problematisch. Man erführe zunächst nur bekannte Dinge, so, daß man den Akademiker wohl im allgemeinen für intelligenter hält als den Bauern, oder den Adeligen als vornehmer. Wichtige Einsichten aber würde man übersehen.
Der Zuordnungstest – die schwächste Stelle unserer Methode – ist nur im Zusammenhang mit allen übrigen Methoden ergiebig.

Ein Beispiel soll uns genügen. Dafür ist das Verhalten der Apothekerin 2/502 im Rahmen des Zuordnungstests interessant. Den Offizier schätzt sie als hoch, groß, mächtig und gebildet. Doch dann ist eine Lücke im Zuordnungstest, eine Fehlleistung der Versuchsperson, die bei näherer Betrachtung beinahe tragisch anmutet: Der Vater

der Versuchsperson war aktiver Offizier gewesen. Die Mutter starb früh. Der einsame Mann vernachlässigte sein Äußeres mehr und mehr. Wochenlang trug er dasselbe Hemd, völlig ungepflegte Anzüge und rasierte sich selten. Überflüssig zu sagen, daß die Versuchsperson sehr unter diesem Zustand litt.
Im Test wurde nun das Gegensatzpaar rein – unrein »übersehen«. Weiterhin sei der Offizier außerordentlich geschickt und raffiniert, sehr stark, originell, elastisch, stolz, intelligent, vornehm. Und schließlich ganz besonders tapfer und mutig. Daß er sehr gebunden und ziemlich träge sei, tut dem Bild des Mächtigen keinen Abbruch.
Man erkennt, daß der Zuordnungstest in das Ganze der Untersuchung eingebettet bleiben muß. Wir wollen ihn lieber tiefenpsychologisch als bewußtseinspsychologisch bearbeitet haben.
Als letztes vor dem Gesamtgutachten hatte der Psychologe die systematische Exploration auszuwerten. Nach den detaillierten Beispielen anläßlich der Phantasieproduktionen wollen wir hier kein Beispiel bringen, sie finden sich im Text genug.
Nach Abschluß der 20 Fälle, die er zu behandeln übernahm, machte jeder Untersucher über eben diese Fälle ein Gesamtgutachten, in welchem er seine gesammelten Erfahrungen und die von ihm gewonnenen Ergebnisse darlegte. Die Gesamtgutachten haben als Nummer die Hundertzahl des Psychologen mit zwei Nullen.

Die psychologischen Untersuchungen verliefen zum Teil nicht ohne bedeutende Widerstände. Die Psychologen suchten Versuchspersonen zu gewinnen und mußten natürlich auf das, worum es bei der Untersuchung ging, hinweisen. Es kam vor, daß Versuchspersonen *wiederholt* die Verabredung mit dem Versuchsleiter *vergaßen;* das kann nur als starker Widerstand gegenüber dem Untersuchungsthema gedeutet werden.
Andere wieder standen zunächst dem Untersuchungsthema arglos gegenüber, doch im Verlauf der Untersuchung wurden sie sich des Problems selbst inne und gewannen gleichzeitig großes Interesse daran.
Verschiedene Versuchspersonen fühlten sich geschmeichelt, wenn

man ihnen erklärte, daß man Vertreter sämtlicher Stände teste und man deshalb gerade zu ihnen gekommen sei, weil sie eben diesem oder jenem Stand angehörte. Nur bei den Arbeitern war es ratsam, dies nicht zu betonen, schon gar nicht bei den Frauen von Arbeitern. Diese erklärten öfters von vornherein, ihr Mann sei *ja eigentlich kein Arbeiter* oder zumindest *kein typischer* (Vor dieser Erfahrung kam es vor, daß Versuchspersonen, die schon halb zugesagt hatten, dann doch nicht zu bewegen waren, sich zur Verfügung zu stellen).

Anders steht es jedoch mit dem Eindruck, den die Untersuchung auf die Versuchsperson machte. Schon an ihm kann man die Tiefenwirkung der Methoden und die Wichtigkeit der Problematik erkennen. Obwohl die Versuchspersonen kein Gegenargument zu hören bekamen, wurde sie oft extrem unsicher. Die Situation des Untersuchers war verwandt mit der des Psychoanalytikers gegenüber dem Analysanden in der passiv analytischen Form während Psychoanalysen. Gerade das Schweigen des Psychologen, auch zu den Widersprüchen, in die sich die Versuchsperson verwickelte, erhöhte das affektive Engagement und schaffte krisenhafte innere Spannungen.

Die Untersuchung wurde oft als außerordentlich anstrengend empfunden. Sie wurde – was gar nicht ihrem Wesen entspricht – als bedeutende Beanspruchung der Intelligenz erlebt. Obwohl man in Wahrheit nur an wenigen Punkten der Untersuchung nachdenken, im übrigen sich einfach den Gefühlen überlassen sollte, wurde sie doch nachdrücklich als Intelligenzprobe erlebt. De facto ist die Untersuchung auch anstrengend, aber nur deshalb, weil ständig eine ungewöhnliche Arrangierungsarbeit geleistet wird, die nun wirklich ein großes Maß an Intelligenz erfordert. Doch gelingt es den Versuchspersonen meist nicht, die Fassade bis an den Schluß der Untersuchung aufrechtzuerhalten. Schon der Assoziationstest machte ungeheure Mühe. Die Stereotypie der Phantasieproduktionen tut ein übriges.

Wirklich kam es auch des öfteren fast zu regelrechten Zusam-

menbrüchen, da die Versuchspersonen konsequent auf ein nicht eingestandenes Problem gestoßen wurden. Diese Krisen sind erstaunlich heilsam und von offenkundig therapeutischem Wert. Bewußt trachten die Versuchspersonen nachträglich eine adäquatere Einstellung zur Gesellschaft zu gewinnen.
So stellte eine Apothekerin die Intelligenz als eigentlichen Wert des Menschen hin und versuchte von hier aus, die Personen einzustufen. Nach einigen Tagen kam sie zur Psychologin und erklärte, daß man eigentlich die Menschen nicht einfach nach ihrer Intelligenz beurteilen dürfe, denn es gäbe ja auch intelligente Verbrecher.
Beunruhigend empfanden, wie wir im Text genauer ausführten, die Untersuchung auch kastenbewußte Christen. Sie wurden in ihrem (partiell verdrängten) Gewissen berührt.

KURZANGABEN ÜBER DIE VERSUCHSPERSONEN

Einleitendes:

Wir finden im folgenden nach der großen Überschrift als Untertitel die Namen der einzelnen Psychologen und darunter dann jeweils Kurzangaben über jene Versuchspersonen, die von ihnen untersucht wurden.
Für jede dieser Versuchspersonen werden dann folgende Angaben gemacht: Zunächst führen wir die Nummer der jeweiligen Versuchsperson auf. Zitiert wird sie, so es sich um eine der Voruntersuchung handelt, unter 1/ . . ., soweit sie aus der Hauptuntersuchung ist, unter 2/ . . .
Dann folgt das Geschlecht (W - weiblich, M - männlich), darauf das Alter (auf eine durch 5 teilbare Zahl auf- oder abgerundet).
Weiterhin wird dann angegeben, welche politische Partei die Versuchsperson wählt (ÖVP - österreichische Volkspartei, Nachfolgepartei der christlichsozialen, mit liberal-konservativem Ein-

schlag, SPÖ - Sozialistische Partei Österreichs, FPÖ - Freiheitliche Partei Österreichs, Sammelbecken für Nationalsozialisten, »Deutschnationale« und Liberale. KPÖ - Kommunistische Partei Österreichs). Findet man mehrere Parteien angeführt, dann bedeutet die erste Partei jene, die hauptsächlich gewählt wurde, die zweite bzw. dritte ist jene Partei, die noch ein andermal neben der ersten gewählt wurde.
Zuletzt wird noch die Religion und der Grad ihrer Ausübung angeführt, sowie eventuelle antireligiöse Positionen.

Kurzangaben über die Versuchspersonen der Vorversuche (1/ . . .)

WILFRIED DAIM

1 W 30 Akademikerin, Dr. phil
ÖVP/SPÖ röm. kath. praktizierend

2 W 30 Akademikerin, Dr. phil
ÖVP röm. kath. praktizierend

26 M 55 urspr. Lederwarenerzeuger
hohe autodidaktische Bildungsstufe
KPÖ antireligiös

30 W 50 Haushalt Hauptschule
KPÖ konfessionslos, antireligiös

HANNA DAIM

3 M 50 Hochschulprofessor
ÖVP röm. kath. lau

4 M 60 Arbeiter Bürgerschule
SPÖ/KPÖ konfessionslos

5 W 50 Chemikerin Fachmatura
ÖVP röm. kath. praktizierend

6 M 35 Elektromechaniker, Berufsschule
ÖVP röm. kath. praktizierend

7	M 35	Akademiker, Dr. phil	
ÖVP		röm. kath.	praktizierend
8	W 60	Hausfrau Matura	
ÖVP		röm. kath.	praktizierend
9	M 55	Straßenarbeiter 4 Kl. Mittelschule	
SPÖ		röm. kath.	mäßig
10	M 40	Mittelschulprofessor	
ÖVP		röm. kath.	praktizierend
11	M 25	Angestellter 7 Kl. Mittelsch.	
SPÖ		mosaisch (Halbjude)	nicht ausübend
12	M 50	Elektriker Hauptschule	
SPÖ		konfessionslos	
13	M 20	Student	
ÖVP/SPÖ		röm. kath.	mäßig
14	W 60	Hausfrau Hauptschule	
ÖVP		röm. kath.	praktizierend
15	W 35	Arbeiterin Hauptschule	
ÖVP		röm. kath.	praktizierend
16	W 60	Pensionistin Hauptschule	
SPÖ		röm. kath.	mäßig
17	W 65	Hauptschullehrerin in Pension	
ÖVP		röm. kath.	praktizierend
18	M 65	Pensionist Hauptschule	
SPÖ	(Funktionär)	protest. früher Freidenker	mäßig
19	W 40	Bedienerin Hauptschule	
ÖVP		röm. kath.	praktizierend
20	W 35	Arbeiterin Hauptschule	
SPÖ		mosaisch, nicht ausübend	
21	W 55	Bedienerin Hauptschule	
ÖVP		röm. kath.	praktizierend
22	W 50	Haushalt Dr. phil	
ÖVP		röm. kath.	mäßig
23	W 60	Haushalt Hauptschule	
ÖVP		röm. kath.	praktizierend

24 W 25 Beamtin mehrere Semester Univ.
SPÖ/ÖVP röm. kath. mäßig

25 W 55 Beamtin (Arbeiterin) Hauptschule
VDU/ÖVP protestantisch mäßig

27 W 40 Angestellte Hauptschule
VDU/ÖVP/SPÖ röm. kath. mäßig

28 M 60 Beamter (Arbeiter) Hauptschule
SPÖ (Funktionär) altkath. praktizierend

29 M 50 Beamter Mittelschule
SPÖ konfessionslos, antireligiös

EDITHA GROSSMANN

101 W 50 Arbeiterin 3 Kl. Hauptschule
ÖVP/SPÖ röm. kath. antireligiös

102 M 45 Hilfsarbeiter 8 Kl. Volksschule
SPÖ röm. kath. antikirchlich

103 M 60 Schuldirektor LBA
SPÖ röm. kath. mäßig

104 M 65 Tischler 8 Kl. Volksschule
ÖVP röm. kath. praktizierend

105 W 60 Hausfrau 8 Kl. Volksschule
ÖVP röm. kath. praktizierend

106 M 55 Fabrikbesitzer Akademiker
ÖVP röm. kath. praktizierend

107 M 55 Arzt
ÖVP griech. orth. nicht ausübend

108 M 35 Gast-Landwirt Handelsakademie
ÖVP röm. kath. mäßig

109 M 70 Werkmeister i. P. 8 Kl. Volksschule
SPÖ röm. kath. mäßig

110 M 40 Kleinbauer 8 Kl. Volksschule
ÖVP röm. kath. praktizierend

111 M 35 Kraftfahrer (Bauer) 8 Kl. Volksschule
ÖVP röm. kath. mäßig

112	M 50	Kleinbauer	8 Kl. Volksschule	
SPÖ	röm. kath.	praktizierend		
113	M 35	Textilfacharbeiter	8 Kl. Volksschule	
SPÖ/ÖVP	röm. kath.	mäßig		
114	M 35	Fabrikarbeiter	8 Kl. Volksschule	
SPÖ	gottgläubig	antireligiös		
115	M 40	Forstarbeiter	8 Kl. Volksschule	
SPÖ	röm. kath.	mäßig		
116	M 25	Gastwirt (Tischler)	Hauptschule	
SPÖ	röm. kath.	lau		
117	W 60	Hausfrau	Matura, 4 Sem. Univ.	
ÖVP	röm. kath.	praktizierend		

I. E.

118	M 40	Schlosser	Hauptschule	
SPÖ	röm. kath.	nicht ausübend		
119	M 50	techn. Angestellter	Gewerbeschule	
KPÖ	konfessionslos,	antireligiös		
120	M 25	Student		
ÖVP	röm. kath.	praktizierend		
121	W 55	Haushalt	Hauptschule	
SPÖ/ÖVP	konfessionslos			
122	M 25	Bautechniker	techn. Fachschule	
SPÖ/ÖVP	röm. kath.	nicht ausübend		
123	M 35	Arbeiter	Gewerbeschule	
ÖVP	röm. kath.	praktizierend		
124	M 55	Landwirt	8 Kl. Volksschule	
ÖVP	röm. kath.	praktizierend		
125	M 60	Elektrotechniker	Fortbildungsschule	
SPÖ	konfessionslos			
201	M 35	Landwirt	Hauptschule	
ÖVP	röm. kath.	praktizierend		
202	M 70	Geigenmacher	Gewerbeschule	
SPÖ/ÖVP	protestantisch	praktizierend		

203 W 25 med. techn. Assistentin 6 Sem. Medizin
SPÖ/ÖVP röm. kath. nicht ausübend

204 W 35 Landwirtin 8 Kl. Volksschule
ÖVP röm. kath. praktizierend

V. N.

301 M 65 Schlosser 8 Kl. Volksschule
SPÖ röm. kath. mäßig

302 W 50 Hausfrau Handels-Haushaltungsschule
ÖVP röm. kath. praktizierend

303 W 50 Hausfrau 8 Kl. Volksschule
SPÖ röm. kath. nicht ausübend

304 W 35 Angestellte LBA, Handelsakademie
ÖVP (Mitglied SPÖ) röm. kath. praktizierend

305 M 65 Bauer 8 Kl. Volksschule
ÖVP röm. kath. praktizierend

401 M 30 Landwirt 8 Kl. Volksschule
ÖVP röm. kath. nicht ausübend

402 M 60 Maschinenschlosser 8 Kl. Volksschule
SPÖ röm. kath. nicht ausübend

403 W 30 Hausfrau (Arbeiterin) 8 Kl. Volksschule
ÖVP röm. kath. praktizierend

KLAUS STRIGL

501 W 30 Hausfrau Matura, unvollend. Studium
SPÖ/ÖVP röm. kath. nicht ausübend

502 M 30 Landwirt Hauptschule
ÖVP röm. kath. praktizierend

503 W 50 Lehrerin Matura
ÖVP/SPÖ/VDU röm. kath. nicht ausübend

504 W 50 Bibliotheksbeamtin Matura
ÖVP/SPÖ protestantisch nicht ausübend

505 M 50 Angestellter 4 Kl. Hauptschule
ÖVP/SPÖ röm. kath. antiklerikal

506 W 65 Hausfrau Hauptschule franz. Staatspr.
ÖVP röm. kath. nicht ausübend

507 W 30 Bibliothekarin Matura
ÖVP röm. kath. nicht ausübend

508 M 25 Schlosser 8 Kl. Volksschule
SPÖ röm. kath. lau

509 W 60 Geschäftsfrau Matura
SPÖ röm. kath. praktizierend

510 M 55 Beamter i. P. Hauptschule
SPÖ röm. kath. nicht ausübend

511 M 45 Schmied 8 Kl. Volksschule
SPÖ röm. kath. nicht ausübend

512 M 45 Landwirt 8 Kl. Volksschule
ÖVP röm. kath. praktizierend

GERTRUDE PETZ

601 W 65 Rentnerin Hauptschule Fortbildungsk.
ÖVP/VDU protestantisch mäßig

602 M 45 Versicherungsbeamter Hauptschule
SPÖ konfessionslos, antireligiös

603 W 35 Akademikerin Dr. phil
ÖVP/VDU röm. kath. lau

604 M 50 Gärtner Hauptschule, 3 Kl. Arbeitermittelsch.
ÖVP röm. kath. antiklerikal

605 W 50 Hausfrau Hauptschule
SPÖ protestantisch mäßig

606 M 45 Landwirt 8 Kl. Volksschule
ÖVP röm. kath. mäßig

607 M 40 Bauer 8 Kl. Volksschule
ÖVP röm. kath. mäßig

608 W 50 Hausfrau 2 jähr. Handelsschule
SPÖ Baptist fanatisch

609 M 45 Straßenbahner Matura, 4 Sem. Medizin
SPÖ/KPÖ o. R. lau

610 W 40 Hausfrau 8 Kl. Volksschule
SPÖ/VDU/KPÖ protestantisch mäßig

611 W 35 Hilfsarb.,Lehrer Matura 8 Sem. Univ.
SPÖ protestantisch

612 M 35 Goldschmied Hauptschule
ÖVP röm. kath. lau

613 W 55 Hausfrau Hauptsch., Fortbildungsk.

E. K.

701 M 45 Amtsdiener Volksschule
ÖVP röm. kath. mäßig

702 M 45 Landwirt Landwirtschaftsschule
ÖVP röm. kath. mäßig

703 M 30 Geschäftsführer Mittelschule
ÖVP röm. kath. praktizierend

704 M 40 Hauptschullehrer Matura
SPÖ konfessionslos

705 M 35 Kammerreferent Matura
SPÖ konfessionslos

706 W 35 Hausfrau Matura
ungültig konfessionslos, antikirchl.

707 W 40 Hausfrau Handelsschule
VDU/SPÖ konfessionslos

708 M 45 Bauer Volksschule
ÖVP/SPÖ röm. kath. praktizierend

Kurzangaben über die Versuchspersonen der Hauptversuche (2/...)

HANNA DAIM

100 Gesamtgutachten

101 M 30 Priester Akademiker
ledig ÖVP röm. kath. praktizierend

102	W	60	Hausfrau	Mittelschule	
verh.		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
103	M	45	Priester	Akademiker	
ledig		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
104	W	30	freier Beruf	Akademikerin	
ledig		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
105	W	50	Hausfrau	Akademikerin	
verh.		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
106	M	35	Priester	Akademiker	
ledig		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
107	M	50	Künstler	Musikakademie	(Adeliger)
verh.		ÖVP	evang. H. B.	nicht sehr	
108	W	45	Frau eines Künstlers	Hauptschule	
verh.		ÖVP	evang. H. B.	nicht sehr	
109	W	50	Mittelschullehrerin	Akademikerin	
verwitw.		ÖVP	evang. A. B.	nicht	
110	W	50	Angestellte	Handelsschule	
ledig		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
111	M	25	Bankbeamter	Mittelschule	
ledig		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
112	M	50	Fabrikant	Mittelschule	
verh.		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
113	M	30	Gewerbetreib.	Mittelsch., Meister	
ledig		ÖVP	evang. A. B.	praktizierend	
114	W	30	Briefmarkenhandel	Hauptschule	
verh.		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
115	W	55	Hausfrau	Lyzeum	(Adelige)
verh.		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
116	M	35	Polizeioffizier	Akademiker	
verh.		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
117	W	35	Angestellte	Akademikerin	
verh.		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
118	W	45	Hausfrau	Mittelschule	
verh.		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	

119	W	35	Kindergärtnerin	Hauptschule	
ledig		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
120	M	40	Staatsbeamter	Akademiker	
ledig		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	

EDITHA GROSSMANN

200 Gesamtgutachten

201	W	40	Angestellte	Hauptschule	
gesch.		indiff.	röm. kath.	praktizierend	
202	W	45	Angestellte	Hauptschule	
verh.		SPÖ	konfessionslos		
203	M	40	Angestellter	Akademiker	
verh.		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
204	M	40	Vertreter	Hauptschule, 1 J. LBA	
verh.		ÖVP	röm. kath.	minimal	
205	W	35	Hausfrau	Hauptsch.,Handelsak., Maturasch. begonn.	
verh.		KPÖ	röm. kath.	Antieinstellung	
206	W	20	Angestellte	4 Kl. Mittelschule	
ledig		indiff.	röm. kath.	relig. Krise	
207	M	20	Arbeiter	6 Kl. Volksschule	
ledig		indiff.	röm. kath.	gar nicht	
208	M	35	Bauer	Hauptschule	
verh.		ÖVP	röm. kath.	minimal	
209	M	50	Bauer	8 Kl. Volksschule	
verh.		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
210	M	50	Bauer	4 Kl. Hauptschule 2 Kl. Landwirtschaftsschule	
verh.		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	
211	M	40	Kesselmaurer (Angest.)	8 Kl. Volksschule	
verh.		SPÖ	röm. kath.	mäßig	
212	M	60	Bauer	8 Kl. Volksschule	
verh.		ÖVP	röm. kath.	praktizierend	

213 M 40 Bauer (Vizebürgerm.) 8 Kl. Volksschule
verh. ÖVP (NS-Trend) röm. kath. praktizierend

214 M 35 Gutsbesitzer Matura, Land- u. Forstwirtsch. beg. (Graf)
verh. ÖVP röm. kath. praktizierend

215 W 30 Angestellte Matura
verh. ÖVP röm. kath. aktiv

216 M 50 Ausarb. (Angest.) 2 Kl. Hauptschule
verh. SPÖ röm. kath. nicht

217 M 35 Industrieller Akademiker
verh. ÖVP röm. kath. nicht

218 M 25 Transportarbeiter 7 Kl. Mittelschule
verh. SPÖ röm. kath. praktizierend

219 M 45 Maler u. Graphiker Graph. Lehr- u. Vers. Anstalt
verh. indiff. wählt ÖVP evang. nicht

220 M 35 Tapezierer (selbst.) 4 Kl. Hauptschule
verh. altkath. mäßig

KLAUS STRIGL

300 Gesamtgutachten

301 M 30 Unternehmer Dipl. Kaufm., Dr. der Handelswissenschaft
ledig ÖVP röm. kath. teilw. ausüb.

302 M 50 Finanzbeamt. Matura
verh. SPÖ röm. kath.

303 M 40 Schlossermeister Hauptschule in Industrie
verh. SPÖ röm. kath. nicht praktizierend

304 M 40 Direktor von AG. Matura
verh. ÖVP röm. kath. ausübend

305 W 50 Angestellte Handelsschule
ledig SPÖ röm. kath. nicht ausübend

306 M 45 Friseur Hauptschule
verh. eher ÖVP-feindl. röm. kath. nicht praktiz.

307 W 20 Büroangest. Hauptschule
ledig neutral ÖVP röm. kath. nicht praktiz.

308 M 60 Hilfsarbeiter Matura
gesch. ÖVP röm. kath. nicht praktiz.

309 M 30 Schriftsteller Matura
teilweise Hochschulst.
ledig schwankend röm. kath.

310 M 30 Maschinenschloss. Hauptschule
verh. SPÖ röm. kath.

311 M 20 Malergeselle Hauptschule
ledig SPÖ röm. kath.

312 M 30 Mittelschull. Dr. phil.
ledig ÖVP röm. kath. praktizierend

313 W 65 Industriellengattin Matura LBA
verh. ÖVP röm. kath. praktizierend

314 W 35 Bankbeamtin Matura (Baronin)
ledig ÖVP röm. kath. praktizierend

315 M 30 Landwirt Volksschule
verh. ÖVP röm. kath. praktizierend

316 M 35 Kleinbauer Volksschule
Zimmereiarbeiter
verh. SPÖ röm. kath. praktizierend

317 W 40 Bäuerin Hauptschule
verh. ÖVP röm. kath. praktizierend

318 M 50 Landwirt Hauptschule
verh. indiff. röm. kath. nicht praktiz.

319 M 55 Malermeister Hauptschule
verh. SPÖ röm. kath. ausgetreten

320 M 35 Landwirt Matura
verh. ÖVP röm. kath. praktizierend

400 Gesamtgutachten

401 W 30 Angestellte Matura, Dr. phil.
ledig desinteress. röm. kath. nicht praktiz.

402 W 30 Ordinationshilfe 4 Kl. Mittelschule Kurs
ledig ÖVP röm. kath. nicht praktiz.

403 M 25 Redakteur 6 Kl. Mittelschule
ledig ÖVP röm. kath. praktizierend

404 W 20 Bankangest. Hauptsch. Handelsakadem. beg.
ledig keine evang. H. B. praktizierend

405 M 30 Stadtdiakon 7 Kl. Obersch. Seminar
ledig ÖVP evang. A. B. aktiv

406 M 55 Angestellter techn. Mittelsch. ohne Abschl.
verh. ÖVP röm. kath. mäßig

407 W 55 Hausfrau Hauptsch., Handelsschule
verh. ÖVP röm. kath. mäßig

408 M 30 Verkäufer 4 Kl. Mittelschule
ledig ÖVP röm. kath. praktizierend

409 M 30 Schlosser (Angest.) Gewerbeschule
verh. FPÖ röm. kath. mäßig

410 M 30 Schlosser (Angest.) Gewerbeschule
verh. keine konfessionslos

411 W 35 Hausfrau Hauptsch., Handelsschule
verh. ÖVP röm. kath. praktizierend

412 M 30 Lehrer 6 Sem. Theol., 8 Sem. Phil.
verh. ÖVP röm. kath. praktizierend

413 W 30 Hausfrau Matura, Handelsakad.
verh. unpol. röm. kath.

414 W 20 Bandagistin Mittelschule
verh. ÖVP evang. A. B. praktizierend

415 M 65 Landwirt Volksschule
verh. ÖVP röm. kath.

416 M 50 Landwirt,Kammerrat Volksschule
verh. ÖVP röm. kath. praktizierend

417 M 25 Sohn eines Landwirts Matura, 8 Sem. Jus
verh. ÖVP röm. kath. praktizierend

418 M 45 Hilfsarbeiter Volksschule
verh. SPÖ/ÖVP röm. kath. mäßig

419 W 35 Hausfrau Volksschule
verh. KPÖ konfessionslos

420 M 50 Schmied in Ind. Volkssch., Gewerbeschule
verh. KPÖ konfessionslos

GERTRUDE PETZ

500 Gesamtgutachten

501 M 40 Maler Hauptschule
ledig indiff. röm. kath. mäßig

502 W 35 Magister Doktorrat
ledig ÖVP röm. kath. lau

503 W 25 Angestellte Handelsschule
ledig ÖVP röm. kath. lau

504 M 40 Monteur Haupt- u. Gewerbeschule
verh. SPÖ o. B.

505 M 40 Angestellter Mittelsch. Beamtenmatura
ledig SPÖ röm. kath. desinteressiert

506 M 20 Goldschmied Haupt- u. Berufsschule
ledig SPÖ röm. kath.

507 M 45 Versicherungsbeamt. Hauptschule
verh. SPÖ o. B. antirel. Pos.

508 W 20 Hilfsarbeit. Volksschule
ledig ÖVP röm. kath. sehr aktiv

509 M 45 Kaufmann Matura
verh. neutral o. B.

510 W 50 Hausfrau 3 Kl. Hauptschule
verh. früher SPÖ aus Kirche ausgetreten

511	M	65	Schuhmachermeister	Volksschule	
verh.		VDU	röm. kath.	lässig	
512	M	60	Großbauer	Volksschule	
verh.		ÖVP	evang.	aktiv	
513	M	70	Mittelbauer	Volksschule	
verw.		ÖVP	röm. kath.	aktiv	
514	M	60	Kleinlandwirt	Volksschule	
verh.		SPÖ	evang.	fromm	
515	W	55	Gattin von Tierarzt	Handelsakad.	
verh.		ÖVP	evang.	uninteressiert	
516	M	20	Tischler	Hauptschule	
verh.		SPÖ	röm. kath.	mäßig	
517	M	25	Jurist	Akademiker (Graf)	
ledig		konservativ	röm. kath.	pflichtgemäß	
518	W	35	Frau eines Arbeiters	Hauptschule	
verh.		SPÖ	röm. kath.	passiv	
519	M	60	kath. Priester	Akademiker	
ledig		ÖVP	röm. kath.		
520	M	70	Industrieller	Ing. Hochschule	
verh.		FPÖ	röm. kath.	mäßig	

QUELLEN

Adorno T. W. u. a., The autoritarian personality. New York 1950
Agnihotri Pandit B. A., Kasten und Stände in Indien. Wien 1932
Alexander Franz, Irrationale Kräfte unserer Zeit. Eine Studie über das Unbewußte in Politik und Geschichte. Stuttgart 1946
Allport G. W., The nature of prejudice. Cambridge 1954
Arvay Dezsö, Du darfst nicht lieben, wen du willst. Hamburg 1957
Berdjajew Nikolai, Christentum und Klassenkampf. Luzern 1936
Bloy Leon, Exegese der Gemeinplätze. Wien 1949
Brinton Crane, Die Revolution und ihre Gesetze. Frankfurt/M. 1959
Buber Martin, Königtum Gottes. Berlin 1932
Caruso Igor A., Psychoanalyse und Synthese der Existenz. Wien 1952
Daim Wilfried, Umwertung der Psychoanalyse. Wien 1951

ders., Tiefenpsychologie und Erlösung. Wien 1954
ders., Der Mann, der Hitler die Ideen gab. München 1958
ders., Totaler Untergang? München 1959
ders., Zur Psychologie der Revolution, in: Der Psychologe. Bern I/II, 1956
ders., Heideggers Existenzphilosophie und das Trauma der Geburt, in: Wissenschaft u. Weltbild. Wien I, 1951
ders., Psychoanalyse der Wohnung, in: Der Psychologe. Bern V/VI, 1956
ders., Zur Tiefenpsychologie des Raketenwettlaufs zwischen Ost und West, in: Der Psychologe. Bern V, 1959
ders., Psychologisches zum Begriff des Untergrundes, in: Der Psychologe. Bern III, 1957
ders., Ein psychoanalytisches Bild und seine Bedeutung, in: Wissenschaft u. Weltbild. Wien III, 1956
Djilas Milovan, Die neue Klasse. Eine Analyse des kommunistischen Systems. München 1958
Dolzen-Pease Josefine van, Das ist die Welt. Wien 1956
Dudinzew Wladimir, Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Hamburg 1956
Dvorak Josef, Geist-Institution-Kaste in der mosaisch-christlichen Religion. In Vorbereitung
ders., Petrus und der Gerber, in: Der Psychologe. Bern II, 1960
Eisler, Weltenmantel und Himmelszelt. München 1910
Evola Julius, Erhebung wider die moderne Welt. Stuttgart-Berlin 1935
ders., Heidnischer Imperialismus. Leipzig 1933
Fedorow N., Philosophie der gemeinsamen Tat
Fichtenau Heinrich, Mensch und Schrift im Mittelalter. Wien 1946
Freud Anna und Dorothy Burlingham, Kriegskinder. London 1949
Freud Sigmund, Gesammelte Werke. London 1942. Darin besonders:
Die Disposition zur Zwangsneurose
Der anale Charakter
Die Traumdeutung
Der Mann Moses und die monotheistische Religion
Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten
Giraudoux Jean, Sodom und Gomorrha. Zürich 1944
Gobineau Josef Arthur, Graf, Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Stuttgart II, 1902
Graber Gustav Hans, Einheit und Zwiespalt der Seele. Bern 1945
ders., Psychologie des Mannes. Bern-Stuttgart 1957

ders., Psychoanalyse und Heilung eines nachtwandelnden Knaben. Baden-Baden 1931
ders., Zeugung, Geburt und Tod. Ein psychoanalytischer Vergleich. Baden-Baden 1930
ders., Neurotische Typisierung, in: Intern. Zeitschr. f. Psychoanalyse. Wien Bd. XVII (1931), Heft 4
Hajek K. A., Management und human relations. Wien 1955
Heer Friedrich, Christentum und Gesellschaft vom 3. bis 20. Jahrhundert. In Vorbereitung
Heintz Peter, Soziale Vorurteile. Köln 1957
Hitler Adolf, Mein Kampf. München 27 1933
»Heute«, Wien, 2. Jg., Nr. 3 (Bericht von Adolf Henning)
Hoegner Wilhelm, Die verratene Republik. München 1958
Jung C. G,. Das Wandlungssymbol in der Messe, in: Von den Wurzeln des Bewußtseins. Studien über den Archetypus. Zürich 1954
Kinsey Alfred C., Sexual Behaviour in the Human Male. Philadelphia 1949
Klages Ludwig, Alfred Schuler: Fragmente und Vorträge aus dem Nachlaß. Leipzig 1940
Knoll August M., Der Zins in der Scholastik. Innsbruck-Wien-München 1933
ders., Gnade und Zins. Wien 1934
Lanz Adolf (Georg) (v. Liebenfels), Der Weltfriede als Werk und Sieg der Blonden. Wien 1928 (Ostara 3. Aufl. Nr. 4)
ders., Die Gefahren des Frauenrechts und die Notwendigkeit der mannesrechtlichen Herrenmoral, Rodaun 1909 (Ostara 33)
ders., Nackt- und Rassenkultur im Kampf gegen Mucker- und Tschandala Kultur, Rodaun 1913 (Ostara 66)
Der größte Teil seiner Schriften findet sich in W. Daims »Der Mann, der Hitler die Ideen gab« ausführlich angeführt.
Lawrence D. H., Lady Chatterley und ihre Liebhaber. Leipzig 1930
Lhotzky Alfons, Apis colonnae. Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung, Bd. 55, Wien 1944
Mao Tse-tung, Gesammelte Werke. Bd. 1–4, Berlin 1956–57
Marx Karl, Auswahl und Einleitung von Franz Borkenau. Frankfurt/M. Hamburg 1956
ders., Der historische Materialismus. Die Frühschriften. Herausgegeben von S. Landshut und J. P. Mayer, Leipzig 1952, Bd. 1 u. 2
ders., Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Ungekürzte Ausgabe nach der 2. Aufl. 1872, Berlin 1932

Mees G. H., Dharma and Society. S-Gravenhage 1935
Meissner Boris, Der Wandel im Gefüge der Sowjetunion. Europa Archiv, herausgegeben von Wilhelm Cornides, Wien 1950
ders., Rußland im Umbruch. Frankfurt/M. 1951
Müller Adam H., Die Elemente der Staatskunst. Berlin 1809
Mylan Charles E., Freuds tragischer Komplex. München 1929
Neumann Erich, Ursprungsgeschichte des Bewußtseins. Zürich 1940
ders., Die große Mutter. Zürich 1956
Neumann Robert, Mit fremden Federn. Wien-München-Basel 1956
Niefeld S. J., Die geschichtliche Entwicklung der Geopolitik. Dissertation, Wien 1951
Niedermeyer Albert, Handbuch der Pastoralmedizin, 5. Bd., Wien 1952
Nietzsche Friedrich, Der Antichrist
ders., Menschliches, Allzumenschliches
ders., Der Wille zur Macht
ders., Jenseits von gut und böse
ders., Zur Genealogie der Moral
ders., Ecce Homo
ders., Gedichte
Ortega y Gasset, Schuld und Schuldigkeit der Universität. Oldenburg 1952
Orwell Georges, Die Republik der Tiere. Wien 1951
Payne Robert, Mao Tse-tung. Hamburg 1951
Pickl Josef, Messiaskönig Jesus in der Auffassung seiner Zeitgenossen. München 1935
Rebreanu Liviu, Der Aufstand. Wien 1942
Reichmann Eva G., Flucht in den Haß. Die Ursachen der deutschen Judenkatastrophe. Frankfurt/M. 1959
Reiwald Paul, Die Gesellschaft und ihre Verbrecher. Zürich 1948
Reik Theodor. Der eigene und der fremde Gott. Imago Bücher III, Leipzig-Wien-Zürich 1923
Sachs Hanns, Freud, Master and Friend. London 1945
Sadger M., Über Schlafwandel und Mondsucht. Wien 1914
Scheler Max, Versuche zu einer Soziologie des Wissens. München-Leipzig 1924
Schjelderup-Ebbe Th., Zeitsch. Psych. 88 und 92
Schuler Alfred, Fragmente und Vorträge aus dem Nachlaß. Herausgegeben von Ludwig Klages, Leipzig 1940
Simpson G. E. und Yinger J. M., Racial and cultural minorities. Rev. ed. New York 1958

Szondi Leopold, Schicksalsanalyse. Basel 1944
ders., Triebpathologie. Bern 1952
ders., Ichanalyse. Bern 1956
Thoma Ludwig, Die Lausbubengeschichten. Zuletzt erschienen in der Ro-ro-ro Reihe, Hamburg
Walther Julius, Die Freimaurerei. Wien 1901
Wasserzieher Ernst, Woher? Ableitendes Wörterbuch der deutschen Sprache. Bonn 1950
Weber Max, Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Neuauflage Tübingen 1947
Woltereck Richard, Philosophie der lebendigen Wirklichkeit. Stuttgart 1940

ANMERKUNGEN

Vorbemerkung

Da wir ein eigenes Verzeichnis der Quellen beigegeben haben, können wir die Zitation stark vereinfachen. Wir nennen, wenn wir auf eine dort genannte Arbeit hinweisen wollen, den Zunamen des Autors, den Vornamen nur dann, wenn in den Quellen zwei Autoren mit dem gleichen Zunamen angeführt sind. Ist von einem Autor nur ein Werk in den Quellen angegeben, so begnügen wir uns mit der Anführung seines Namens, werden mehrere Arbeiten angeführt, bringen wir den Hinweis durch ein unverwechselbares Schlagwort. Wenn wir also etwa Nietzsche, Genealogie schreiben, läßt sich an Hand der Quellen erkennen, daß wir Friedrich Nietzsche, Genealogie der Moral, meinten.

1. Dvorak
2. Heer
3. Nach einer persönlichen Mitteilung jener Person, der gegenüber diese Aussage gemacht wurde.
4. Nach einer persönlichen Information des Onkels (Universitätsprofessors).
5. Die folgende Ausdeutung stammt von mir. Ich verdanke jedoch den Hinweis, daß das Schachspiel ein Symbol der Zweikastengesellschaft ist, Prof. Dr. August M. Knoll.

6. Selbst in Saudiarabien ist jedoch ein Prozeß des Abbaues der Sklaverei im Gange, deren Grundlage dort bereits so unterminiert ist, daß die Sklavenhändler sich auf andere Geschäfte umstellen.
7. Professor Portmann teilte dies Prof. Knoll persönlich mit, der diese Äußerung dann an mich weitergab.
8. Nach einem Bericht über den Aufbau der indischen Industrie in der Wochenschrift »Heute«.
9. Marx, Frühschriften, S. 357
10. Thoma, S. 69 ff., 101 f., 103, 120 ff., 122 f. und 124
11. Minoritäts- und Majoritätsuntersuchungen gibt es in großer Zahl. Etwa von Adorno, Allport, Heintz, Yinger.
12. Szondi, in jedem seiner angeführten Bücher.
13. Sachs
14. Dudinzew, S. 13
15. Meissner, Umbruch
16. Die Beziehungen von Fixierung und Verabsolutierung habe ich bereits in früheren Arbeiten ausführlich behandelt:
    Daim: Umwertung
    Erlösung
    Untergang
    Hitler
    Die Fixierung als wirksames Element in der kollektiven Entwicklung hat unseres Wissens zum ersten Mal *Alexander* entwickelt. Aber auch bei *Brinton* findet sich die Fixierung, wenn auch nicht expressis verbis als pathologisierendes Moment der Gesellschaft aufgezeigt. Er legt dar, daß die Zirkulation der Talente in der vorrevolutionären Gesellschaft unterbunden wird.
17. Marx, Frühschriften, S. 126
18. Walther
19. C. G. Jung in seinen Trauminterpretationen hat in besonderer Weise darauf hingewiesen.
20. Dvorak
21. Dvorak
22. Djilas
23. Meissner, Wandel, S. 3002
24. Agnihotri
25. Mao Tse-tung, nach Payne, S. 317
26. Scheler

27. Knoll, Scholastik
ders., Gnade
28. Nietzsche, Antichrist
Genealogie
Ecce homo u. a.
29. Marx, Frühschriften, S. 264
30. Brinton, S. 130
31. Brinton, S. 105
32. Orwell, S. 89 f.
33. Alexander
34. Daim, Untergang. Hier zeigte ich das regressive und zugleich gemeinschaftstiftende Moment des Todestriebs.
35. Daim, Untergang. Die entlastende Wirkung der Vorstellung des *gemeinsamen* Todes, der dadurch noch ein faszinierendes Moment erhält, haben wir im angeführten Buch dargelegt.
36. Nach persönlichen Mitteilungen.
37. Caruso
38. Reiwald
39. Vorentwurf eines neuen Parteiprogramms der SPÖ, »Arbeiterzeitung«, Wien, 23. Nov. 1957, Seite 17.
40. Anna Freud
41. Schjelderup-Ebbe
42. Graber, Psychologie des Mannes
43. Daim, Umwertung
44. Graber, Psychologie des Mannes; Daim, Revolution
45. Lawrence
46. S. Freud, Zwangsneurose
anale Charakter
47. In der biologischen Anstalt am Wilhelminenberg in Wien
48. Wasserzieher, S. 190
49. Daim, Umwertung
50. Woltereck
51. S. Freud, Traumdeutung
52. Daim, Heidegger
53. Graber, Zwiespalt
54. Daim, Umwertung
Erlösung
55. C. G. Jung in fast allen Arbeiten
56. Erich Neumann, Ursprungsgeschichte
57. Etwa an Sarkophagen in der Kapuzinergruft in Wien.

58. Unsere Formulierung
59. Zitiert nach Erich Neumann, Ursprungsgeschichte, S. 32 f.
60. Reik, S. 255 f.
61. Arvay
62. Lhotzky
63. Rebreanu
64. Fichtenau
65. Thoma, S. 1 f.
66. Weber
67. Hajek hob in interessanter Weise den religionssoziologischen Zusammenhang von amerikanischem Puritanismus und Management hervor. So gilt in den USA die Zugehörigkeit zu einer puritanischen Sekte vielfach schon als qualifizierendes Moment für einen Manager.
68. Bloy
69. Berdjajew
70. Walther
71. Brinton, S. 102 f.
72. Berdjajew
73. Ein polnischer Kommunist äußerte sich in dieser Weise dem Verfasser gegenüber.
74. Giraudoux
75. Reik
76. S. Freud, Moses
77. Diese Erzählung hat Ähnlichkeit mit vielen Heldenmythologien. Dies rechtfertigt jedoch keineswegs einfach die Mythologisierung der Bibelstellen. Denn solche Mythen können auch vorbiblischen Charakter haben, so daß jemand – etwa die Mutter des Moses – analog vorgeformten Mythen handelt.
78. Müller, S. 219 f.
Den Hinweis auf die archetypische Bedeutung der in den jüdischen Schriften immer wiederkehrenden Betonung des Sklavendaseins in Ägypten verdanke ich Prof. Baruch Graubard.
79. Das Wort jinnâphesch, niph'al imperfectum von npsch kommt laut Gesenius' Wörterbuch im AT nur dreimal vor, und zwar Ex 23, 12; 31, 17 und 2 Sam 16, 14.
Die Stelle 2 Sam 16, 14 lautet in Übersetzung: »Endlich kam der König (= David auf der Flucht, gehetzt, beschimpft, mit Steinen und Dreck beworfen) ... erschöpft ans Ziel. Dort... er.«

jinnâphesch heißt laut Wörterbuch (die Verwandtschaft mit *nephesch* ist ja klar): »nach einer Anstrengung Atem schöpfen.« Dafür gibt es das schöne, auch vom Duden angeführte deutsche Wort »verschnaufen«.

Also: »Dort verschnaufte er.«

Die Stelle Ex 23, 12 lautet im Urtext: wᵉjinnâphesch bän-amâtchâ wᵉhagger.

Die Stelle Ex 31, 17: ubajjom haschschbi'i schâbat wajjinnâphasch, Hier ist also durch das Wort jinnâphesch eine ausdrückliche Parallele gezogen zwischen dem »Sohn der Sklavin und dem Ger« einer- und Gott andererseits.

Martin Buber meint in »Der Glaube der Propheten« S. 82 (hier verwendet er das Wort »verschnaufen«, obwohl er in seiner Bibelübersetzung »eratmen« übersetzt): »Der krasse Anthropomorphismus spannt den Gott mit dem arbeitsmüden Sklaven zusammen, auf den ... in der am stärksten aufreizenden und aufrüttelnden Weise hingelenkt werden soll.«

80.–85. Dvorak

86. Jotham oder Joatham erzählt Richter 9, 7 (nach der Erhebung Abimelechs zum König) die Fabel: »Einst gingen die Bäume, sich einen König zu salben ...« Die in sich wertvollen Bäume lehnten es ab, über andere zu herrschen. Sie wollen ihre Kräfte dazu benützen, Früchte zu tragen und sie nicht bei der Beherrschung der anderen zu vergeuden. Allein der Stechdorn, der zu nichts taugt, spielt sich als Diktator auf und »gewährt den anderen Schutz«, wozu er gar nicht fähig ist, droht aber allen, die seinen »Schutz« nicht annehmen wollen, mit der Liquidierung.

87. Martin Buber, zitiert nach Dvorak

88. Die Stelle ist darum so wichtig, weil durch den Tanz Davids bewußt mit der alt-israelitischen Tradition gebrochen wird, nach der der (bloß widerwillig geduldete) König mit dem Kultus nichts zu tun haben soll (siehe die Auseinandersetzung Samuel-Saul).

Hingegen spüren wir hier rein kanaanäisch-ägyptischen Einfluß. Eine Verbindung also zu ägyptischer Staatsmetaphysik (Opfertanz der ägyptischen Könige nach Kees!).

89.–90. Dvorak

91. Die Juden, die aus mohammedanischen Ländern nach Israel einwandern, etwa aus dem Jemen, haben in Übereinstimmung

mit den Gesetzen der Herkunftsländer und des Judentums selbst manchmal mehrere Frauen. Der Judenstaat hat dagegen das monogame Prinzip, wodurch sich konkrete Schwierigkeiten ergeben.

92.–107. Dvorak

108. Pickl

109. Vgl. die Meßliturgie

110. In der Pessach-Hagada heißt es wörtlich: hâ lachmâ anjâ di akâlu abâhâtânâ b^{e}arâ' d^{e}misrâim.
åni bedeutet Leiden, Elend.
Mit dieser Vokabel ist »Ägypten« schon Gn 41, 52 assoziativ verbunden. Denn dort nennt Josef seinen zweiten Sohn »Ephraim: denn Gott hat mich fruchtbar werden lassen im Lande meines Elends«. Hier also schon ein Hinweis auf die Sklavenarbeit, die Israel in Ägypten verrichten mußte. In Dt 16, 3 (Pessach-Vorschrift) heißt – lächäm oni – Elendsbrot. Es ist das Brot, das die Juden als Sklaven in Ägypten aßen (knapp vor dem Auszug), und symbolisiert das Sklavendasein schlechthin. Auch heute heben die Juden zu Pessach die Seder-Schüssel mit den Mazzoth in die Höhe und sprechen dazu: »Seht das Elendsbrot, das unsere Väter gegessen im Lande Ägypten! – Wen es hungert, komme und esse. Wer es benötigt, der komme und halte Pessach. Dieses Jahr hier, künftiges im Lande Israel. Dieses Jahr versklavt, künftiges frei.«
Wenn wir auf die assoziative Verbindung Sklavenbrot – Leib Jesu hinweisen, wollen wir damit selbstverständlich nichts aussagen, was nur irgend etwas mit der Sakramentenlehre zu tun hat. Uns interessiert lediglich der Affektgehalt der ganzen Szene und nicht das Problem der Realpräsenz.
Vgl. zur Passaliturgie Billerbeck IV, 41 ff.,
Jeremias, Die Abendmahlworte Jesu, S. 81 und
Stauffer, Jesus, S. 89, dem wir in bezug auf die Reihenfolge von erster und zweiter Deuteformel folgen.

111. Dvorak

112. Jung

113. Der Hinweis auf die zentrale Bedeutung der Stelle (Apg 9/36 ff.) als Durchbrechung der Ekelschranke stammt von mir, die detaillierte Ausdeutung von Dvorak.

114. Die Möglichkeit und die Art und Weise eines Zusammenwirkens

von Gott und Mensch beim Zustandekommen derartiger Visionen interessiert uns hier nicht, da wir als Psychologen lediglich Aussagen über die natürliche Seite der Phänomene machen können. Wir haben selbstverständlich auch keinen Grund, eine solche Möglichkeit für ausgeschlossen zu halten.

115. Die Identifizierung kotig = levitisch unrein = fremd ahnt man schon in der Lagervorschrift Dt 23, 10, die wir schon zitierten (Siehe S. 318).

Die Welt ist also in zwei Bereiche geteilt, in den bewohnten »Lagerbereich Israels« und die wüste »Welt der Feinde«.

Schon hier haben wir den Unterschied zwischen »Kindern des Lichtes« und »Kindern der Finsternis« vor uns, den die Essener mit umgekehrten Vorzeichen kannten, denn das von der Mehrzahl der Israeliten bewohnte Land war für sie »böse«, und die Wüste, in der für die andern die Dämonen hausten, war ihnen das Exil des »wahren Israel«. Wir sehen schon hier die so verhängnisvolle Differenz von reinem »geistlichem Bereich« und schmutzigem »weltlichem«, schließlich von »kulturell hochwertigem Volk« und der übrigen massa damnata.

Levi antwortet auf die Frage, wie man den Araber beschreiben könne, er gleiche den Dämonen des Aborts.

Diese Dämonen, dunkel, bocksgestaltig, sind unreine Geister, die die Aborte bevölkern, während die Engel Jahves sich von solchen Stätten fernhalten.

Ähnliche Geister gibt es in Badehäusern, Schmutzwasserkanälen etc., und jeder Mensch, der an einer solchen »Stätte« der Unreinheiten übernachtet (wie Petrus es im Gerberhaus getan hat), ebenso jeder, der die rituelle Händewaschung bei den Mahlzeiten vernachlässigt (was die Pharisäer offenbar zu Recht Jesus und seinen Jüngern vorgeworfen haben), begibt sich in die Gewalt des betreffenden Dämons.

Auch wer sich zu Mittag am Abort aufhält, ist gefährdet, denn zu dieser Zeit lauert der Mittagsdämon im Schatten der Örtlichkeit.

Schon von diesem Standpunkt aus ist es sonderbar, daß Petrus auf dem Dach eines Hauses, das einem großen Abort glich, ausgerechnet zur Mittagszeit eine gottgegebene Vision gehabt hat.

116. Eisler, 230 ff.

117. Heer

118. Heer
119. Ein von F. Heer besonders gern gebrauchter Terminus, der mit dem psychoanalytischen »Unbewußten« korrespondiert. Vgl. Daim, Untergrund.
120.–124. Heer
125. Bis 1918 in verschiedenen Domkapiteln in Deutschland und Österreich, bis 1945 in Oststaaten – Polen, Ungarn –, bis jetzt in Teilen Spaniens.
126. Heer
127. Dieses Kapitel fußt, was die gebrachten Fakten betrifft, im Wesentlichen auf Agnihotri.
128. Heer
129. Agnihotri S. 12 f.
130. Agnihotri S. 25 f.
131. Mees
132. Agnihotri S. 31
133. Dvorak, Reik
134. Agnihotri S. 23 f.
135. Nach der Wochenschrift »Heute«
136. Das Wort Rassismus ist sicherlich keine schöne Bildung. Nun ist aber -ismus eine Endung, die geeignet ist, Ideologien mit einem gemeinsamen sprachlichen Stempel zu versehen, den sie ja auch verdienen. Daher riskieren wir lieber den Vorwurf einer unglücklichen sprachlichen Bildung.
137. Lanz, Weltfriede S. 5
138. Gobineau
139. Evola, Erhebung
Imperialismus
140. Lanz, Frauenrecht, Innenseite des dortigen rückwärtigen Umschlagblattes
141. Lanz, Nacktkultur S. 12
142. Lanz, Weltfriede S. 9
143. Mylan
144. Nietzsche, Gedichte, »An Spinoza«
145. Schuler S. 151
146. Reichmann
147. Hitler S. 458
148. Hitler S. 357
149. Nach persönlichen Mitteilungen eines Arztes, der während der

NS-Zeit in einer Gebärklinik Dienst machte und dort ein entsprechendes Spruchband vorfand.

150. Daim, Hitler
Eine Arbeit über die Zwischenposition ist in Vorbereitung.

151. Nach dem Ergebnis einer Meinungsuntersuchung des deutschen Industrie-Instituts.

152. Daim, Hitler
Umwertung

153. Hoegner

154. Marx, Auswahl S. 58

155. Marx, Auswahl S. 91

156. Marx, Frühschriften S. 278 ff.

157. Marx, Frühschriften S. 293

158. Borkenau in seiner Einleitung zu Marx-Auswahl

159. Robert Neumann S. 178 ff.

160. Djilas S. 59

161. Djilas S. 96

162. Djilas S. 70

163. Djilas S. 166 f.

164. Mitteilung eines anwesenden Journalisten

165. Alexander

166. Weber, Hajek

167. Nach einer persönlichen Mitteilung von Prof. Hans Sedlmayr

168. Nach Zeitungsmeldungen

169. Meissner, Umbruch

170. Dudinzew S. 14, 21, 10

171. Meissner, Wandel S. 3001 f.

172. Meissner, Wandel S. 3000 f.

173. Meichchner, Umbruch S. 51 f.

174. Daim, Raketenwettlauf

175. Freud, Witz

176. Sadger

177. Graber, Nachtwandelnder Knabe

178. Graber, Typisierung

179. Die durchwegs länglichen, spitzen Raketen unterscheiden sich vor allem im Blick auf die Stärke ihrer Antriebskraft. Sie besitzen, je nach der Type, verschiedene Potenz, und ihre Stoßkraft in den Weltraum ist entsprechend verschieden.
Die Raketen müssen die Anziehungskraft der Erde überwinden, um über den Abgrund des Raumes zum Mond zu gelangen. Bei

ihren ersten Versuchen in dieser Richtung stießen sie, auf dem Höhepunkt ihrer Kraft angelangt, kleine, runde Körper, die »Sputniks« aus. Die Ähnlichkeit des Vorgangs mit der Ejakulation ist nicht zu übersehen.

180. Kinsey

181. Nach einer Meldung aus Moskau hatten die Sowjets die Absicht, den Mond mittels einer Wolke Farbstoffs, die eine Rakete bei der Landung ausstoßen sollte, wenigstens partiell rot zu färben. Daß ein solches Vorhaben durchaus realisierbar wäre, demonstrierte die sowjetische Rakete vom 2. Januar 1959, die an einem bestimmten Punkt ihrer Bahn eine Natriumwolke, möglicherweise als optisches Signal für eine Steuerungskorrektur, von sich gab. Auch die Rakete vom 12. Oktober 1959 stieß eine solche Natriumwolke aus.

Es läßt sich schwer entscheiden, ob diese Meldung sowjetischen Gehirnen entsprang oder jenen westlicher Journalisten und Diplomaten. Tiefenpsychologisch ist das ziemlich unwichtig, auf jeden Fall wäre eine teilweise oder auch vollständige Rotfärbung des Mondes im Zusammenhang mit allen übrigen Aspekten des Raketenwettlaufs ein eindeutiges Deflorationssymbol. Kommt die Idee von den Sowjets, so wäre der Deflorationswunsch bei ihnen selbst zu suchen. Sollte sie von westlichen Diplomaten und Journalisten erfunden worden sein, dann würde sie der Angst entstammen, die Sowjets könnten den Mond deflorieren. Sollte die Idee von den Sowjets stammen, dann wurde sie, wenigstens zunächst, fallengelassen, denn die Rakete, die am 13. September 1959 tatsächlich den Mond traf, stieß keinerlei Farbstoff, sondern einen sogenannten »Mondwimpel« aus. Dieser war, ähnlich wie einer der ersten Sputniks, eine Kugel. Von diesem Treffer an hat der Mond seine Unberührbarkeit und Jungfräulichkeit verloren.

182. Wir dürfen nicht übersehen, daß der Sieg der Sowjets im Raketenwettlauf auch sehr positive Seiten besitzt, nämlich hinsichtlich ihres Selbstbewußtseins. Wenn Chruschtschow seine Krawatte geschmückt hat (nach Zeitungsmeldungen), dann bedeutet dies offenbar eine starke Stütze für sein Selbstbewußtsein (Die psychoanalytische Symbolik der Krawatte wollen wir nicht näher verfolgen). Eine solche Stütze ist für alle Beteiligten von Vorteil, denn sie läßt hoffen, daß die Sowjets eines Tages aus ihrer Ressentimentsposition herausfinden.

183. Mao nach Payne, S. 305
184. Bei der Darstellung der Fakten von Maos Leben halten wir uns an Payne. Die psychologische Ausdeutung ist jedoch von uns.
185. Payne S. 79
186. Payne S. 125
187. Payne S. 305
188. Payne S. 304
189. Payne S. 308 f.
190. Payne S. 310 f.
191. Daim, Umwertung
Erlösung
Psychoanalytisches Bild
192. Daim, Umwertung
193. Daim, Untergang
194. Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Professor Herbert Franz von der Hochschule für Bodenkultur, Wien.
195. Diesen Hinweis verdanke ich Herrn Professor Herczeg, Rangun.
196. Fedorow
197. Die politische Geographie-Geopolitik leidet leider an einer naiven Psychologie, was ihren Ertragsreichtum natürlich stark vermindert.
198. Dolzen-Pease
199. Ortega y Gasset

Die bisherigen Werke von Wilfried Daim:

TOTALER UNTERGANG?

1959, 143 Seiten, zahlreiche Skizzen, Leinen DM 9.80

Ein Buch, das jeden denkwilligen Zeitgenossen angeht! Im Verlauf seiner mit ebensoviel Mut wie Nüchternheit angestellten Untersuchungen gelangt der Autor zu Schlußfolgerungen, die auch den interessierten Laien faszinieren werden. Ein bedrängend aktuelles Werk, zwingend in Tatsachen und Folgerungen.

Manz Verlag, München

DER MANN, DER HITLER DIE IDEEN GAB

Von den religiösen Verirrungen eines Sektierers zum Rassenwahn des Diktators

286 Seiten, 34 Zeichnungen, 16 Abbildungen, Ganzleinen DM 19.80

Isar Verlag, München

UMWERTUNG DER PSYCHOANALYSE

364 Seiten, 34 Tafeln, Ln. DM 12.80

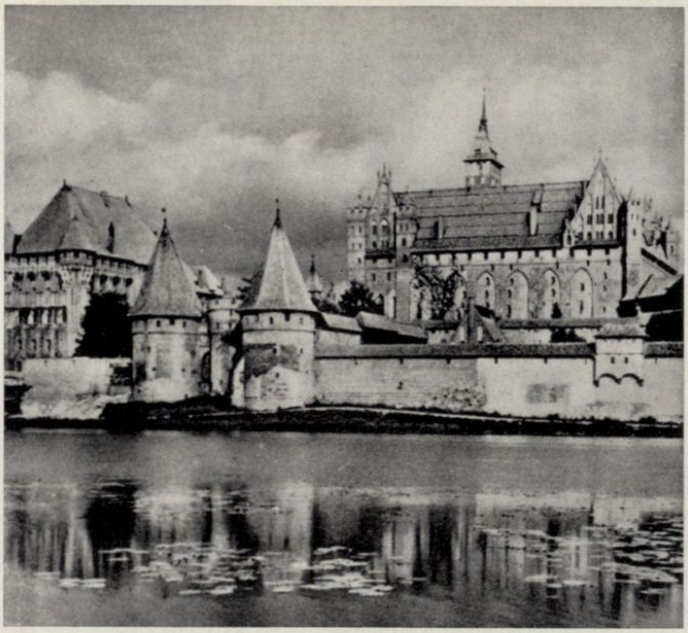
TIEFENPSYCHOLOGIE UND ERLÖSUNG

360 Seiten, 34 Tafeln, Ln. DM 19.80

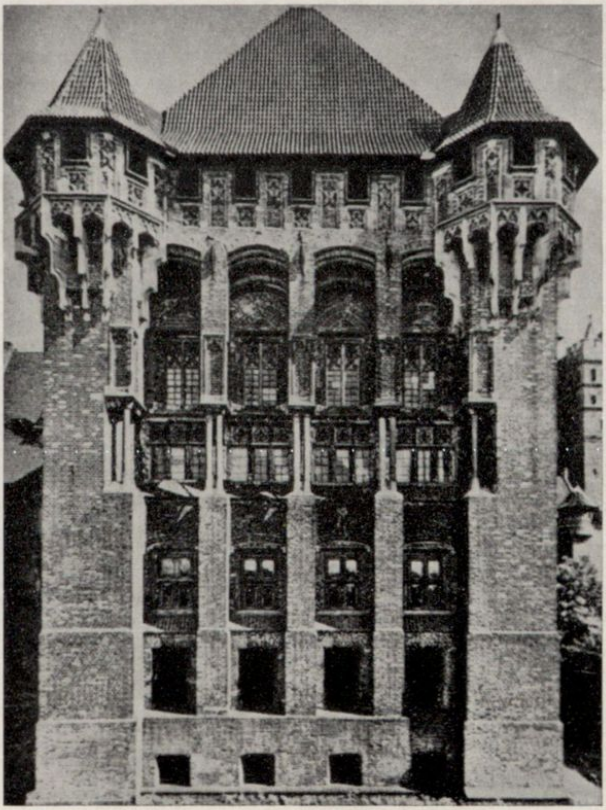
Herold Verlag, Wien – München

HANDSCHRIFT UND EXISTENZ (vergriffen)

Verlag Anton Pustet, Graz – Wien – Köln



Hochfeudal: Selbstgewisses Überherrschen. Marienburg an der Nogat. Sitz des Hochmeisters des deutschen Ritterordens.





Spätfeudalismus: Terrasse der Hofburg in Wien.

Tafel 2



Sekundärfeudalismus: Bürgerhaus in Wien.

Tafel 3

Der Stürmer

Deutsches Wochenblatt zum Kampfe um die Wahrheit

HERAUSGEBER: JULIUS STREICHER

Nummer 50 | Nürnberg, im Dezember 1938 | 19

Entmannung der Rassenschänder!

Die Rassenschande geht hemmungslos weiter / Die Brüder Rosenberg in Hamb

Zwei Talmudjüblein

Die beiden Judenbuben Herbert Rosenberg und Werner Rosenberg aus Hamburg haben eine ausgesprochen jüdische nationale Erziehung genossen. Sie besuchten die Talmud-Thora-Schule. Das heißt, sie besuchten eine Schule, in der sie im wesentlichen nach den jüdischen Gesetzen des Talmuds und der Thora erzogen und gelehrt wurden. Die Thora ist das alttestamentarische Gesetzbuch der Juden. Es enthält die fünf Bücher Moses und alle die Schwüre, Flüche, die verbrecherischen Rezepte und Verheißungen des Gottes Jahwe für das jüdische Volk. Der Talmud ist das große jüdische Verbrecherlehrbuch, das der Jude täglich im praktischen Leben anwendet. So wurden die beiden Judenbuben schon in frühester Jugend als kleine Talmudjüblein ausgebildet. Frühzeitig wurde ihnen beigebracht, daß nur der Jude als Mensch anzusehen, der Nichtjude aber dem Tiere gleich sei. Es wurde ihnen beigebracht, daß der Nichtjude eigentlich nur dazu da sei, den Juden zu bedienen und von dem Juden ausgebeutet und betrogen zu werden. Vor allem wurde ihnen beigebracht, daß sie als Juden später, wenn sie mannbar geworden waren, sich der Nichtjüdinnen bedienen konnten und daß sie diese ruhig in Massen schänden dürften.

Schändet die Nichtjüdinnen!

Die Judenbuben Rosenberg richteten sich getreulich nach diesen Lehren und Talmudgesetzen. Als sie in die Lehre kamen, war es besonders die Talmudlehre:

„Es darf der Jude die Nichtjüdin mißbrauchen." (Maimonides: Jad chasaka, Seite 2, 2.).

Es ihnen gefiel und die sie eifrig mit teuflischer Freude befolgten. Wo eine Nichtjüdin in ihre Hände kam, war

Aus dem Inhalt

Der Talmud gibt!
Brief aus Hamburg
Ein bemerkenswertes Urteil / Die Hamburger
Kinderstube / Judenfreundliche Rechtsanwälte
Rassenschänder und Erpresser
Der Rauschgifthändler
Leiter der Tarnung

Rassenschande



Nur harte Strafen schützen unsere Frauen
Vor weiterem Zugriff echter Judenklauen

Die Juden sind unser Unglück

Ein Titelblatt des »Stürmers«.
Dokument nationalsozialistischer Kastrationswünsche.

Tafel 4

Der Stürmer

Deutsches Wochenblatt zum Kampfe um die Wahrheit

HERAUSGEBER: JULIUS STREICHER

Nürnberg, im Januar 1938

16. Jahr
1938

Mildernde Umstände

Was das Volk nicht verstehen kann

...atsanwälte haben dafür zu sorgen, daß Ge... bestraft werden. Wird vom Staatsanwalt ...hsübertretung festgestellt, dann erhebt er ... Gesetzesbrecher Anklage beim zuständigen ...m Schlusse der Gerichtsverhandlung stellt er ...ntrag. Das Gericht, das in seinem Urteil ...g ist, kann dem Antrag des Staatsanwalts ... oder ihn ablehnen. Das Gesetz gibt dem ...alt die Möglichkeit, bei der Feststellung des ...ehes „mildernde Umstände" mitsprechen zu ... der Angeklagte kann das Gericht um eine ...rafe bitten. Bei der Urteilsbegründung durch ...sitzenden wird ausdrücklich erklärt, wa... Angeklagten mildernde Umstände gewährt, ...n sie ihm versagt worden sind.

...m Reichstag zu Nürnberg wurden am 15. ... 1935 Gesetze zum Schutze von Blut und ...ffen. Sie sind als „Nürnberger Gesetze" in ...hte eingegangen. Die „Nürnberger Gesetze" ...en geschlechtlichen Verkehr der Juden mit ...nen als Rassenschande und verlangen von ...digen Gerichten eine entsprechende Bestra... Uebertreter. Es kann eine Gefängnis- oder ...rafe ausgesprochen werden.

... voranzusehen, daß die Bedeutung, die die ...r Gesetze" für das deutsche Volk haben, zu... vielen Deutschen gar nicht begriffen wurde. ... die vom Nationalsozialismus aufgestellte ... etwas völlig Neues war, konnte man von ... nicht erwarten, daß sie für die Notwendig... Nürnberger Gesetze" das entsprechende Ver...

...em Inhalt

...Devisenerlaß
...rossrabbiner Dr. Fischer Herzog vom ...Lande Israel
...der Reichshauptstadt
...Schießen
...sich mit Juden einläßt ....

Talmudtat



Wenn seines Bruders Gier er stillt,
Hat er nur sein Gesetz erfüllt

Läßt Mitleid walten sein Gericht,
So rettet deutsches Blut ihr nicht

...e Juden sind unser Unglück

Ein Titelblatt des »Stürmers«.
Dokument nationalsozialistischer Kastrationswünsche.

Rekord in Rassenschande



Die amerikanische Zeitung „Milwaukee Sentinel" zeigt in ihrer Ausgabe vom 11. Februar 1934 den „größten Liebhaber" des Broadway (Neuyork) mit einer neuesten „Schiefe". Das hübsche blonde Mädel bildet sich etwas darauf ein, die neueste Geliebte dieses Juden Richman zu sein. Ist sie doch — nach biblischen Begriffen — nur eine Handvoll Kot, den man auf den Völkermisthaufen wirft! Das blonde Mädchen heißt Edith Roark. Das schöne Kind überschüttet den Juden mit Blumen, Telegrammen und Ferngesprächen, wenn er nicht 2000 Meilen weit kommen kann, um das Wochenend mit ihr zu erleben.

Das blonde Mädchen ist wohl deutscher, nordischer Herkunft. Welches Weib, das dieses Bild sieht, glaubt in ihm nicht die Erfüllung der schönen Körperform zu finden, die zur Zeugung neuer schöner Menschen anreizen soll? Welcher Mann sieht in diesem blonden Weib nicht die Heimat künftiger Geschlechter? Nicht Neid erfüllt den Beschauer dieser Szene, sondern Empörung, unbändiger Haß gegen diese Frau, die teuflische Rassenvermanschung hier ungestraft treiben kann. Das Mädchen ist für die arische Rasse verloren. Es ist eine Beute des jüdischen Teufels Jehova geworden.

Was dachten unsere Vorfahren, die Germanen, dem deutschen Weibe? Sie dachten ganz anders: „Die Frauen sind in den Augen der Germanen heilige Wesen." (Inesse quin etiam sanctum aliquid et providum putant).

Wehe dem Weibe, das gegen die Heiligkeit sich vergeht:

„Eine Frau, die ihre Keuschheit preisgibt, kein Erbarmen." (publicatae enim pudicitiae nulla). „In Germanien lacht man nämlich das Laster. Verführen und sich verführen lassen hier nicht dem Zeitgeist huldigen." (nemo enim vitia ridet, nec corrumpere et corrumpi saeculum

So spricht der Römer Tacitus in seiner „Germania" über unsere Vorfahren. Er hält seinen jüdischen, rassisch vermanschten Volk einen Spiegel vor die Augen. Sollte man nicht in unseren Schulen die „Germania" von Tacitus durchnehmen und sie auswendig lernen lassen und sie zum Alptraum des deutschen Volkes erklären?

Dr.

Südafrika erwacht

Der italienische Pressedienst „Antibolschewismo" in der Ausgabe vom 6. März 1938:

„Südafrika organisiert sich, um sich gegen die bolschewistische Gefahr zu verteidigen.

In der Südafrikanischen Union hat die Agitation und Propaganda der Kommunistischen Internationale eine unruhigende Entwicklung eingeschlagen. Die „Star" tritt mit, daß angesichts dieser gefährlichen Lage die Gesellschaft der Bergleute Südafrikas einen Protest gegen den Bolschewismus erhoben hat. Versammlung dieser Gesellschaft gab eine scharfe Erklärung ab. Wenn der Kommunismus jemals zur Herrschaft käme, dann wäre dies zum großen Ruhen der Juden, aber nicht für die Arbeiter."

Die südafrikanischen Bergarbeiter haben erkannt, welche Hölle der Jude sie hineinlocken will.

Gleiches zu Gleichem gesellt sich

Die in Chicago erscheinende jüdische Wochenschrift „Sentinel" meldet in der Nummer vom 20. Januar aus Neuyork:

„Katholische Nonnen und jüdische Lehrer unterrichten den siebenjährigen Mario Alexander in der katholischen und jüdischen Religion. Der Knabe ist der Sohn eines jüdischen Vaters und einer katholischen Mutter. . . . Sein Vater Alexander Alexander hat von der Mutter des Knaben schreiben und verlangt sich wieder."

Das kann man simultanen Religionsunterricht nennen. Der Junge ist dann, wenn er groß ist, noch zu gebrauchen.

Knabenverderber Mansbach in Frankfurt a. M.

Der 41jährige Jude Edmund Mansbach, wohnhaft in Schleidenstraße 12 zu Frankfurt a. M., sprach im Sommer 1937 beim Bahnhof in Aschaffenburg einen 12jährigen deutschen Jungen an. Der Knabe hatte den Juden noch nie gesehen. Er ließ ihn stehen und ging weiter. Als er bei einer anderen Gelegenheit wieder von dem Juden angesprochen und zu einem Besuch nach Frankfurt eingeladen wurde, kam dem Jungen die ganze Sache bedenklich vor. Auch die sonderbaren Gespräche, die der Jude führte, ließen in dem Jungen die Vermutung aufkommen, daß es sich hier um einen üblen Knabenverderber handelt. Er hatte nämlich schon mehrfach Berichte in den Zeitungen gelesen, nach welchen Juden auch heute immer wieder versuchen, sich an deutsche Knaben heranzumachen. Der aufgeklärte Knabe verständigte daher sofort die Polizei.

Eines Tages führte der Jude den Knaben in die Anlagen von Aschaffenburg. Mit Worten, die nicht wiedergegeben sind, suchte er den Knaben zu überreden und wurde schließlich handgreiflich. In diesem Augenblick aber hatte die Polizei zu und verhaftete ihn.

Bei der Verhandlung am 27. April 1938 vor der großen Strafkammer des Landgerichtes Aschaffenburg tat der Jude natürlich, als ob er vollkommen unschuldig sei. Mit großmäuligem Wortschwall suchte er dem Gericht weiszumachen, es hätte nur die edelsten Beweggründe gehabt. Jud Mansbach gab zwar zu, homosexuell veranlagt zu sein, aber er habe mit dem Jungen nichts vorgehabt. Im Gegenteil! Nicht er, sondern der Junge habe mit ihm etwas tun wollen. (Die) ist ein alter jüdischer Trick! Der biblische Joseph hat diesen Schwindel schon in der Angelegenheit Frau Potiphar versucht und auch heute hören wir häufig in Gerichtsverhandlungen die Ausrede jüdischer Rassenschänder, nicht sie wären die Verführer gewesen, sondern ausschließlich die Frauen.) Das Gericht verurteilte den Juden gemäß dem Antrag des Staatsanwalts zu 2 Jahren Zuchthaus und 5 Jahren Ehrverlust.

Klärt die Jugend auf!

Der Knabe, der die Verhaltung des Juden veranlaßt hatte, war der Verführung durch den Juden dadurch entgangen, daß er durch die Zeitung aufgeklärt war. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte der Jude wohl mit Sicherheit sein Ziel erreicht. Es gibt immer noch gewisse Leute, die dem Stürmer gegenüber den Vorwurf erheben, er würde durch seine Aufklärungsarbeit die Sittlichkeit der Jugend gefährden. Ganz abgesehen davon, daß die Aufklärung des Stürmers in ganz einwandfreier Weise geschieht, ist das Vorkommnis in Aschaffenburg wieder einmal ein Beweis dafür, wie notwendig es ist, gerade unsere Jugend vor dem Judyn zu warnen. Wie notwendig es ist, gerade der Jugend den Juden immer wieder in seiner Verworfenheit und Niedertracht zu schildern! Wie notwendig es ist, gerade der Jugend Kenntnis zu geben über die Kniffe, die die Juden anwenden, damit es ihnen gelingt, deutsche Knaben und Mädchen zu verderben. Lieber eine über den Juden aufgeklärte Jugend, als eine vom Juden verdorbene Jugend! Der Stürmer wird daher auch in Zukunft immer wieder Warner sein. Er wird der deutschen Jugend die Augen öffnen über ein Volk, das den Teufel zum Vater hat.

H.



Während einer Pause im Schulungslager in Niederntels bei Marquardtstein



Die Ortsgruppe der NSDAP. Neubergweier Karlsruhe) hat einen Stürmer-Kasten eing

Frauen und Mädchen, die Juden sind Euer Verderben!

Aus dem »Stürmer«. Dokument nationalsozialistischer Eifersucht auf die Juden.

eit schützt vor Zuchthaus nicht

en Wissenden ist es geradezu erschreckend, wie Judenfrage in den Kreisen der sogenannten Ingriffen wird. Bielfach ist dies aus der Art zu wie die Prozeßberichte abgefaßt sind. auch aus den Ueberschriften dieser Bestand in einer deutschen Tageszeitung über dem ostfarth:

holt schützt vor Zuchthaus nicht"

Berichterstatter ist also der Meinung, der Jude habe eine Torheit begangen. Was ist eine ? Was ist ein Tor? Ein Tor ist ein gutharmloser, tolpatschiger Mensch. Ein Mensch, Leben nicht kennt. Ein Mensch, der in seiner gkeit und Harmlosigkeit von anderen, gerisseneren immer wieder hereingelegt wird. Das ist ein e Torheit ist, wenn ein Mensch zu gutgläubig Wenn er in seiner Unbeholfenheit dem Leben Fehler begeht. Wenn er unbesonnen und unandelt. Das sind Torheiten.

aber tat der Jude **Wohlfarth**. Er setzte den gegen die Nürnberger Gesetze bei jeder Gelegenstoßen. Er tat dies in voller Ueberlegung. Er Rassenschändungen in der gerissensten Weise täuschte die Frauen, indem er sich als Deutsch als Nationalsozialist ausgab. Er erwidrisch vor Gericht, daß er natürlich den Frauen Stammbaum nicht vorgelegt habe. te ebenso höhnisch und zynisch hinzu, ihm hätten utsche Frauen gefallen, jüdische nicht. ßlich erklärte er, er habe **bewußt** gegen die r Gesetze gehandelt, weil er sich als Jude durch e „beleidigt" gefühlt habe.

t der Jude **Wohlfarth**. Und er stürzte danichtjüdischen Frauen in namenlo- und trieb sie zum Teil zum Selbstnd das nennt dann ein Journalist eine Torheit! s ist ein mit aller Berechnung und er Niedertracht ausgeführtes abgeVerbrechen. Ein Verbrechen, schlimmer Mord. Ein Verbrechen, das dieser Jude an n schuldlosen Einzelpersonen beging und mit dem eutsche Volk und das Deutsche Reich llte. Das ist die Tat, die der Jude **Wohlfarth** d die in der Presse als „Torheit" bezeichnet ieser Fall und andere ähnliche zeigen, daß sich en Schriftleiter viel mehr als bisher mit der e befassen müssen.

Drohung, Gewalt und Täuschung

Die Rassenverbrechen des Juden Breyer in Wuppertal

Ein ausgesprochener Talmudjude ist der „Kaufmann" Julius **Breyer** in Wuppertal. Wie dieser Fremdrassige heute noch in der Geschäftswelt Vertrauen genießen kann, ist ein Rätsel. Er ist **siebenmal** vorbestraft. Einmal wegen Mehlschiebung, einmal wegen Preistreiberei, einmal wegen Diebstahls und viermal (!!) wegen Unterschlagung. Trotzdem hat dieser Jude eine ausgezeichnete Existenz und verdient auch heute noch viel Geld. Ein Nichtjude würde bei einer solchen Strafliste überhaupt nicht mehr hochkommen. Daß dem Juden **Breyer** aus seinen Vorstrafen nicht der geringste Schaden erwuchs, ist darauf zurückzuführen, daß er im Wesentlichen mit Juden seine Geschäfte macht. Für Juden aber hat der vorbestrafte Rassegenosse keinen Makel. Er hat sich vielmehr **Verdienste** errungen. Denn es steht im Talmud geschrieben:

„Wenn der Nichtjude an seinem Vermögen geschädigt werden kann, so soll der Jude ihn schädigen. Denn Gott hat das Vermögen der Nichtjuden den Juden freigegeben." (Baba kamma, Seite 37 b)

Der Jude Julius **Breyer** verdiente durch seine Geschäfte so viel, daß er neben seiner Wohnung, die sich in der Küpperstraße in Wuppertal befindet, noch ein möbliertes Zimmer mieten konnte. Er verdiente so viel, daß er neben seiner Familie noch **drei Nichtjüdinnen** aushalten konnte.

Breyer ist in Amerika geboren. Er wurde jedoch von seiner Mutter renaturalisiert. Dadurch verlor er die amerikanische Staatsbürgerschaft. Er wurde Staatsangehöriger in Deutschland. Trotzdem gab sich der Jude als „Amerikaner" aus. Er benützte in seinen Gesprächen immer wieder englische Wörter. Er schimpfte auf die Juden (!!). Er rühmte sich, daß er „gute Beziehungen" zu „maßgebenden Stellen" habe. So täuschte er die ganze Zeit hindurch seine Umgebung.

Breyer betrieb, wie jeder Jude, die **Rassenschande**. Wieviel Nichtjüdinnen seine Opfer wurden, ist nicht bekannt. In der letzten Zeit hatte er die genannten **drei Nichtjüdinnen** in seine Hände gebracht. Die Nichtjüdinnen waren arm. **Breyer** brachte es fertig, ihre Notlage auszunützen und sie vollständig von sich abhängig zu machen. Eine davon bezog das von ihm gemietete möblierte Zimmer. Um die Rassengesetze kümmerte sich **Breyer** nicht im Geringsten. Er mimte den „Amerikaner" und trieb Rassenschande ohne jede Hemmung. Eines Tages erfuhr eines der Mädchen, daß **Breyer** Jude sei. Es machte ihn auf die „Nürnberger Gesetze" aufmerksam und wollte das Verhältnis lösen. Sie hatte aber die Unsichtigkeit begangen und dem Juden früher erzählt, sie schon einmal eine Abtreibung durchgeführt habe. Darauf pochte nun der Jude. Er **drohte** ihr mit einer Anzeige und zwang sie auf diese We



Julius Hirschfeld

aus Heilbronn am Neckar. Ein Judengesicht, das dem alle Laster sprechen. Hirschfeld wurde wegen Rassenschande zu 1 Jahr 2 Monaten Zuchthaus verurteilt.

sich immer wieder seinem Willen zu unterwerfen.

Auch die Nichtjüdin, die in dem möblierten Zimmer untergebracht war, wollte sich von **Breyer** trennen. Der Jude **drohte**, sie mit Lysol zu vergiften. Das Mädchen hatte den Juden als einen brutalen, gewaltätigen Kerl kennen gelernt. Es zweifelte keinen Augenblick daran, daß er seine Drohung wahr machen würde. So ergab es sich in sein Schicksal.

Die Verhaftung machte den Rasseverbrechen ein Ende. Die Aussagen der Zeuginnen entwarfen von dem Juden ein grauenvolles Bild. **Breyer** hatte sich nicht wie ein Tier, er hatte sich wie ein **Unter** benommen. Staatsanwalt bezeichnete das Verhalten des Angeklagten als „maßlos gemein" und seine Gesinnung als „unglaublich niedrig". Der Stürmer ist der Auffassung, daß eine solche Kennzeichnung einen Juden gewiß nicht ganz angebracht ist. Der Staatsanwalt hat richtiger von einem „echt jüdischen" Verhalten und einer „echt talmudischen" Gesinnung sprechen sollen. Damit ist alles gesagt. Der Staatsanwalt beantragte wegen

Rassenschande und Nötigung

5 Jahre Zuchthaus

und das Gericht gab diesem Antrag statt.

Damit war ein Rasseverbrecher für längere Zeit unschädlich gemacht. Ein Rasseverbrecher, der nicht unter Nürnberger Gesetze" verlacht hatte, sondern der sich die Nichtjüdinnen

unter Drohung und mit Gewalt

zur Rassenschande gezwungen hatte.

„Vor völkischen Weltanschauung muß es im völkischen Staat endlich gelingen, jenes üblere Zeitalter herbeizuführen, in dem die Menschen ihre Sorge nicht mehr der Höherschätzung von Hunden, Pferden und Katzen erblickten, sondern im Emporheben des Menschen selbst."

Adolf Hitler, „Mein Kampf", Seite



Revue-Girl vor einer jüdischen Prüfungskommission

So steht das Mädchen vor den höhnisch grinsenden Juden. Es ahnt nicht, daß es bald ein Opfer dieser fremdrassigen Frauenverderber sein wird.

Aus dem »Stürmer«. Dokument nationalsozialistischer Eifersucht auf die Juden.



Fürst Ernst Rüdiger von Starhemberg
Spätfeudaler Heimatschutzführer



Adolf Hitler
Sekundärfeudaler und Rassearistokrat



(Dr. Georg) Adolf Lanz (von Liebenfels)
Sekundärfeudaler – zugelegtes Adelsprädikat und Rassearistokrat



Lanz von Liebenfels' Lieblingsbild:
Minderrassiger (Äffling) raubt Edelfrau. Ödipalinvestment



Wladimir Iljitsch Uljanow – Primär-Lenin

Tafel 10

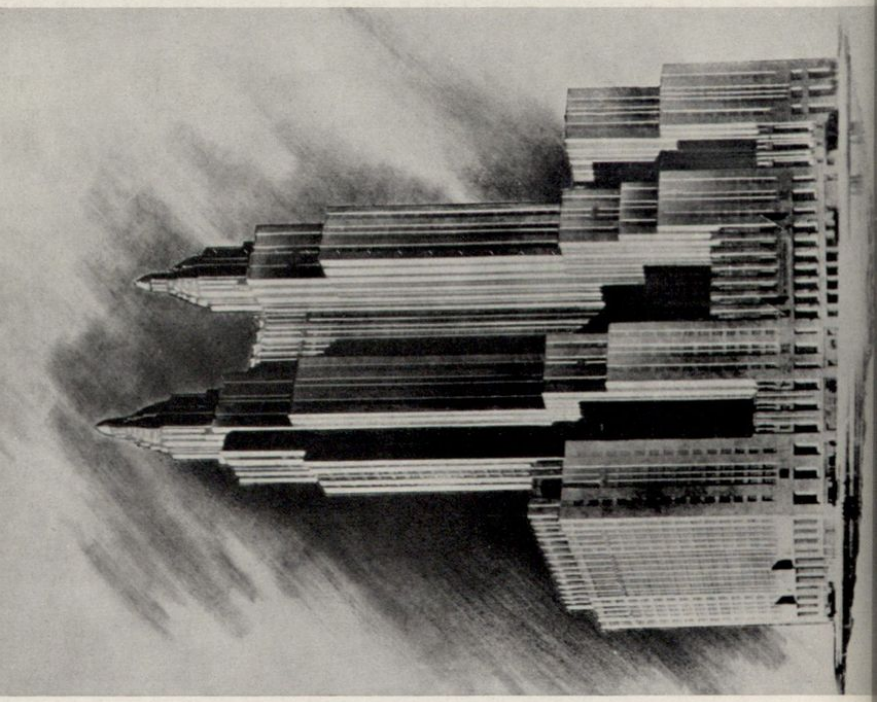


Walter Ulbricht – Sekundär-Lenin

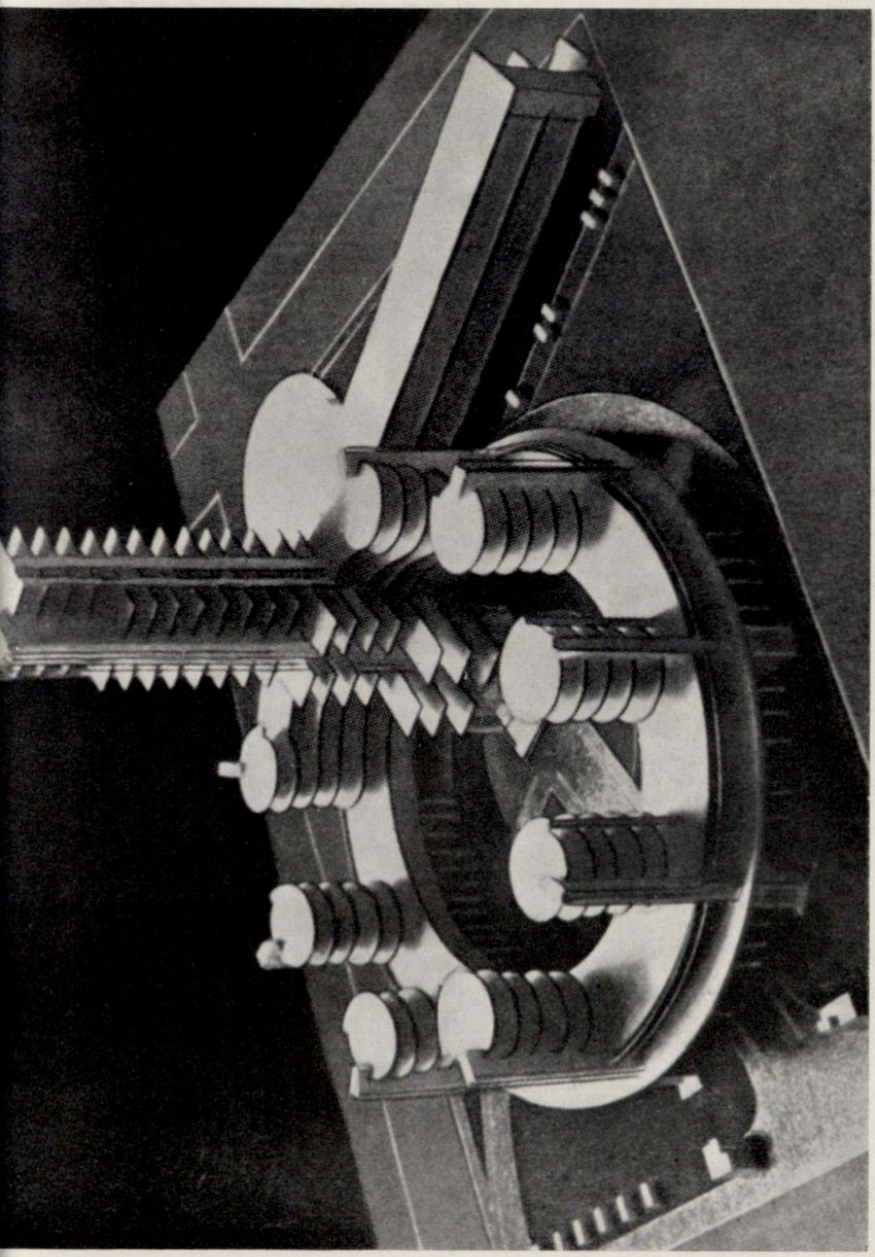
Tafel 11



Zaristisch - sakral: Basilius Kathedrale in Moskau



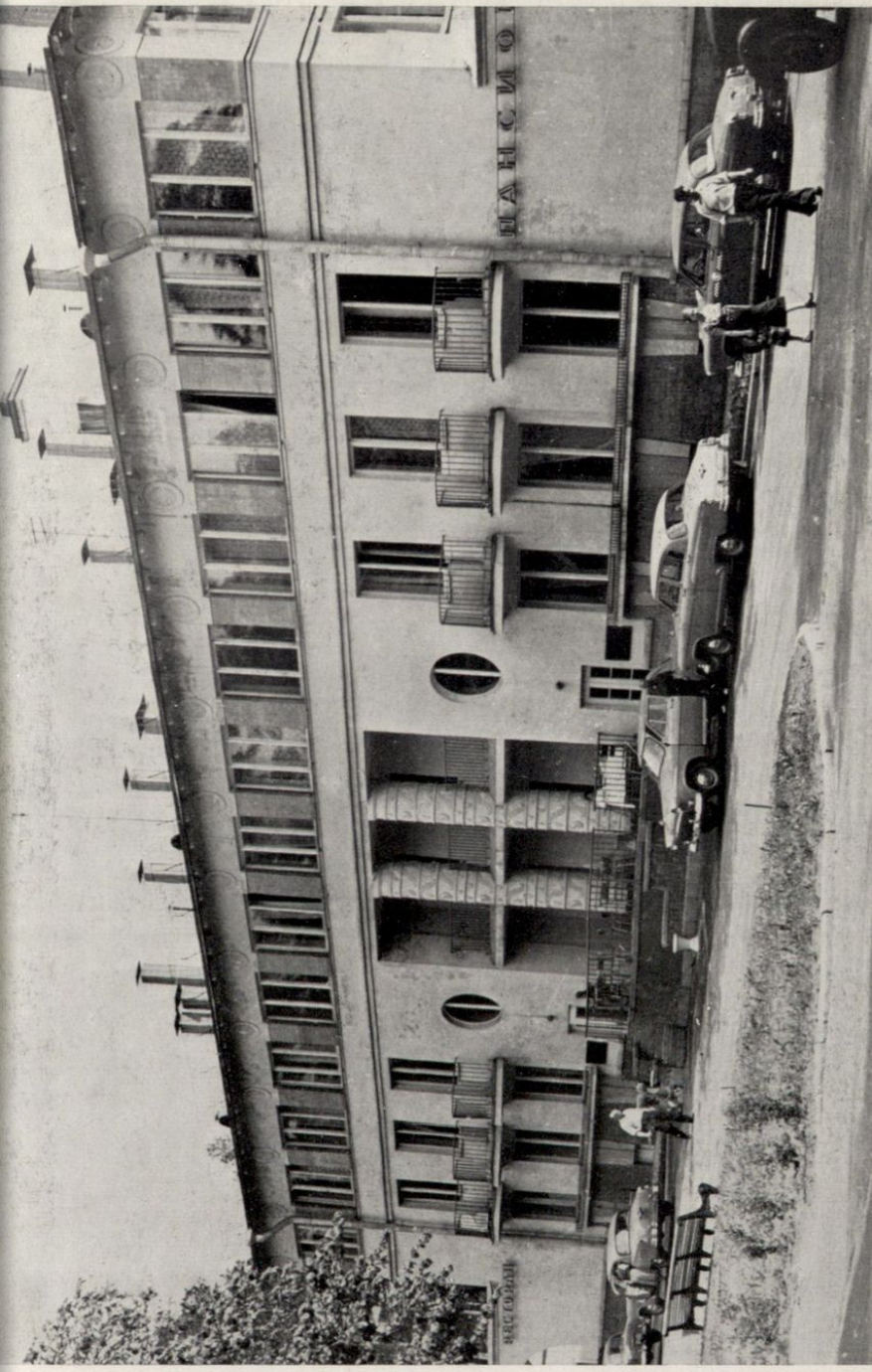
Primärkapitalistisch: Hilton Hotel Waldorf-Astoria



Primärrevolutionär: A. Siltschenko, Entwurf für den Bürobau der zentralen Industrie Verwaltung (Lenin-Ära)

Sekundärkapitalistisch: Universität Moskau (US-Hochhäuser als Vorbild) und sekundärzaristisch (Vgl. Basiliuskirche); Stalin-Ära.

Tafel 14



UdSSR-Motel. Sekundärrevolutionär; vergleichbar mit der westlichen Modernität der 30-er Jahre; Chruschtschow-Ära.

Tafel 15



Primärkapitalistisch: US-Cadillac



Sekundärkapitalistisch: UdSSR – Sil 111

Tafel 16